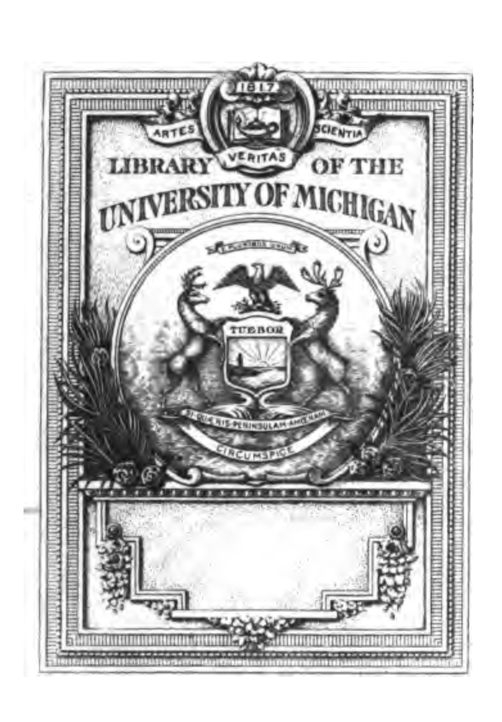
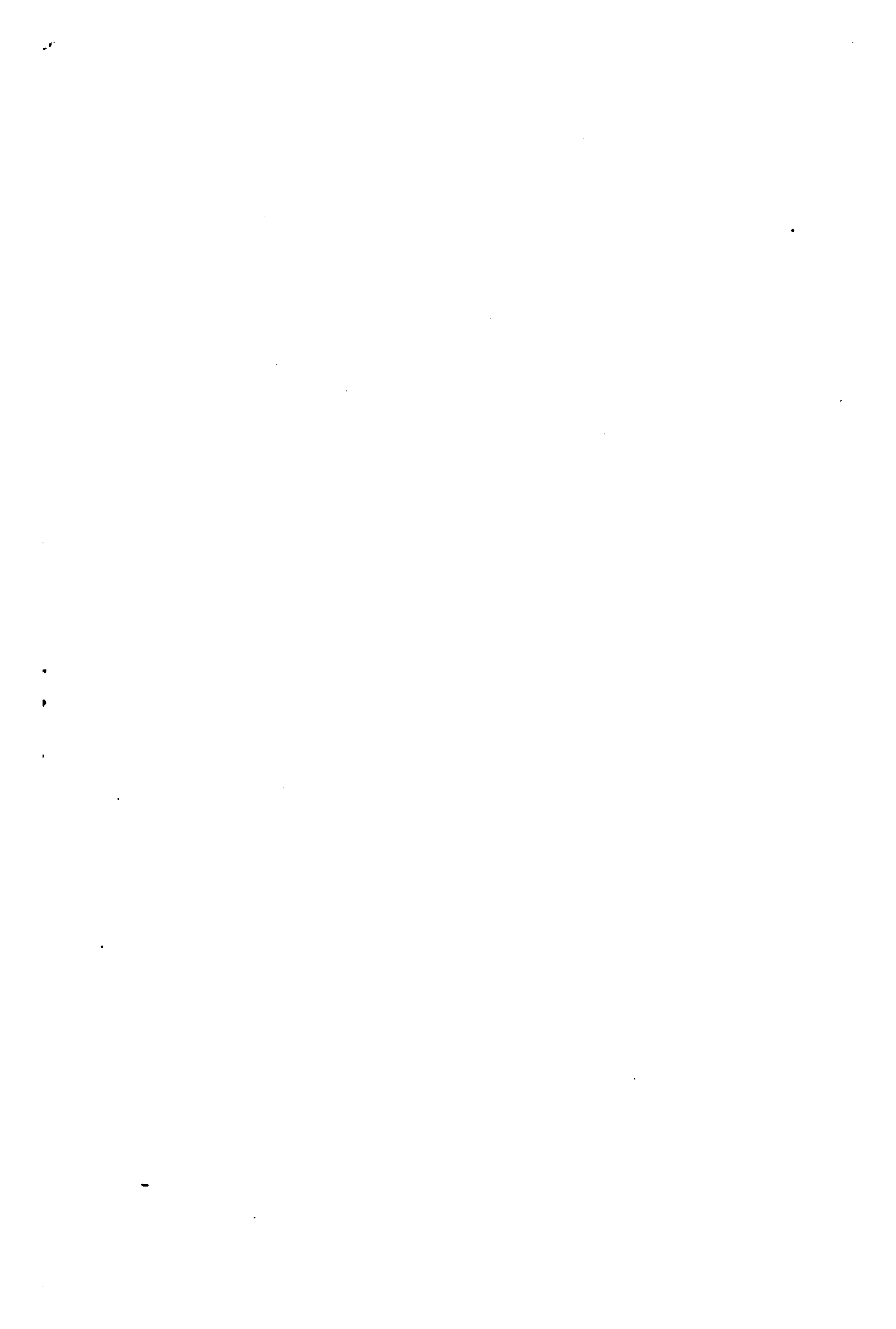
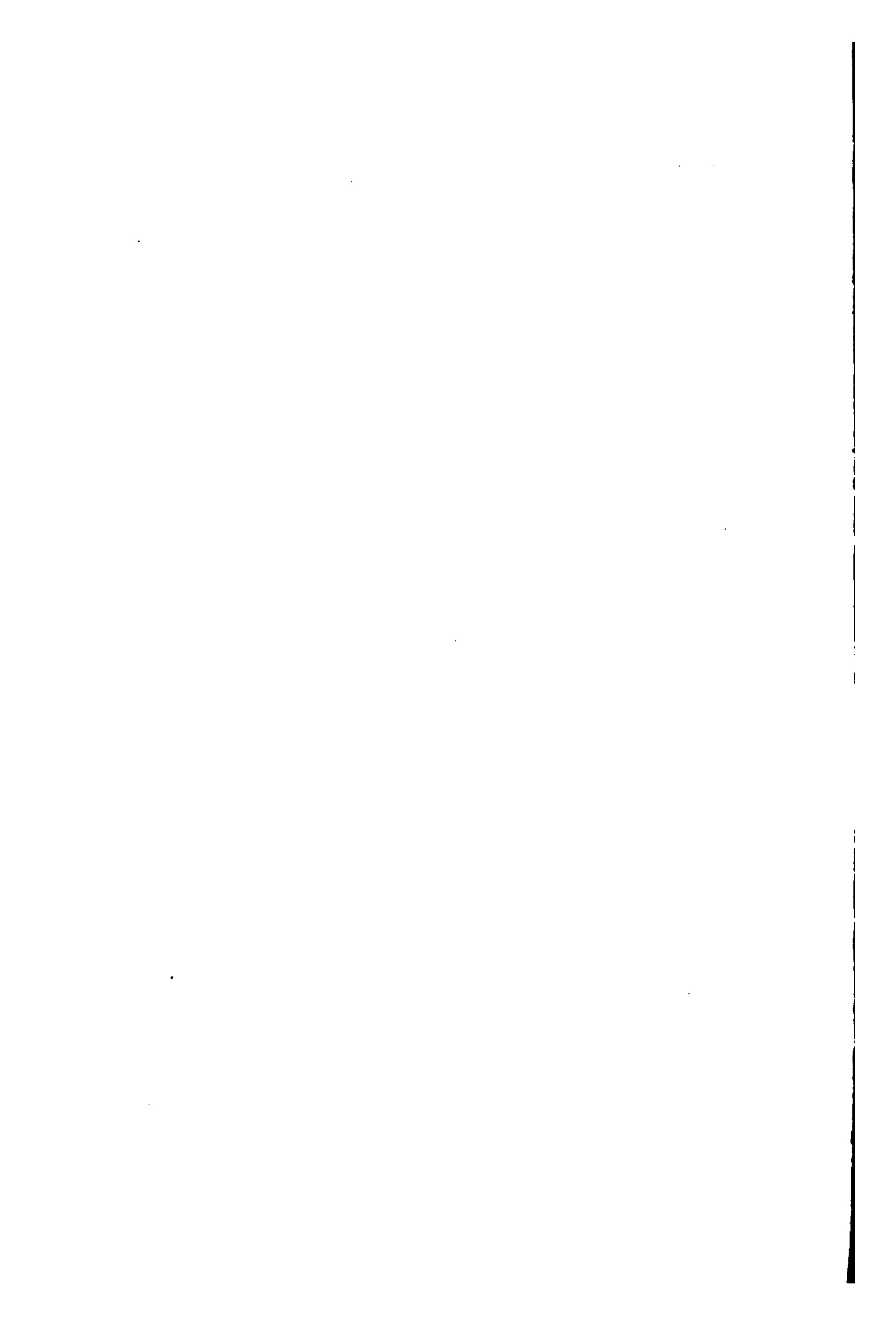



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







Dr. Isaak Markus Jost.

Isaak Markus Jost

und

seine Freunde.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Gegenwart.

Von

Heinrich Zirndorf.

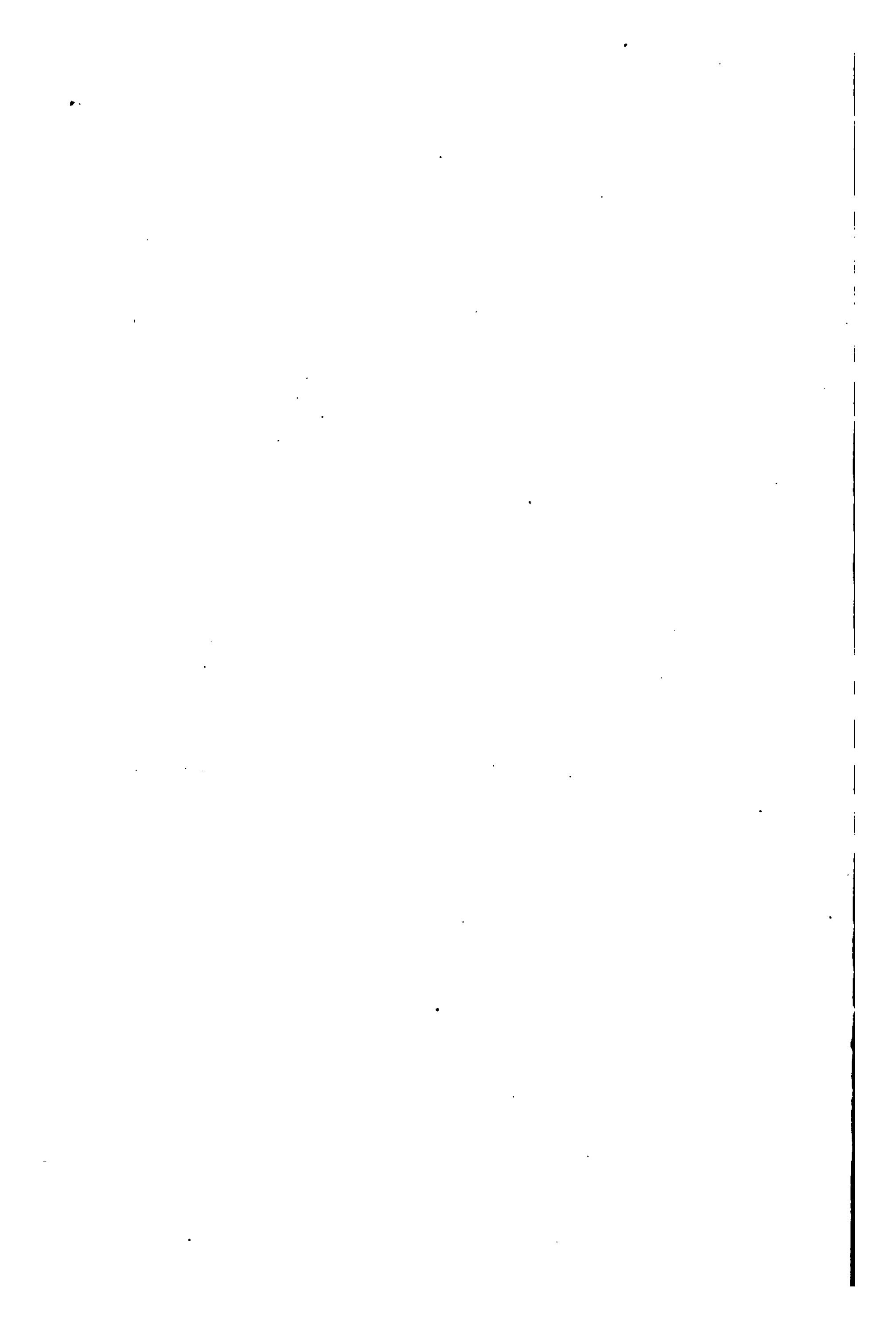
Mit dem Bildnisse Jost's.

The BLOCH Publishing and Printing Company, Cincinnati.
Leipzig and New York, B. Westermann & Co.
1886.

Meiner theueren Emma

in liebender Verehrung

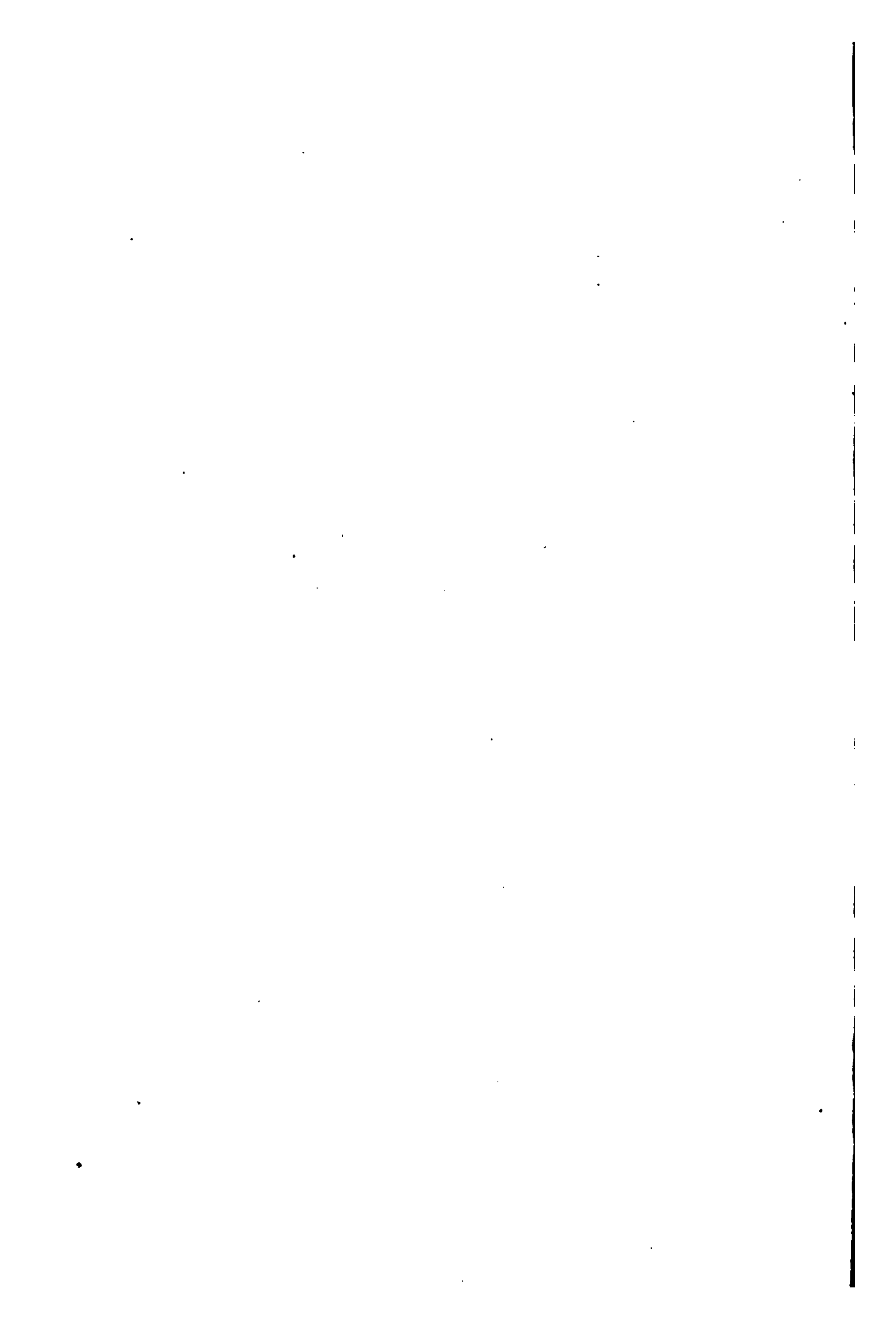
zugeeignet.



Als ich vor Jahren die ersten Zeilen dieses Buches niederschrieb, da schwamm meine Lebensbarke noch unsicher auf trüglichen Gewässern. Erst durch das reine Glück, an Deiner Seite gefunden, gewann ich die Muße und den rüstigen Muth zur Verwirklichung meiner besten Lebensziele. So werde denn mein öffentlicher Dank gegen Dich als Votivtafel diesen Blättern vorangestellt.

Cincinnati, im Juli 1886.

H. Z.



Vorwort.

Gegen Vorreden — richtiger: Nachreden — ist von jeher viel Wahres und Treffendes gesagt worden. Beim Jost-Buche nun dürfte ein solcher Prolog um so entbehrlicher erscheinen, als ja der eigentliche Vorwortstoff zumeist schon in den einleitenden Bemerkungen zur Verwendung kam.

Vielleicht indeß sollte ich etwas über die Beweggründe hinzufügen, die mich veranlaßten, meinen persönlichen Verhältnissen und Wahrnehmungen über mehr allgemeine Dinge einen wenn auch nur mäßigen Raum anzuweisen. In manchen dieser Gegenstände schienen mir bedeutsame Fragen der Wissenschaft und des gesellschaftlichen Lebens in den Vordergrund zu treten; und kein Billigdenkender wird mir's wol verargen, daß ich mein Büchlein zum Sprechsaal für meine wohlgemeinten Ansichten benützte. So wird beispielsweise der Widerstreit des Demos- und Heros-Prinzips, welchem ich einen längeren Excurs widmete, vielleicht in der Sociologie der nächsten Zukunft schon seinen Austrag finden und dann ohne Zweifel auch die historische Methode wesentlich mit beeinflussen.


ARTES
LIBRARY
UNIVERSITY

Brief an einen Freund als Einleitung.

Ihre Aufforderung, meine Erinnerungen an den trefflichen Jost endlich der Oeffentlichkeit zu übergeben, trifft so sehr mit meinem eigenen Wunsche zusammen, daß es kaum der triftigen Gründe bedurft hätte, womit Sie dieselbe unterstützen. Daß es mir eine heilige Pflicht sei, zum Ehrengedächtnisse des unvergeßlichen Mannes meinen schwachen Beitrag zu zollen, diese Vorstellung hat mich seit dem Tage, der mir die Kunde des großen Verlustes brachte, nie verlassen. Während eines Zeitraumes von anderthalb Jahren lebte ich, wie Sie wissen, mit Jost in derselben Stadt zusammen, stand ich mit ihm in dem trautesten Verkehr, verband mich eine Freundschaft mit ihm, so innig, wie sie nur selten einen älteren mit einem jüngeren Manne vereinigt hat, und wie sie sich nur durch die unverwelkliche Jugendkraft seiner eigenen reichen Natur erklärt. Kaum zwei Tage vergingen, ohne daß wir einander sahen, und die ganze Fülle und Tiefe seines Wesens erschloß sich mir in einer Reihe von unvergeßlichen Gesprächen. Dazu kommt noch, daß diese Zeit den Abend seines denkwürdigen Lebens bildete, und es scheint mir, als ob all das Gute und Schöne, das in seinem Geiste und Gemüthe lag, sich um so herrlicher und liebenswürdiger entfaltet hätte, je entschiedener sich dieser Geist zur Trennung von seiner schwächlichen Hülle rüstete.

Das Geschick, das mich ihm so nahe brachte, setzte nur wenige Wochen zwischen meine Trennung von ihm und seinen Abschied

vom Dasein. Am 19. September 1860 verließ ich ihn und das deutsche Vaterland, und am 20. November hörte Jost auf, sterblich zu sein — desiit esse mortalis. Der Entschluß, den ich damals sogleich faßte, den Manen unseres Freundes ein bescheidenes Denkmal zu setzen, war mir ein süßer Trost in meinem tiefen Schmerze. Allein der Aufenthalt in England hat manche Schranke zwischen mein Vorhaben und die Ausführung gesetzt. Das heimische Wort fließt nicht mehr so voll und reich von der Lippe, wenn fremde Klänge uns umrauschen, wenn ein fremdes Leben uns umgiebt. Es fehlt jene Menge von Beziehungen und Anknüpfungen an das Vaterland, deren der Schriftsteller bedarf, um mit ganzer Seele zu seinem Volke zu reden. Außerdem nahmen meine täglichen Berufsarbeiten meine Zeit und Kraft gebieterisch in Anspruch und fast unbewußt ward ich vier ganze Jahre der schriftstellerischen Laufbahn entfremdet. Ach, eine chronische Krankheit wird die Verbannung für das Herz, für den Geist des Ausgewanderten, und wer weiß, ob die Rückkehr sie immer heilt. Eine fremde, feindliche Welt tritt zwischen den Fremdling und seine heimischen Erinnerungen und drängt ihm eine harte, unliebsame Wahl auf. Wer in der Ferne die Ruhe, das Behagen finden will, dessen der Mensch zum frohen Dasein und zum nützlichen Wirken zu bedürfen scheint, der lasse nur sein Herz zurück an der heimischen Küste und versenke sich, wenn er kann, mit seinem Wesen in die weite Allgemeinheit kosmopolitischen Denkens und Fühlens.

Wenn unter diesen Umständen mein Unternehmen unliebsam verzögert worden, so verdankt es diesem Aufschube vielleicht den einen Vortheil, daß die Zeit meine Erinnerungen gleichsam geläutert, gesichtet und in eine perspektivische Ferne gerückt hat, von der sie geeigneter sind, ihrem Gegenstande gerecht zu werden. Mancher Zug, der unmittelbar nach dem Abscheiden unseres

Freundes als wesentlich erschien, tritt jetzt zurück vor den gesteigerten Ansprüchen des später lesenden Publikums; wichtige Einzelheiten sind hinzugekommen, denn da mein Gegenstand mir fast stets gegenwärtig war und blieb, so ist der Stoff durch die Länge der Zeit im Ganzen reicher gediehen. Auch habe ich darauf Bedacht genommen, jene Momente mehr hervorzuheben, welche in den mir zu Gesichte gekommenen biographischen Versuchen, wie mir schien, ungenügend behandelt worden sind.

Dennoch bin ich mir wohl bewußt, wie sehr ich bei den nachfolgenden Aufzeichnungen Ihrer ganzen Nachsicht bedarf, sowie der Nachsicht aller Jener, die dem edlen Manne nahe gestanden sind. Je mehr Diese im Stande sein werden, die Darstellung mit dem großen Gegenstande selbst zu vergleichen, je unmittelbarer sich meine Blätter an die vielen Freunde dieses Trefflichen richten, desto mehr habe ich von deren gerechten Ansprüchen zu fürchten.

Ausdrücklich sei darum bemerkt, daß diese Gedächtnißworte kein vollendetes, kein abschließendes Bild sein sollen. Nur spärliche Bausteine vermeine ich zu bieten zu seinem Denkmal, und wie unzulänglich sie auch sein mögen, sie haben vielleicht ein Recht, in das Gesammtbild meines unsterblichen Freundes mit aufgenommen zu werden. Ein Raub schiene es mir andererseits sowohl an dem Gedächtnisse Jost's wie an der Welt, wenn ich die Kunde in meiner Brust verschlösse, welche eine günstige Fügung der Geschicke mir vor vielen Anderen allein hat zu Theil werden lassen.

Nur noch ein Wort über die Form meiner Mittheilungen. Es erschien mir von Wichtigkeit, die subjektive Weise, in welcher diese Erinnerungen mir geworden sind, so wenig als möglich zu verwischen. Dazu ward es aber nöthig, daß meine eigene Persönlichkeit häufiger hervortrat, als ich es wünschte und als die allgemeine Bedeutung des Gegenstandes es wünschen ließ. Ich

fühlte das Mißliche dieses Verfahrens, und ich war gewarnt durch die unvortheilhafte Figur, die so viele Biographen machen in dem Heroenkultus unserer Zeit; allein mir blieb nichts übrig, als zwischen der schuldigen Ehrerbietung gegen den gefeierten Namen und der Integrität meiner Aufgabe einen Kompromiß zu stiften.

So möge denn das theuere Gedächtniß, welchem diese Blätter geheiligt sind, zu einem geistigen Bande werden, das mich aufs Neue mit Ihnen und mit allem Werthen verbindet, was die Heimath hegt.

Manchester, England, am 26. August 1864.

Vorbemerkung zur neuen Bearbeitung dieser Erinnerungen. (1883.)

Mit der vorstehenden Einleitung ward ein größeres Bruchstück dieser biographischen Arbeit vor etwa neunzehn Jahren im „Jüdischen Volksblatte", herausgegeben von Ludwig Philippson, veröffentlicht. Mancherlei Hindernisse störten die Herausgabe des Ganzen, welches deshalb erst jetzt in Folge einer Ermunterung von maßgebender Seite den Lesern vollständig dargeboten wird. Indem nun diese Notizen, lange begraben in der Mappe ihres Sammlers, zum ersten Mal unverkürzt an die Oeffentlichkeit treten, haben sie zwar das subjektive Gewand noch bewahrt, welches sie ihren früheren Freunden willkommen gemacht hat; allein Wort für Wort ist dennoch die Handschrift durchgesehen, berichtigt und der jetzigen Weltanschauung des Herausgebers angepaßt

worden. Für den schwermuthsvollen Ton der Einleitungsworte ist das Stiefbruderherz der deutschen Landsmannschaft zum Theil verantwortlich, wie ich sie zum großen Theil jenseit des Kanals La Manche vorgefunden habe und in meinen englischen Reisestudien des Weiteren kennzeichnen werde.

Detroit, im Dezember 1883.

Schlussbemerkung.

Das Jost-Thema ist in sein abschließendes Stadium eingetreten. Ich athme auf und der geneigte Leser thut es gewiß gleichfalls. Immer deutlicher stellte sich mir allmälig die Aufgabe vor Augen, den Historiker im Zusammenhange mit den verwandten Bestrebungen seiner Zeit und Mitwelt darzustellen. Ein solcher Mann ist ja am Ende für die Nachwelt nur insofern begreifbar und auch interessant, als er inmitten eines großen Kreises geistiger Mitarbeiter, inmitten eines ewig wachen Erkenntnißprozesses stehend gedacht wird. Durch diese Umrahmung mit den Gestalten bedeutsamer Zeitgenossen sind aber die umfassendsten Erweiterungen und Zusätze nothwendig geworden. Und so ist das Buch: „Jost und seine Freunde" entstanden.

Cincinnati, im Februar 1886.

Der Verfasser.

— — „Weise und gut wird der Mensch durch der Gottheit Schutz."

Pindar, Olymp., 9.

1.

Es war am 7. April 1859, daß ich auf einer größeren Reise durch Deutschland nach Frankfurt am Main kam, um dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Ein unverschuldeter Schmerz saß tief in meinem Innern. Es waren keine dankbaren Gefühle, mit denen ich nach den Karpathenthälern Ungarns zurückschaute. Auch jetzt, nach mehr als einem Vierteljahrhundert, ist das Gefühl des an mir, dem vertrauenden Fremdling, verübten Unrechts noch nicht ganz aus meiner Seele geschwunden. Es ist wahr, das Schicksal hat, wie es die Gesetze des Lebens und Verkehrs so mit sich bringen, gründlicher für meine Genugthuung gearbeitet, als ich Einzelner es hätte thun können, ohnmächtig wie ich war, dem Fanatismus und Geldstolze gegenüber. Genug davon! vielleicht erzähle ich in meinen Denkwürdigkeiten die leidige Geschichte.

Da es mein Hauptzweck war, mich in Verbindung mit dem trefflichen, nunmehr verstorbenen Leopold Stein an einem literarischen Unternehmen in größerem Maße zu betheiligen, dem ich bereits aus der Ferne Beiträge gesandt, so schien es mir natürlich wesentlich, sobald als möglich mit all Denen in Verbin-

dung zu treten, die durch Intelligenz und literarische Verdienste in jener Stadt und besonders in der jüdischen Gemeinde hervorragten. Zu dem Altmeister der jüdischen Geschichte fühlte ich mich vor allem hingezogen. Jost's Name war für mich fast eine Tradition geworden, mehr als eine literarische Schöpfung hatte ihn im Laufe der Jahre stets inniger mit meiner eigenen Geistesentwicklung verknüpft. Schon in meiner Knabenzeit war mir der Name des werthen Mannes ein Gegenstand unbestimmter und unbewußter Achtung. Sein großes Geschichtsbuch in neun Bänden — soviel waren damals erschienen — befand sich in einer von den wenigen Leihbibliotheken meiner Vaterstadt, und vielleicht hatte die Schonung, welche der herrschende Geschmack des dortigen Lesepublikums den Blättern dieses Geschichtswerkes widerfahren ließ, nicht wenig dazu beigetragen, meine Achtung vor einem Autor zu steigern, dessen Arbeit so leserlich und wohlerhalten vor mir lag. Ich weiß jetzt, daß mein Urtheil in schroffem Gegensatze steht zu dem des Bibliothek-Eigenthümers, welcher bei der Anschaffung des Buches sein Geld verlor. Schon damals konnte ich nicht umhin, einem Manne meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, der so viele Bände über die Geschichte des israelitischen Volkes geschrieben, der so viel der Bemerkung und der Aufzeichnung Würdiges in seinen Geschicken und Leiden erforscht hatte. Darauf beschränkte sich freilich vorläufig mein Verhältniß zu dem Manne, welcher mir als Mensch und Autor später so nahe treten sollte. In Jost's schriftstellerischem Charakter ist wenig, was dem Gemüthe der Jugend schmeichelt. Gerade seine strenge Objektivität, die ihn so vorzüglich zum Historiker eigenschaftet — und Jost ist vielleicht der objektivste Schriftsteller, welchen das Judenthum jemals hervorgebracht — muß ihm die Herzen der Jugend — und die Jugend liest mit dem Herzen — nicht wenig entfremden.

Später, in reiferen Jahren, führten mich verwandte Bestrebungen wieder zu dem Geschichtschreiber hin. Ich öffnete seine Bücher mit einem neuen Sinne, ich lernte ihn als Führer und Quelle ehren auf dem so reichen und dabei so dunkeln, verworrenen Gebiete der jüdischen Vorzeit, und mit jedem Schritte vorwärts wuchs mein Vertrauen zu der bewährten Führerschaft. Die edle Nüchternheit des Mannes trat mir wohlgefällig entgegen, sein schmuckloser, markiger Stil, der männlich feste Schritt seiner abgemessenen Perioden, düster dahin schreitend, fast wie der Geist der Geschichte selbst, die Ehrlichkeit und Geradheit seiner Urtheile, das streng Abgewogene seiner Sätze, ja eine gewisse studirte Reizlosigkeit, die eben deshalb nicht ohne Reiz und Wirkung blieb, weil sie selbst das Resultat der edelsten klassischen Bildung und des feinsten Maßes war: dies Alles mußte mir eine Erscheinung werth machen, welche so seltene Gaben mit dem beneidenswerthen Gute eines nicht gewöhnlichen Gedankenreichthums und eines weitreichenden Wissens vereinigte.

Während der vier Jahre, welche ich in den oesterreichischen Staaten verlebte, erschien die Geschichte des Judenthums und seiner Sekten. Dieser großartige Abschluß der historischen Arbeiten unseres Jost erregte in dortigen Kreisen die größte Aufmerksamkeit. Alles, was sich für den Fortschritt im Judenthume interessirte — und deren Zahl war trotz des Thun'schen Ministeriums und des chassidäischen Zelotismus schon damals keineswegs gering — schaarte sich um das Banner des aufgeklärten Historikers. Man suchte und fand in seinen Blättern die mannigfachsten Fingerzeige zur Entwirrung chaotischer Gemeindezustände, Rathschläge zur Hebung der Schulen und zur Kräftigung des gesammten Religions- und übrigen Geisteslebens: Rathschläge, die von den Einen befolgt wurden, bei den Anderen mindestens einen nützlichen Widerspruch und weiteres Nachdenken anregten.

Hatte ich derart mit dem Schriftsteller Jost im Geiste zusammen und mit den Kindern seiner Muse mit den Jahren weitergelebt, so war mir doch der Mensch Jost völlig unbekannt, und von seiner Persönlichkeit konnte ich mir nur ein ganz unbestimmtes Bild entwerfen, denn Wenige nur, die ich kannte, waren ihm persönlich nahe gestanden. Man kann nicht sagen, daß diese Wenigen ein sehr schmeichelhaftes Bild von dem Historiker entworfen hätten. Die Einen schilderten ihn als stolz und unzugänglich, die Andern als schroff; Manche legten ihm Ungerechtigkeit und Härte im literarischen Urtheil und Verkehr bei. Mehrere warfen ihm schmutzigen Geiz vor und Einige wollten wissen, daß wegen seiner sonderbaren Manieren überhaupt kein dauernder Verkehr mit ihm möglich wäre. Genug, wenn man der oesterreichischen Fama glauben durfte, so besaß er ein ganzes Museum von Lastern und sozialen Untugenden. Dies Alles konnte aber meine Neugier nicht abschrecken.

Ich wagte mich in die Höhle des Löwen. Verlangend, mit gespannter Erwartung trat ich ihm schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Frankfurt entgegen. Leopold Stein, der mich hierin, wie noch in so vielen anderen meiner besten Bestrebungen mit einer gewinnenden Güte und Zuvorkommenheit förderte, für die ich nur unverwischliche Erinnerung aber keine Dankesworte habe, ließ mich durch einen seiner Söhne nach dem Hause seines gelehrten Freundes begleiten. Es war am 9. April, an einem Samstag Nachmittag, daß ich zum ersten Male jene freundliche Wohnung betrat, in der ich nachmals so viele frohe, reiche Stunden im Gespräche mit einem der besten und weisesten Männer der Gegenwart verlebte, die ich nie ohne gewonnene Anregung, ohne frischen Muth und Trost verließ und die für mich seitdem eine Stätte der herrlichsten Rückerinnerung geworden ist.

Jost bewohnte damals das Haus Nummer Dreiunddreißig in

der Langen Straße; er ist nachmals darin abgeschieden und man hat aus jener Pforte seine irdischen Reste nach der Anhöhe vor dem Friedberger Thore getragen, wo ein stiller und — der jüdische Volksmund sagt es — ein „guter Ort“ die lebensmüden Bürger der kleinen Republik aufnahm. In diesem Hause war Alles bürgerlich gediegen und von ehrenfester Einfachheit. Eine gewundene Treppe von massivem Holzwerk und so eng, daß sie das Ausweichen erschwerte, führte in die Wohnung des Gelehrten, der das dritte Stockwerk bewohnte Durch eine Glasthüre gelangte der Fremde in den schmalen Vorplatz, von dessen beiden Seiten Thüren nach den verschiedenen Theilen der Behausung führten. Der Besucher ward gewöhnlich bedeutet rechts in das eigentliche Besuchszimmer einzutreten. Dieses Gemach bildete den Mittelpunkt einer Zimmerreihe und von seinen zwei inneren Thüren führte die zur Linken nach den Familiengemächern, die zur Rechten, die stets offen stand, zur Bibliothek Die Zimmer zur Linken und nach der Hofseite wurden von Gästen selten betreten. Die letzteren bewohnte die Schwägerin Jost's, Fräulein Wolf, eine ältliche Dame, die seinem Hauswesen — Jost war Wittwer und kinderlos – vorstand. Da es mir zuweilen vergönnt war, einige jener Abtheilungen zu besuchen, so kann ich als Augenzeuge versichern, daß dieselben an Einfachheit mit dem Besuchszimmer vollständig wetteiferten. In dem letzteren aber herrschte geradezu eine ausgesuchte systematische Schmucklosigkeit. Man gewahrte nur die allernothwendigsten Möbel, einen runden Tisch, ein Sopha und einige Stühle von einfacher Arbeit, einen Spiegel und, wenn ich nicht irre, eine Etagere. Da waren nirgends Gemälde, keine Nippsachen, keine Vasen, nichts von jenem zahllosen Tand, von dem man einen Theil selbst in den bescheidensten Behausungen der Neuzeit findet. Jost folgte hierin

einem bestimmten Grundsatz, und ich werde seine Ansichten am geeigneten Orte anführen.

Die Behausung machte fast den Eindruck des Klösterlichen, Weltvergessenen. Sie erinnerte mich lebhaft an die Zelle des gelehrten Benedictiner-Abts und späteren Bischofs zu Speier, Haneberg, eines meiner Universitätslehrer, die ich einmal betrat, als ich jenen gelehrten Herrn im Bonifaciuskloster zu München besuchte. Nur herrschte bei dem jüdischen Forscher weit mehr Ordnung und Regelmäßigkeit als bei dem Prälaten. Ein Geist des Friedens und der Genügsamkeit durchwehte das Haus des jüdischen Annalisten, und von dem Kampf, der durch die Felder der Geschichte tobt, war hier keine Spur und kein Abzeichen. Von den Fenstern des Besuchszimmers sowohl als der Bibliothek sah man in die ziemlich stille Straße hinab und nach der Schloßwache am Allerheiligenthor hinüber, während von der nahen Promenade einige grüne Baumwipfel hereingrüßten. Im heißen Sommer brütete über der Straße eine fast schattenlose Gluth; im Winter war sie der Spielplatz der schlimmsten Ostwinde und der rauhesten Zugluft. Jost hatte einige der reichsten Banquiers, der vornehmsten Altbürger zu Nachbarn. Die Lange Straße galt damals und gilt, glaube ich, heute noch für eine feine Ostendstraße des Frankfurter Stadtgebiets.

Jost trat gewöhnlich aus der Thüre des Familienzimmers in das Besuchszimmer, von wo er dann den Gast in die Bibliothek führte. Diese befand sich in einem schmalen, langen Gemache, das auf drei Seiten mit offenen Bücherbrettern ausgefüllt war und nur an der Fensterseite leer blieb. Jost's Büchersammlung mag damals, nach einer ungefähren Schätzung, etwas über viertausend Bände betragen haben. Die Langseite des Gemaches nahmen ein langer Tisch und ein Stehpult ein, an dem ich unseren Freund so oft emsig schreibend fand. Er hieß mich dann

mit wenigen freundlichen Worten eine Weile warten, beendigte seinen Brief oder seinen Satz und wandte sich darauf heiter und gesammelt zu mir.

Als ich den Geschichtschreiber zum ersten Male begrüßte, stand derselbe — geboren am 22. Februar 1793 — in seinem siebenundsechzigsten Lebensjahre; doch ließ ihn die gleichmäßige Heiterkeit seines Wesens und seine frische Beweglichkeit eher um ein Bedeutendes jünger erscheinen. Eine lebhafte Gestalt im höheren Mannesalter, kaum möchte man sagen im angehenden Greisenalter, trat mir entgegen. Die Statur untersetzt, ohne klein zu erscheinen; der Schritt, wiewohl kräftig und regelmäßig, verrieth eine unbedeutende Unregelmäßigkeit im Gliederbau, die einzige, die ich an ihm bemerken konnte. Seine Gesichtszüge waren von der angenehmsten Regelmäßigkeit, und in jüngeren Jahren mag sein Aeußeres wahrhaft empfehlend und anziehend auf die Menschen gewirkt haben. Sein reiches Haupthaar war nur wenig mit Grau durchmischt. Auf seiner freigewölbten Denkerstirn lagen stets ernste Falten, die auf die harte Arbeit seines Lebens deuteten. Der straffe Fall der Haare und die buschigen Augenbrauen schienen Energie, ungeschwächte Arbeitskraft und Ausdauer anzudeuten. In den milden, klugen Augen lag der Tiefblick des Historikers, das Wohlwollen des Menschenfreundes und der schnelle Ueberblick des erfahrenen Weltmannes. Sein Mund war fein geschnitten, Wohlredenheit und gemessener Ausdruck schienen auf diesen Lippen zu wohnen. Unvergeßlich bleibt mir das feine, ironische Lächeln, das so oft seinen Mund umspielte. Im Ganzen machten seine Züge mehr den Eindruck der männlichen Geradheit, der inneren Tüchtigkeit, als des Genialen. Das unserem Buche beigegebene Bildniß ist nach einem Stahlstiche in Klein's Kalender gearbeitet und kann im Ganzen auf Aehnlichkeit Anspruch machen, nur daß er hier noch etwas zu jugendlich

für diese Herbstperiode seines Lebens erscheint und überhaupt, wie es im Geiste jener Darstellungen liegt, etwas idealisirt ist. Später saß der Historiker einem der größten Meister der Porträtirkunst, dem Professor Moritz Oppenheim, zu seinem Bilde. Eine Vervielfältigung dieses gelungenen Werkes dürfte vielen Freunden des Verewigten höchst willkommen sein.

Von den Schwächen des Alters zeigte die äußere Erscheinung unseres Freundes damals nur wenig Spuren, wenn man nicht einen ziemlichen Grad von Harthörigkeit hieher rechnen will, deren Sitz besonders das linke Ohr war. Seine Begleiter waren daher genöthigt, zu seiner Rechten zu schreiten, ein Gebrauch, auf den er bestand, obgleich derselbe von Unkundigen als ein Mangel an Höflichkeit gedeutet werden konnte.

Bei meinem ersten Besuche traf ich dort den gelehrten Orientalisten Raphael Kirchheim, welcher zu Jost in sehr freundlichen Beziehungen stand. Das Gespräch drehte sich nur um ganz allgemeine Dinge; es wurden Fragen an mich gestellt, wie man sie gewöhnlich an einen Neuangekommenen richtet. Der italienische Krieg, der eben damals zwischen Frankreich und Oesterreich geführt ward, bildete das Hauptthema. Jost's Stimmung war durch die Kriegsbegebenheiten keineswegs gehoben. In den Kreisen, wo er verkehrte, spielte der sehr gedrückte Kurszettel eine ziemlich große Rolle, und die dadurch bewirkte Aengstlichkeit, womit man in Frankfurt den Bewegungen der streitenden Heere folgte, hatte ihren Einfluß auf ihn nicht verfehlt. Doch trieb ihn sein liberaler Sinn, der oesterreichischen Hartnäckigkeit, welche den Freiheitsbestrebungen Italiens sich so feindlich entgegengestellt, die größere Hälfte der Schuld beizumessen.

Dieser Besuch endete bald und ich verabschiedete mich, nachdem eine zweite Zusammenkunft schon für die nächsten Tage verabredet war.

2.

Als ich am folgenden Montag wieder bei Jost eintrat, erwartete er mich bereits, und da das Wetter günstig war, so schlug er einen Spaziergang vor. Wir wandelten durch die Anlagen, die sich wie ein blumiger Gürtel um die Mainstadt herumziehen. Ich habe diese Gartenpartien nachmals so oft in der Begleitung des unvergeßlichen Mannes durchschritten, daß für meine Erinnerung sein Name unverwischlich in jene Rasenplätze und Baumgänge eingeschrieben ist.

Mit Jost spazieren zu gehen, war gewinnbringend nicht blos in dem Sinne, wie Famulus Wagner neben Faust herschreitet. Der Gang war anziehend durch das sinnige Gespräch, welches den Weg verkürzte, und durch die vielen Begegnungen, die aus seinem großen Bekanntenkreise überall auftauchten. Er war einer der bekanntesten und populärsten Persönlichkeiten der Stadt. Männer und Frauen aus allen Klassen, jedes Bekenntnisses und jedes Alters kamen grüßend vorüber, wechselten mit ihm einige freundliche Worte oder schlossen sich uns eine Strecke weit begleitend an. An ein ernstes, gediegenes Gespräch war bei so vielen Unterbrechungen selten zu denken; der bunte Verkehr mit so verschiedenartigen Charakteren bot indeß reichliche Entschädigung dafür. Wollten ich oder andere Freunde den Historiker zu einer guten, ersprießlichen Unterhaltung bewegen, wollten wir uns seiner mittheilsamen Stimmung erfreuen, so mußten wir ihn zu einem mehr entfernten Ausfluge überreden.

In dem Maße erst, als die Stadt hinter uns zurückblieb und als Sonne und Himmel lächelten, — denn des Mannes feingestimmter Organismus lauschte auf den Gruß der Sonne und war empfindlich für die Milde der Luft — erschloß sich sein reiches Gemüth in fast kindlicher Unbefangenheit den Freunden, führte er jene reichen, animirten Zwiegespräche herbei, deren unversiegbaren Stoff die Erfahrungen seines thätigen Lebens und die Resultate seiner beständigen Denkarbeit hergaben.

Allein auch in größerer Entfernung war man nicht immer vor Unterbrechung sicher. Man kann sagen, die ganze Bevölkerung wetteiferte, dem guten Manne Freundliches zu bieten. Die stolzesten Schönen kamen seinem Gruße zuvor; die lieblichsten Kinder boten ihm froh die Hände. Dies bringt mir die Begegnung eines Sonntagnachmittages ins Gedächtniß, als wir von einer kurzen Wanderung nach der Stadt zurückkehrten. Es war im Hochsommer: die schwüle Luft war durch ein vorüberziehendes Gewitter abgekühlt; der Himmel begann sich in das Gold der untergehenden Sonne zu kleiden; und einer jener prächtigen Abende bereitete sich vor, wie sie am Mittelrhein nicht eben selten sind. In den Ulmen und Linden hingen die letzten schweren Regentropfen; das frohe Getriller der Lerchen übertönte fast die aus einem nahen Garten herüberklingende Musik einer Militärbande; die ganze Natur schien Frieden und harmlosen Frohsinn zu athmen. Unser Weg führte durch die Gärten und Landhäuser einer entlegenen Vorstadt; siehe, da öffnet sich vor uns plötzlich eine lebendige Laube, und heraus aus Spätrosen und Levkojen — sie schien die schützende Dryade dieses kleinen Gartenidylls, und die Abgelegenheit der Szene konnte die mythologische Illusion unterstützen — tritt ein reizendes junges Mädchen und mit dem frohesten kindlichen Gruße auf den alternden Gelehrten zu. Heiter lachend nimmt sie seine beiden Hände; ihr seelenvolles

Auge strahlt von ungeheuchelter Befriedigung über das Zusammentreffen mit dem Alten, und ein lebhaftes Gespräch entspinnt sich zwischen der Schönen und dem Greise. Es war, wie der Leser leicht errathen konnte, eine vormalige Schülerin unseres Freundes, dazu noch christlichen Bekenntnisses, die vielleicht vor Jahren seinen Vorschriften über die Reinheit des deutschen Stils und Satzbaues gelauscht, ihn aber letzthin aus den Augen verloren hatte. Jugend und Alter standen sich hier, Beide aufs würdigste vertreten, Beide durch die edelsten Beziehungen zu einander gebracht, gegenüber. Wie viel goldene Jugendträume, wie viel Liebe, wie viel Welteitelkeit waren wohl über diese jugendschöne Stirn dahingerauscht, von dem Tage, da sie das stille Schulzimmer verließ, bis zu dem Sommerabende, wo ihr früherer Lehrer an dem Landhause ihrer Eltern vorüberwandelte. Sie hatte inzwischen die große Welt gesehen, sie hatte Paris besucht, sie hatte ihre Treue einem braven Manne verpfändet und ihr jugendliches Haupt sollte demnächst der Myrthenkranz schmücken: dies Alles berichtete sie mit kindlicher Redseligkeit ihrem Lehrer in flüchtigem Gespräche. Es muß ein edler Kern in ihr gewesen sein, daß ihr Geist so schnell den Weg zurückfand zu dem stillen Lehrzimmer und zu der schmucklosen Erscheinung des geehrten Jugendführers.

Bei dieser allgemeinen Aufmerksamkeit, welche die Erscheinung Jost's überall erregte, mußten seine Begleiter allerdings bescheiden zurückstehen; allein wer hätte sich nicht der wohlverdienten Anerkennung gefreut, welche das treue, redliche Wirken des Lehrers und Forschers in so bunt zusammengesetzten Kreisen fand. Wie hoch ich auch damals schon selber den Kopf trug, wie wenig ich mich auch sonst zu einer passiven Eckermann's-Rolle eignete, so hatte ich an und für sich doch die allertriftigsten Gründe, in diesem Kreise vorläufig nur den stillen Beobachter zu spielen.

Es war damals noch der Nachhall einer frischen, thatenfrohen Zeit, die ihre Spur auf das gesellige Leben der Freistadt prägte. Jene Straßen, jene Spaziergänge belebten sich täglich von dem Schritte wahrhaft weiser und tüchtiger Männer, den Erben einer bedeutenden Epoche, die Alle bereits den Morgenreif der Ewigkeit in den Haaren trugen. Jost, Michael Heß, und von den außerjüdischen Kreisen der gelehrte Senator Hessenberg, der Religionsphilosoph Molitor, der Philosoph Schopenhauer, der Pfarrer und Dichter Friedrich, bekannt durch sein Gustaph Adolph-Epos, der unermüdete Alterthumsforscher Schwenck, — den man ein wandelndes Museum oder Serapeum der klassischen Wissenschaft, einen modernen Alexandriner nennen konnte, — sie wandelten damals noch in unserer Mitte. Sie Alle hat das Geschick seitdem abgerufen, und ihr Verlust mahnt unwillkürlich an viele Würdige von verwandtem Streben, die nicht gar lange vor ihnen von uns geschieden, als an den trefflichen Creizenach, an Johlson, den Advokqten Goldschmidt u. A. Nie wird der Wanderer mehr ihre ehrwürdigen Gestalten schauen; ja, die Zeit wird kommen, wo man diese Fülle von Kraft, Erfahrung und gutem Willen sehr vermissen wird in den Geschicken künftiger Tage, und um so mehr, als man sich ihr Wirken in ruhigeren Verhältnissen vielleicht zu entbehrlich gedacht hatte.

Es war Jost's Gebrauch, jeden Fremden, den er seiner Aufmerksamkeit für würdig erachtete, nach dem Hause des Israelitischen Frauenvereins zu führen. Von vermöglichen Besuchern pflegte er bei dieser Gelegenheit den Tribut einer wohlthätigen Gabe für die Kasse dieses nützlichen Instituts zu erheben; im Allgemeinen genügte ihm schon ein Wort freundlichen Antheils und Beifalls. Keinem aber wurde dieser Gang völlig erlassen: er bildete die Eingangspforte zu seinem Vertrauen und näheren

Umgange. Denn das Institut des Israelitischen Frauenvereins, bestimmt zur Erziehung armer und verwaister Mädchen aus achtbaren Familien, war ganz allein seine Schöpfung; sein Geist war dort heimisch und beschäftigte sich unablässig und sogar bis in die Einzelheiten mit dem dort betriebenen Werke der Jugendbildung. Im Verlaufe dieser Mittheilungen werden wir zuweilen Anlaß haben, ihn dahin zu begleiten.

Auch mich führte er schon bei unserem zweiten Zusammentreffen nach jenem freundlichen Hause in der gartenreichen Theobaldstraße, worin für eine Schaar dürftiger Mädchen eine Heimath und ein Asyl bereitet war. Wir betraten eine einfache Behausung, die der Anstalt als Eigenthum zugehörte und im Jahre 1857 für ihren Bedarf eigens erbaut worden war. Unser Freund zeigte mir die verschiedenen Räumlichkeiten des Gebäudes, die sämmtlich freundlich und zweckmäßig eingerichtet waren, sich sonst aber wenig von ähnlichen Instituten unterschieden, außer durch größere Reinlichkeit und durch etwas mehr Tageslicht, als man sonst in dergleichen Häusern findet. Etwa zehn oder zwölf Mädchen, im Alter von zehn bis ungefähr siebzehn Jahren, wurden hier in den sämmtlichen Fächern einer guten Mittelschule unterrichtet. Kein Bestandtheil einer gründlichen und dabei religiösen Erziehung ward vernachlässigt. Die Zöglinge erhielten außer den allgemeinen Schulgegenständen auch Unterweisung im Hebräischen und in der Religion, und in einigen Zweigen wurde die Lehrerin, die zugleich als Hausmutter fungirte, von fähigen Lehrern aus der Stadt unterstützt. Die Kleinen empfingen auch Anleitung in der Führung eines bürgerlichen Hauswesens und wurden dergestalt gleichzeitig zum löblichen Hausfrauenstande vorgebildet. Der Reihe nach wurden sie angehalten, der Hausmutter in der Küche und bei den übrigen häuslichen Verrichtungen zu helfen. Auch jetzt, wo wir die kleine Gesellschaft in der Erholungsstunde

überraschten, fanden wir kaum Eine unter ihnen müßig. Einige waren mit leichter Gartenarbeit beschäftigt, Andere sah man nähen oder eine ähnliche Thätigkeit betreiben, wieder Andere unterhielten sich mit einem Buche oder schrieben an ihren Aufgaben, und eine kleine muntere Brünette stand mit glühenden Wangen in der Küche und bereitete emsig das Abendessen für die hungrige Asyl-Klasse.

Das Institut wurde damals von einem Fräulein Weil geleitet, unter deren wirklich fähigen Obhut die Zöglinge sichtlich gediehen. In allen Fragen und Vorkommnissen einer sorgfältigen Erziehung stand ihr die reiche Erfahrung und das besonnene Urtheil eines so ausgezeichneten Pädagogen, als Jost war, zu Diensten.

Sein Eintritt war eine Losung der Freude für diese jungen Mädchen. Man sah es den Augen, welche die Kunst der Verstellung noch nicht gelernt hatten, an, wie treu, wie innig die jugendfrischen Gemüther an ihrem väterlichen Freunde hingen; und es muß ein trauriger Tag in ihrem Leben gewesen sein, jener 22. November 1860, als sie feierlich hinter seinem Sarge daherzogen. Wie es schien, herrschte hier der Brauch, daß die Lehrerin ihm jedesmal eine Art Bericht erstattete und alle wichtigeren Vorfälle im Hause mit ihm besprach. Die Kleinen sammelten sich dann um ihn, um sein Lob oder seinen Tadel entgegenzunehmen; fast für jede Schülerin hatte er ein angemessenes freundliches oder ernst mahnendes Wort.

Beim Durchschreiten des Vorplatzes fiel mir eine weiße Marmortafel mit glänzender Inschrift ins Auge. „Da haben sie mir," erklärte mein Führer mit jener milden Ironie, die ihm so eigenthümlich war, „bei lebendigem Leibe ein Denkmal gesetzt." Er meinte damit die Damen, welche das Vorsteherkollegium des Hauses bildeten. In der That war es eine ebenso einfache wie

sinnige Aufmerksamkeit, die in jener Votivtafel ausgedrückt war. Die Inschrift besagte in wenigen einfachen Worten das große Verdienst, welches sich der Geschichtschreiber um die Mädchenerziehung der ärmeren Klassen erworben, dadurch, daß er im Jahre 1847 den Frauenverein ins Leben gerufen. Das Haus, worin die Anstalt jetzt ihren Sitz hat, war, Dank seinen weiteren Bemühungen, 1857 für sie erbaut worden.

Nachdem wir die Räume genugsam besichtigt, verließen wir das Haus, und Jost bot „seinen Kindern" — nie sprach er von ihnen unter einer anderen Bezeichnung — ein freundliches Gutenacht. Ein Dutzend kleiner Hände streckten sich seiner dargebotenen Rechten entgegen und das kindliche Vertrauen und Dankgefühl für ihren Wohlthäter ließ diese rosigen Gestalten womöglich noch schöner und jugendlicher erscheinen. Holde Unparteilichkeit der Natur, welche den Rosen der Jugend gestattet, auch in der Draperie der Armuth zu prangen und zu blühen!

Es hat oft mein Staunen erregt, wenn ich sah, wie gut unser Freund die Jugend verstand und wie richtig er wiederum von ihr verstanden wurde; wie tief er auf den Pulsschlag von Herzen lauschte, die um fast zwei Menschenalter jünger und feuriger schlugen als das seinige. Sein Beispiel bildet die glänzende Widerlegung eines Ausspruches von Rousseau, dessen Unhaltbarkeit mir übrigens auch sonst aufgefallen. Der berühmte Bürger von Genf behauptet nämlich (Emil, 1.)

„Kindheit und reifes Alter haben so wenig mit einander gemein, daß eine feste Anhänglichkeit zwischen Beiden bei so weitem Abstande sich nur schwer bilden kann. Ein Kind schmeichelt zuweilen einem Greise, allein von Liebe ist dabei nie die Rede."

Das ist ein böses und unwahres Wort, wie auch eine mäßige Erfahrung schon erweisen kann. Ich räume gern ein, daß die Jugend nie auf eigenen Antrieb dem Alter mit warmer Anhäng-

lichkeit entgegenkommt. Das Alter muß gewöhnlich die Initiative ergreifen; ist aber eine Annäherung erst ermöglicht und sind nur die Elemente auf beiden Seiten gleich gut und lauter, dann sehen wir oft den jungen Wein seine grünen Arme um die greise Ulme schlingen. Rousseau hat hier allerdings zunächst die zartere Kindheit im Auge; allein, wie mir scheint, ist es nicht ein Mangel des reiferen Alters, sondern eine noch nicht genugsam vorhandene Liebesfähigkeit der jüngeren Jahre, welche hier zu Tage tritt.

3.

Der Israelitische Frauenverein bildet einen zu wichtigen Abschnitt in der Geschichte der letzten Lebensjahre unseres Freundes, als daß wir an diesem heilsamen Institute mit blos gelegentlicher Erwähnung vorübergehen könnten. Jost gehörte zu jenen glücklichen Naturen, bei denen Geist und Gemüth ebenmäßig entwickelt sind, die, wenn sie eine Lücke oder eine Verkümmerung im Leben oder in der Entwicklung ihrer Mitgeschöpfe entdecken, sofort sich bemühen, durch ihr wohlthätiges Wirken dieselbe auszufüllen. Solche Menschen verweilen nie mit müßiger Sentimentalität bei der Thatsache eines Schmerzes, einer Enttäuschung, einer betrübsamen Erfahrung; alles Unbefriedigende, was ihnen aufstößt, erfüllt sie gleichsam mit einem edeln Selbstvorwurfe: sie sehen sich dadurch in eigener Person zum Handeln, zum raschen Eingreifen aufgefordert. Es treibt sie, anderen, weniger glücklichen Sterblichen jene Harmonie und innere Befriedigung zu geben, welche sie ihrer gesammten Charakterentwicklung und weisen Seelendisciplin vor Allem verdanken. Edle Ungenügsamkeit des Talentes und der großen Seele, welche die Weltregierung für ihre Zwecke auszubeuten scheint!

Man hätte denken sollen, die umfassende Thätigkeit des Schriftstellers und Jugendlehrers hätte schon vollauf hingereicht, selbst ein so bedeutendes Menschenleben auszufüllen; allein dies wackere Herz hatte noch Platz für eine Fülle werkthätiger Liebe; und weil das Herz zugleich vom hellsten Verstande berathen

wurde, so fand es stets rasch genug Dasjenige aus, was seiner Umgebung am meisten Noth that.

In allen Zeitaltern der pädagogischen Wissenschaft mußte die Frauenerziehung es sich gefallen lassen, hinter der Anleitung des männlichen Geschlechtes eine weite Strecke zurückzubleiben. Während man nur das Allerbeste, was eine jede Zeit an geistigen Einsichten besaß, für gut genug hielt, um damit den Geist der Knaben zu tränken, so begnügte man sich bei den Mädchen mit einem sehr oberflächlichen Bildungsmaße und glaubte schon, alles Mögliche gethan zu haben, wenn man die Mädchenschule nach den Eingebungen des rohesten Empirismus verwaltete. Auch unter den günstigsten Verhältnissen blieb die Töchtererziehung eine weite Strecke hinter der Erziehung der Söhne zurück. Mit Verdruß bemerkten tiefer eingehende Erziehungsschriftsteller den fühlbaren Abstand und wiesen in zahlreichen Schriften auf das Verfehlte hin. An Versuchen zur Abhülfe war in der That kein Mangel, und auch Gesetzgebung und Verwaltung machten manche löbliche Anstrengung, einen besseren Zustand herbeizuführen. Allein, was Jahrhunderte versäumt, das haben ein paar Jahrzehente des besseren Strebens bis jetzt vergebens wieder gut zu machen sich bemüht.

In jüdischen Kreisen war die Aufgabe eine doppelt große und schwierige; hier hatte die moderne Erziehungswissenschaft womöglich eine noch größere Lücke auszufüllen. Indeß thut man dem Judenthum Unrecht, wenn man es, wie so oft geschieht, als eine gegen den Geistesanspruch des zarteren Geschlechtes ganz besonders rücksichtslose Gesammtheit darstellt. Israel war in diesen wie in anderen Stücken wahrlich nicht auf Rosen gebettet. Der Druck, unter welchem der Israelite so lange in der europäischen Gesellschaft schmachtete, hatte es dahin gebracht, daß zwischen dem Manne und dem Weibe ein noch größerer Abstand in der

Bildungssphäre hervortrat, als man seit der Wiedererweckung der Wissenschaften in der außerjüdischen Gesellschaft wahrgenommen hatte; und auch bei der Letzteren war der Abstand ziemlich groß. Zwar die edle Stellung, welche die biblische Weltanschauung dem jüdischen Weibe angewiesen, konnte der Druck der Verhältnisse ihm nicht ganz entreißen. Dort erstiegen Frauen die höchste Stufe auf dem Throne des Geistes; und unter der nicht eben sehr zahlreichen Schaar der Propheten traten nicht weniger als drei, nach der Tradition sogar sieben prophetische Frauen auf. (Megilla 14 a.) Allein in den dunkeln Tagen, die seitdem dahingegangen, wurden theils übelwollende, theils mißverstandene Aussprüche des Talmuds zum Nachtheile ihrer geistigen Rechte gedeutet. Man verbannte sie in einen sehr engen Kreis geistigen Lebens; man duldete es, daß eine große Anzahl in vergleichungsweiser Unwissenheit ihr Leben verbrachte. Weil das Bibelwort (Deut. 11, 19.) nur bei den Söhnen den Unterricht in der Gotteslehre einschärft, so behauptet eine talmudische Stelle: dieser Unterricht sei für die Töchter entbehrlich (Kidduschin 30 a); und eine rabbinische Stimme behauptet sogar: wer seine Tochter im Gesetze unterrichte, sei gerade so zu betrachten, als ob er sie vom rechten Wege ablenke. (Sota 20 a). Allerdings befinden sich hinwiederum andere talmudische Lehrer mit dieser ungalanten Beschränkung im vollsten Widerspruche, und eine Stelle empfiehlt sogar dringend für Mädchen den Unterricht im Griechischen, dem schwierigeren Französisch der Vorzeit (Menachot 89 b). Außerdem rühmt der Talmud eine ganze Reihe von Frauen wegen ihrer tiefen Gelehrsamkeit im Gesetze und ihrer vielseitigen Bildung, wie Beruria, Rabbi Meir's treffliche Gattin, Ima Salom, Jalta u. A.; wie in M. Kayserling's trefflichem Buche über die jüdischen Frauen des Ausführlicheren nachzulesen ist.

Auch im Mittelalter und in den späteren Uebergangszeiten fehlte es nicht an einzelnen geistig hochstehenden Frauen. Hat doch die Römerin Debora Ascarelli durch den Wohlklang ihrer poetischen Uebertragungen im siebenzehnten Jahrhunderte mit den besten Dichtern der italienischen Renaissance-Periode gewetteifert; und tadellose hebräische Gedichte von weiblichen Federn habe ich selbst wiederholt in Händen gehabt: Kompositionen, denen es nur am geeigneten Erfolg fehlte, so bekannt zu werden als die Arbeiten der edlen Rachel Morpurgo aus dem geistbegabten Luzzatto-Hause. Allein das waren doch immer nur Ausnahmen; und die Erziehung der meisten Frauen lag noch lange unter dem Banne eines volksthümlichen Vorurtheils. So lange aber der Zwang inhumaner Gesetze das Leben des Juden fast ganz auf seinen häuslichen Kreis beschränkte, so wurde dieser Nachtheil nur wenig empfunden. Das sprichwörtliche jüdische Familienglück hatte ja die schöne Aufgabe, die Frauen für ihre Enterbung von geistigen Besitzthümern schadlos zu halten. Sowie jedoch die Schranke fiel, welche den Israeliten von seiner Mitwelt absperrte; sowie der Jude in das Leben und die Geschicke seiner Zeit wirkend eintrat: so stellte sich aufs gebieterischste das Bedürfniß dar, auch die Frauen zum Verständniß dieser besseren Zustände und des dadurch geschaffenen größeren Pflichtenkreises heranzuziehen und den geistigen Abstand zwischen den beiden Geschlechtern etwas weniger störend zu machen. Viel ist in dieser Beziehung bereits geschehen; erheblich sind die Anstrengungen, welche während der letzten Jahrzehente in den jüdischen Gemeinden Deutschland's und der Nebenländer für eine bessere Mädchenerziehung gemacht worden sind und manchen erfreulichen Ertrag haben solche Bestrebungen bereits gezeitigt.

Bei allen reformatorischen Bewegungen ist es zunächst auf den Armen abgesehen. Dem Mächtigen, dem Besitzenden eröffnet

schon sein Geld, sein Einfluß so manche verschlossene Pforte des Rechtes und der Freiheit. Gegen ihn lernt die Unduldsamkeit auch ihren schroffsten Mißton mäßigen; und führt ihn sein Sinn und Geschmack in die Hallen der Kunst und Wissenschaft hinein, so breitet jeder Meister seine Schätze und Erfahrungen mit dienstwilligem Eifer vor ihm aus. Sein gutes Glück gestattet ihm, seinem ärmeren Bruder stets um eine Jahreszeit voraus zu sein. In den Schneegefilden des Februar pflückt er die frühen Rosen des Mai, unter den Schauern des April befiehlt er reife Sommerfrüchte auf seine reiche Tafel; und fast ebenso geht es ihm auch mit den geistigen Gütern der Menschheit. Ja, sein gutes Glück ist ihm so unbedingt zu Willen, daß es ihm ab und zu gestattet, seine Gaben durch Unverstand wieder zu verlieren.

Für den Armen also, den enterbten jüngeren Sohn der Gesellschaft, sind umfassende Verbesserungen vorzugsweise bestimmt. In der Uneigennützigkeit solcher Reformen, in ihrer segensreichen Wirkung auf die Lage der niederen Klassen liegt ihre vornehmliche Beglaubigung; und die Erwägung, in welchem Maße neue Einrichtungen den Dürftigen zu Gute kommen, bildet vielleicht das einzig zulässige Kriterium ihres Werthes. Der Verbesserer der Gesellschaft hat demzufolge sein Werk erst halb gethan, wenn es ihm nicht gelungen, das von ihm als das Bessere Erkannte in den Hütten der Armuth einzubürgern und dergestalt gleichsam zu populärisiren.

Es war ein schöner, schöpferischer Gedanke Jost's, einer gewissen Anzahl armer, verwaister Mädchen die Pforten einer besseren Erziehung und damit das Anrecht auf eine frohere Zukunft zu eröffnen. In der behäbigen Mainstadt fehlte es damals keineswegs an trefflichen Lehranstalten für die Jugend beider Geschlechter. Allein die ärmere jüdische Bevölkerung, mehr aus den zahlreichen um die Stadt herumliegenden, kleinen Landge=

meinden als aus Frankfurt selbst, genoß nur spärlich die Früchte dieser reichen Erziehungsmittel. Die weiße Sklavenschaar des großen europäischen Menschenmarktes wird ja, wie man weiß, von Jahr zu Jahr durch die Kinder der Armen ergänzt. Leidiges Geschick der freiwilligen Dienstbarkeit, die dem Dürftigen die Hoffnung seines Alters entreißt, bevor er selbst ihres Gedeihens froh geworden, und die ihm so lächerlich wenig als Ersatz dafür bietet. Und nicht genug, daß der Arme den höchsten Preis für seine spärlichen Ansprüche an das Leben bezahlt; nicht nur, daß die Gesellschaft von seinen besten Schätzen, seinen Kindern, einen drückenden Zehent fordert: noch mehr, die eiserne Nothwendigkeit zwingt ihn sogar, halbreife Ernten von dem Acker seiner Hoffnungen einzuheimsen. Bevor die Sehnen erstarkt sind, bevor der Schritt sich gekräftigt, der Geist ein festes Gepräge angenommen, beginnt schon die Dienstbarkeit des Besitzlosen: eine Dienstbarkeit, welche das zartere Geschlecht in einem unverhältnißmäßig hohen Grade mit dem männlichen theilt. Starke Naturen ringen sich allerdings aus diesem Zwiespalte empor und bezahlen aus dem Fonde innerer Kraft das Deficit des Schicksals und der menschlichen Liebe; unter gewöhnlichen Verhältnissen dagegen sehen wir oft sehr unfertige und verkümmerte Geistesbildungen aus solchem verfrühten Knechtesjoche hervorgehen.

Einem Manne wie Jost, dessen Leben werkthätige Menschenfreundlichkeit war, konnten solche Zustände nicht verborgen bleiben. Manche Väter und Mütter, welche die Verlegenheit um die Zukunft ihrer Kinder antrieb, an die Pforten des großstädtischen Edelsinns wiederholentlich zu pochen, traten gewiß auch dem guten Isaak Markus Rath und Hülfe suchend nahe. So entstand wohl der erste Gründungsgedanke. Ein Institut, wie das jetzt bestehende, so dachte er, könnte von unendlichem Nutzen und großer Tragweite werden. War auch nicht zu

erwarten, daß die Wurzel des Uebels dadurch völlig beseitigt würde; konnte die Zahl Derer, welche der Wohlthat einer besseren Erziehung theilhaftig würden, doch immer nur eine sehr geringe sein, so galt es denn doch, hier eine Art Musteranstalt zu gründen, welche den Gemeinden wie den Privaten eine Anregung zum besseren Streben und selbst für die Ausgeschlossenen und deren erziehende Selbstthätigkeit als eine Art Vorbild dienen könnte.

Solchen und ähnlichen Erwägungen verdankt der Israelitische Frauenverein seine Begründung. War der erste Gedanke von einem guten und warmen Herzen eingegeben, so wurde bei der Verwirklichung vor Allem die ausharrende Geduld in Anspruch genommen. Es galt, eine bedeutende Summe in kleinen Scherflein zusammenzutragen und dem Werke Freunde und Theilnahme von allen Seiten zu gewinnen.

Wie dies dem Gründer gelungen ist, davon können Zahlen am besten sprechen. Von den verschiedenen uns vorliegenden Aktenstücken wählen wir zur Beweisführung den Elften Bericht des Frauenvereins, vom Ende des Jahres 1858. Derselbe ward nur zwei Jahre vor Jost's Ableben veröffentlicht und datirt aus einer Zeit, wo sich das Institut einer anerkannten Blüthe erfreute. Die Anstalt enthielt damals dreizehn Zöglinge, von welchen einige gegen theilweise Bezahlung zugelassen waren. Die Einnahmen aus verschiedenen Quellen ergaben sechstausend Gulden. Unter den Ausgaben figurirt der Haushalt mit einer Summe von etwa dreitausend, Gehälter und Unterricht kosteten etwas über siebenhundert Gulden. Die Vermögensbilanz ergiebt mehr als achtzehntausend Gulden, wobei das von aller Schuldenlast freie Haus, auf dreizehntausend gewerthet, obenan steht. Grundstücke sind seitdem in Frankfurt bedeutend an Werth gestiegen. Ueberhaupt haben die Verhältnisse der Anstalt, wie aus späteren Jahresberichten, welche mir gelegentlich zugesandt wor-

den, hervorgeht, einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen; allein wirklich Bedeutendes und angesichts der kleinen Ziffern beinahe Großes wurde vor Allem in jenen früheren Jahren unter den Augen und der Leitung des humanen Mannes selbst geleistet.

Unermüdet war der gute Jost in dem Bemühen, die Theilnahme seiner Mitbürger zu erwecken und aufzufrischen. Jeder Jahresbericht ist ein neuer Mahnruf an das Mitleid und Wohlwollen. Nicht nur in frommen Legaten, so schreibt er im Berichte von 1859, sollte die Anstalt bedacht werden. Viel größer sei das Verdienst Derer, die, während sie noch auf Erden wandeln, von ihrem Ueberflusse mittheilen. Insbesondere bittet er, bei glücklichen Familienereignissen seiner Stiftung eingedenk zu sein. Allein mit dem blosen Spenden ist seinem ernsten Sinne noch lange nicht genügt.

„Warum denn," heißt es im Berichte von 1859, dem letzten, der von seiner Feder geflossen, „versagen sich so Viele, die durch ihren Beitrag unsere dankbare Anerkennung erworben, diesen wahren Seelengenuß, die innige Herzensfreude, mit eigenen Augen zu sehen, wie die Saat, die sie ausstreuen, aufgeht und emporreift? ...... Wir wissen, wie viel wir euerer Güte verdanken. Ihr leihet uns die Mittel zu unserer ersprießlichen Thätigkeit .. Aber vollkommen erzielt wird unser Streben keineswegs durch unsere redliche Bemühung allein; nicht durch euere Beiträge allein; nicht durch Beides im Verein; so lange nicht lebenswarmes Mitgefühl sämmtliche Mitglieder durchdringt Mit einem Worte, die Anstalt bedarf euerer Liebe, euerer allseitigen Ermunterung; der Gewißheit, daß euer Herz sich an ihrer Wirksamkeit betheiligt. O, wir haben es schon genugsam erfahren, wie sehr die blose Gegenwart empfänglicher Gemüther an den kleinen jugendlichen Festen, die wir unseren Zöglingen bereiten, dahin mitwirkt, die reine, muntere Freudigkeit zu erhöhen; den Fleiß, die Gefühle der Dankbarkeit in den kindlichen Seelen zu durchglühen, anzufachen; das Streben nach sittlicher Erkräftigung zu befestigen!"......

Man sieht, der Historiker kannte seine Leute; er wußte, daß man den Großstädtern am Maine für karge Gaben sehr schön

thun muß. Er hat diesem Umstande stets Rechnung getragen und dabei indirekt das Schöne und Freundliche einer Schenkung unter den Lebenden gegenüber den penibeln posthumen Geschenken hervorgehoben. Sehr eindringlich ist auch der Mahnruf, welcher den Bericht von 1852 begleitet:

„Welch einen schöneren, edleren, wohlthätigeren, in seinen Wirkungen nachhaltigeren Zweck kann es geben, als sich der armen, elternlosen, verlassenen weiblichen Wesen anzunehmen? Knaben gelangen leichter dahin, sich nützlich zu machen, in die Lehre zu treten oder zu Arbeiten gebraucht zu werden und so dem Mangel zu entgehen. Mädchen dagegen, namentlich in den armen Gemeinden auf dem Lande, sind allen bitteren Leiden und Folgen der Entbehrung preisgegeben; finden selten Annahme und noch seltener Anleitung zu ersprießlichem Erwerbe. Die bedeutende Anzahl der Meldungen aus der nächsten Umgegend bestätigt diese Wahrnehmung. Muß es nun nicht jedem gefühlvollen Herzen verdienstlich erscheinen, solche hülflose Kinder recht frühzeitig in Aufsicht und Pflege zu nehmen; sie körperlich und sittlich gesund zu erziehen; sie vor tausend und tausend Ungemach und verderblichen Einflüssen zu schützen und aus ihnen thätige, fleißige und achtbare Jungfrauen heranzubilden, welche einst das Glück ihres eigenen Hauses begründen können? Menschenfreunde! alltäglich tritt euch Elend in den ergreifendsten Gestalten unter die Augen und es mangelt nie an Gelegenheit, den Sinn für Wohlthun zu befriedigen. Der Nacktheit reichet ihr ein Kleid, dem Hungrigen brecht ihr euer Brod, der Krankheit widmet ihr eine Thräne des Mitgefühls und schafft ihr lindernde Sorgfalt. Aber die kräftigste Hülfe, die der augenblicklichen Noth zu Theil wird, leistet nur wenig; der Mangel kehrt jeden Tag wieder in derselben Hütte ein und die Leiden der Kranken werden selten gänzlich gehoben; selbst die Genesenen bedürfen oft von neuem des Beistandes. Greift dagegen der zarten Jugend unter die Arme, ehe Mangel und Siechthum die edleren Keime zerstört haben; bewahret und beschützet sie vor körperlicher und sittlicher Entartung, vor Erschlaffung, Trägheit und Müßiggang; rüstet sie aus mit gesundem Sinn, mit nützlichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten, mit Lust zur Arbeit und Tüchtigkeit des Strebens; so werdet ihr durch weit geringere Opfer d e Anzahl der Armen und Kranken vermindern, und statt

des schmerzlichen Gefühls, das der Anblick trauriger Zustände erregt, werdet ihr Freude haben an dem Gedeihen der Pfleglinge. Auf Mitleid und Erbarmen hat der Jammer der Unglücklichen und Leidenden Anspruch; Weisheit aber ist es, dem Elende vorzubeugen. Eine That der Rührung befriedigt das menschliche Herz im Augenblick; aber weise Vorsorge schafft wahres Wohlsein und dauernden Genuß. Die Erziehung, welche an einem Kinde sich fruchtbar erweist, entwickelt ihren reichen Segen fort und fort über ganze Geschlechter."

Ueber die Gesammtthätigkeit des Vereins liegen uns keine Nachweisungen vor. Doch konnte der Stifter im Jahre 1852, nachdem das Institut fünf Jahre bestanden, von fünfzig Mädchen sprechen, welche von der dargebotenen Wohlthat Gebrauch gemacht. Daran läßt sich ein ungefährer Maßstab anlegen.

Diese ansehnlichen Erfolge sind allerdings nicht Jost's Verdienst ganz allein; die wackeren Vorsteherinnen unterstützten ihn dabei aufs kräftigste. Nie hat es in Israel an mildthätigen Frauen gefehlt, beseelt von dem reinen Eifer, Werke und Stiftungen der Nächstenliebe und Gesittung zu unterstützen. Der unvergeßliche Mann verstand es aber auch trefflich, aus der großen Anzahl dieser Guten, die auch in Frankfurt zahlreich vertreten waren, die geeignetsten auszufinden und für seine edeln Absichten zu interessiren. Wie dankte doch sein innerstes Wesen Allen, welche den Adoptivkindern seines großen Herzens etwas Gutes erwiesen! Man kann wohl sagen, durch ihn wurde der Frauenverein nicht nur eine Erziehungsanstalt der dürftigen Jugend, sondern auch eine Pflanzstätte des weiblichen Sinnes und des Wohlthätigkeitssinnes überhaupt.

Zahllos waren in der That die Beweise der Theilnahme, welche diesen Kindern zuflossen. Es war unverkennbar, man ergriff die Gelegenheit, in ihnen den Stifter zu ehren und zu erfreuen. Nicht selten kam es vor, daß die Zöglinge insgesammt zu Hochzeiten und anderen Familienfesten in die Häuser geladen wurden, und

im Schulhause selbst, sowie durch Anordnung von Ausflügen u. dgl., wurden ihnen so manche frohe Tage bereitet; ja diese Kleinen konnte man als die wahren enfants gatees der Frankfurter Wohlthätigkeit betrachten. Bei der Zimperlichkeit, dem Kastengeist und Geldstolze, welche damals allem Gemeingeiste in der reichen Stadt Einhalt thaten, war hier doch immerhin ein Element der Vereinigung und des Verständnisses geboten.

Jost's Thätigkeit für den Frauenverein war übrigens mit der Begründung und Fundirung desselben noch lange nicht abgeschlossen. Er blieb zeitlebens der erste Vorsteher der Anstalt; und mit welcher zähen Aufmerksamkeit und ungeschwächten Neigung er ihre Interessen vertrat, das zu berichten, kann freilich nicht die Aufgabe dieser Blätter sein. Es würde reichlichen Stoff für eine eigene, von der gegenwärtigen unabhängige Schrift liefern. Für unseren Zweck genügt es, aus dieser Gesammtthätigkeit einige bemerkenswerthe Züge hervorzuheben.

Stets war er bemüht, die besten Leiter für das Institut zu gewinnen und jeden Fortschritt in der Erziehungswissenschaft ihm zu gute kommen zu lassen. Im Hebräischen und der Religion wurden die Mädchen von dem schriftgelehrten Simson Weil, dem Uebersetzer des philosophischen Buches "Emuna rama" (d. i.: der erhabene Glaube), von Abraham ibn Daud, bis zu Weil's im April 1860 erfolgtem Ableben unterrichtet. Jost selbst gab einigen der vorgeschritteneren Zöglinge Stunden im Französischen und Englischen. Kein wohlhabender Fremder verließ, wie wir bereits bemerkt, seine Schwelle, ohne einen Tribut für seine Lieblingsschöpfung zu spenden, und die Zahl dieser Besucher war, besonders im Sommer, der eigentlichen Bade- und Reisezeit, wo auch geringere Leute als Jost sich mit vieler Wichtigkeit den Anschein geben, als würden sie schrecklich überlaufen,

und bei der weltoffenen Lage und den vielen Verbindungen der Mainstadt keine kleine.

Als man sich in verschiedenen Kreisen rüstete, ihn zu seinem für den 1. Juli 1860 bestimmten Dienstjubiläum durch passende Aufmerksamkeiten zu ehren, suchte einer seiner reicheren Freunde auf eine feine Weise von ihm zu erfahren, welche Art von Anerkennung ihm wohl die angenehmste wäre. Jost merkte die Absicht und sagte unverhohlen, daß seine Freunde ihn am besten ehren würden, wenn sie ihre Gaben und Erinnerungen für diesen Tag dem Frauenverein zuwendeten. Das Resultat war denn auch ein sehr ansehnliches Geschenk für die Kasse des Institutes.

Jeder kleinere literarische Erwerb war ebenfalls dem Frauenvereine gewidmet. Seine seltenen, wahrhaft an Polyglottismus streifenden Sprachkenntnisse wurden namentlich von den Frankfurter Behörden häufig ausgebeutet. So oft ein Amtsschreiben in polnischer, russischer, dänischer oder einigen anderen Sprachen eintraf, so wandte man sich an den erfahrenen Gelehrten wegen einer Uebersetzung. Sein Schicklichkeitsgefühl erlaubte ihm nur, für mehr umfängliche Arbeiten dieser Art Bezahlung anzunehmen; und solche Beträge flossen dann regelmäßig in die Kasse des Vereins. Das Honorar z. B., welches er für die Uebertragung der rührenden russischen Novelle: „Der Strafnoi" von Rabinowitsch (abgedruckt im Jahrbuche für die Geschichte der Juden, Band 1., Leipzig, 1860.) erhielt, ward demselben Zwecke zugewendet.

Im Frühjahre 1860 erschienen zu Frankfurt am Main die „Sabbath- und Festreden" der um die Sache der Erziehung sehr verdienten Baronin Louise von Rothschild in Jost's meisterhafter Uebertragung. Diese Reden waren in der Londoner Mädchenfreischule zu Bell Lane gehalten und 1858 zu London in englischer Sprache veröffentlicht worden. Wie ich an einem an-

deren Orte, in meiner Recension über die deutsche Ausgabe (Stein's Freitagabend, 1860, S. 91, ff.) hervorgehoben, war dies eine weitere Kundgebung von des Historikers Uneigennützigkeit und wohlwollendem Eifer für seine „Kinder"; denn ein Theil der Auflage ward von der Verfasserin dem Frauenverein überwiesen und zu dessen Besten verkauft.

Sein Bemühen für die Wohlfahrt dieser Mädchen erstreckte sich noch weit über die Pforte der Erziehungsanstalt hinaus. Er war bestrebt, ihnen nach ihrem Austritte angemessene Stellen als Gouvernantinnen, Haushälterinnen u. dgl. zu verschaffen; und so erlebte er die Freude, daß mehrere derselben, durch ihn in behagliche Stellungen versetzt, nunmehr ihrerseits Wohlthäterinnen des Institutes wurden. Kein Vater kann mit treuerer Theilnahme über das Wohl seiner fernen Kinder wachen, als er für das Gedeihen seiner Mündel in weiter Ferne. Er unterhielt zu diesem Ende einen ausgebreiteten Briefwechsel bis nach den fernsten Gegenden hin; ja Einigen, welche Amerika zu ihrer Heimath machten, folgte bis über den Atlantischen Ozean hinüber sein Auge voll Antheil und sein Gruß voll Segen.

4.

Es versteht sich von selbst, daß der großartige Wohlthätigkeitssinn des Geschichtschreibers nicht an den Pforten jenes bescheidenen Hauses in der Theobaldstraße stehen blieb. In seinem tiefsten Wesen sprach eine so laute Stimme des Antheils für fremdes Wohl und Wehe, daß seine umfassende philanthropische Thätigkeit für den braven Jost selbst durchaus nichts Hemmendes und Quälendes in sich schloß. Diese bedeutenden Hülfsleistungen waren für ihn mehr Zeitvertreib als Arbeit, höchstens eine stärkende Uebung seines humanen Sinnes. Man hörte ihn nie klagen: „O, wie viel Zeit und Plage kosten mir doch diese Betteleien!" er erledigte Alles mit einem gewissen philosophischen Lächeln.

Es gab keinen eifrigeren Sammler und Anreger von Unterstützungen als unseren Freund, und er wirkte auf diese Weise unendlich mehr, als er mit seinen eigenen mäßigen Mitteln hätte leisten können. Freilich standen ihm dazu die wohlgefüllten Kassen so vieler reichen, ihm befreundeten Wohlthäter zur Verfügung, und er nahm keinen Anstand, sie stets aufs neue zu brandschatzen. Nichts konnte ihn bei solchen Anlässen aus der Fassung bringen; keine offene Verweigerung, keine Klage über die schlechten Zeiten, keine sauertöpfische Miene konnte seine gute Laune trüben, seine Beharrlichkeit schwächen, seinen menschenfreundlichen Eifer dämpfen.

Eines Tages verfügte er sich in solcher Absicht auf das Rothschild'sche Comptoir und fragte nach dem Baron Mayer Karl von Rothschild. Dieser Krösus war eben im Gespräche mit einem wohlwollenden Manne von der altjüdischen Partei begriffen, der zu einem ähnlichen Zwecke gekommen war. Er errieth aber die Absicht von Jost's Besuche sofort und rief ihm mit humoristischem Unwillen entgegen: „Soeben hat Herr N. N. bei mir auf altmodisch „geschnorrt"; da ist nun der Doktor Jost: der schnorrt auf neumodisch." Jost, durchaus nicht aus der Fassung gebracht, erwiederte: Ich weiß nicht, Herr Baron, wie viel Sie dem Herrn N. N. gegeben haben; soviel aber weiß ich, Ihre Mittagstafel wird um kein Haar minder gut besetzt sein, wenn Sie für diese bedrängte Familie eine mäßige Summe beisteuern."

Seine gewöhnliche Zuflucht, so oft ein dringender Fall seine Beihülfe nöthig machte, war die Harmonie, eine ansehnliche israelitische Freimaurerloge, deren Mitglied er war. Dort war er sicher, stets wohlwollende Freunde zu treffen, bei denen er niemals vergebens anklopfte Wie alle Menschen von vertrauendem Sinne, mußte natürlich auch er sich manche bittere Täuschung, manche listige Hintergehung mitunter gefallen lassen. Schwindler und Abenteuerer machten nicht selten Jagd auf seine Güte; und trotz seiner Klugheit und Menschenkenntniß konnte er es nicht immer verhindern, daß Trägheit und Laster die Maske unverschuldeter Noth und unterdrückter Tugend vor ihm annahmen. Einen interessanten Fall von solcher Vorspiegelung gebe ich hier mit seinen eigenen Worten wieder.

„Eines Abends trat ein junger Mann bei mir ein und warf sich sogleich mit Geberden der Verzweiflung mir zu Füßen, indem er mich beschwor, ihn doch um des Himmels willen dem Verderben zu entreißen. Es war ein bildschöner Jüngling, der nicht zu der Rolle eines Hülfeflehenden auferzogen schien. Mit Mühe und nur in abgebrochenen, von Thränen erstickten Sätzen

konnte ich die Geschichte seines Unfalles aus ihm herausfragen. Er nannte sich Sachs und behauptete, mit dem Berliner Prediger Michael Sachs verwandt zu sein. Er sei Studirender an einer norddeutschen Universität; habe das Unglück gehabt, einen Gegner, der ihn schwer gereizt, im Duell zu tödten; die Behörden, von seinen mächtigen Feinden aufgestachelt, seien ihm auf der Spur; er habe keine Mittel zur Flucht; seine Familie wisse nichts von dem Unfall; die Zeit dränge u. s. w. Ich suchte ihn so gut als möglich zu beruhigen, eilte nach der Harmonie, wo zum Glück einige wohlwollende Freunde anwesend waren, und kehrte alsbald mit einer Summe zurück, ansehnlich genug, um seine Flucht ins Ausland zu bestreiten und auch seine ersten Schritte auf fremdem Boden zu unterstützen. Ich selbst brachte ihn nach dem Bahnhofe und sah ihn wohlbehalten abreisen. Er versprach zu schreiben; er versprach, was alle Bedrängten thun, mehr noch, als man von ihm wollte: alles Mögliche und noch etwas darüber. Nach einiger Zeit, als keine Nachricht kam — denn neugierig war ich doch — zog ich über meinen Schützling Erkundigungen ein; und was war das Ergebniß? Alles erlogen; der Name, die verwandtschaftliche Beziehung, deren er sich gerühmt, die Natur seiner Verlegenheit: Alles stellte sich als ein endloses Truggewebe heraus. In dem Matrikelbuche jener Universität gab es keinen solchen Namen, kein Duell hatte um jene Zeit stattgefunden, und der junge Mann selbst war und blieb verschollen. Niemals wieder habe ich etwas von ihm gesehen oder gehört. Und doch," schloß der treffliche Mann seinen Bericht, „konnte ich damals nicht anders handeln, denn die Zeit drängte. Und wenn ein ähnlicher Fall heute wieder vorkäme, ich würde genau wieder so verfahren, wie damals."

Ja, so sollten wir eigentlich Alle handeln, wie du, Edler, uns durch dein Beispiel zeigtest; dann würde die anspruchslose praktische Tugend die prahlerische Moral der Weltweisen und Religionssysteme weit hinter sich lassen. Berthold Auerbach hat ganz Recht mit seinem Ausspruche:

„Das ist der Jammer, daß Lüge und Betrug uns oft gegen die Wahrheit verschlossen und blind machen. Und doch sollte es Grundsatz aller Menschenfreunde sein: lieber gegen zehn Unwürdige edelmüthig zu handeln, als einem einzigen Braven die verdiente Liebe und Güte zu entziehen."

Eines Tages verfügte er sich in solcher Absicht auf das Rothschild'sche Comptoir und fragte nach dem Baron Mayer Karl von Rothschild. Dieser Krösus war eben im Gespräche mit einem wohlwollenden Manne von der altjüdischen Partei begriffen, der zu einem ähnlichen Zwecke gekommen war. Er errieth aber die Absicht von Jost's Besuche sofort und rief ihm mit humoristischem Unwillen entgegen: „Soeben hat Herr N. N. bei mir auf altmodisch „geschnorrt"; da ist nun der Doktor Jost: der schnorrt auf neumodisch." Jost, durchaus nicht aus der Fassung gebracht, erwiederte: Ich weiß nicht, Herr Baron, wie viel Sie dem Herrn N. N. gegeben haben; soviel aber weiß ich, Ihre Mittagstafel wird um kein Haar minder gut besetzt sein, wenn Sie für diese bedrängte Familie eine mäßige Summe beisteuern."

Seine gewöhnliche Zuflucht, so oft ein dringender Fall seine Beihülfe nöthig machte, war die Harmonie, eine ansehnliche israelitische Freimaurerloge, deren Mitglied er war. Dort war er sicher, stets wohlwollende Freunde zu treffen, bei denen er niemals vergebens anklopfte Wie alle Menschen von vertrauendem Sinne, mußte natürlich auch er sich manche bittere Täuschung, manche listige Hintergehung mitunter gefallen lassen. Schwindler und Abenteuerer machten nicht selten Jagd auf seine Güte; und trotz seiner Klugheit und Menschenkenntniß konnte er es nicht immer verhindern, daß Trägheit und Laster die Maske unverschuldeter Noth und unterdrückter Tugend vor ihm annahmen. Einen interessanten Fall von solcher Vorspiegelung gebe ich hier mit seinen eigenen Worten wieder.

„Eines Abends trat ein junger Mann bei mir ein und warf sich sogleich mit Geberden der Verzweiflung mir zu Füßen, indem er mich beschwor, ihn doch um des Himmels willen dem Verderben zu entreißen. Es war ein bildschöner Jüngling, der nicht zu der Rolle eines Hülfeflehenden auferzogen schien. Mit Mühe und nur in abgebrochenen, von Thränen erstickten Sätzen

konnte ich die Geschichte seines Unfalles aus ihm herausfragen. Er nannte sich Sachs und behauptete, mit dem Berliner Prediger Michael Sachs verwandt zu sein. Er sei Studirender an einer norddeutschen Universität; habe das Unglück gehabt, einen Gegner, der ihn schwer gereizt, im Duell zu tödten; die Behörden, von seinen mächtigen Feinden aufgestachelt, seien ihm auf der Spur; er habe keine Mittel zur Flucht; seine Familie wisse nichts von dem Unfall; die Zeit dränge u. s. w. Ich suchte ihn so gut als möglich zu beruhigen, eilte nach der Harmonie, wo zum Glück einige wohlwollende Freunde anwesend waren, und kehrte alsbald mit einer Summe zurück, ansehnlich genug, um seine Flucht ins Ausland zu bestreiten und auch seine ersten Schritte auf fremdem Boden zu unterstützen. Ich selbst brachte ihn nach dem Bahnhofe und sah ihn wohlbehalten abreisen. Er versprach zu schreiben; er versprach, was alle Bedrängten thun, mehr noch, als man von ihm wollte: alles Mögliche und noch etwas darüber. Nach einiger Zeit, als keine Nachricht kam — denn neugierig war ich doch — zog ich über meinen Schützling Erkundigungen ein; und was war das Ergebniß? Alles erlogen; der Name, die verwandtschaftliche Beziehung, deren er sich gerühmt, die Natur seiner Verlegenheit: Alles stellte sich als ein endloses Truggewebe heraus. In dem Matrikelbuche jener Universität gab es keinen solchen Namen, kein Duell hatte um jene Zeit stattgefunden, und der junge Mann selbst war und blieb verschollen. Niemals wieder habe ich etwas von ihm gesehen oder gehört. Und doch," schloß der treffliche Mann seinen Bericht, „konnte ich damals nicht anders handeln, denn die Zeit drängte. Und wenn ein ähnlicher Fall heute wieder vorkäme, ich würde genau wieder so verfahren, wie damals."

Ja, so sollten wir eigentlich Alle handeln, wie du, Edler, uns durch dein Beispiel zeigtest; dann würde die anspruchslose praktische Tugend die prahlerische Moral der Weltweisen und Religionssysteme weit hinter sich lassen. Berthold Auerbach hat ganz Recht mit seinem Ausspruche:

„Das ist der Jammer, daß Lüge und Betrug uns oft gegen die Wahrheit verschlossen und blind machen. Und doch sollte es Grundsatz aller Menschenfreunde sein: lieber gegen zehn Unwürdige edelmüthig zu handeln, als einem einzigen Braven die verdiente Liebe und Güte zu entziehen."

Außer dem Frauenverein sind es noch zwei wichtige Institute, die den Namen des Geschichtschreibers mit Segnungen erwähnen. Den Permissionisten-Verein zur gegenseitigen Unterstützung erkrankter Bewohner Frankfurts, die das Bürgerrecht nicht erworben, hatte er selbst ins Leben gerufen und blieb dessen ständiger Leiter. Zu der Creizenach-Stiftung, zur Unterstützung kranker und berufsunfähiger Lehrer der israelitischen Realschule sowie der Wittwen und Waisen derselben, hat Jost die Anregung gegeben und zeitlebens hat er dem Vorstande der Stiftung angehört. Die Creizenach-Stiftung war bestimmt, das Andenken des ausgezeichneten Lehrers und theologischen Schriftstellers, dessen Namen sie trug, zu verewigen. Michael Creizenach, geboren 1789, gestorben zu Frankfurt 1842, war die Seele der schüchternen Reformbestrebungen des Frankfurter Andachtsaales und wegen seiner Verdienste als Prediger und Jugendlehrer mit Recht hochgeschätzt. Er war der Einzige, welcher in jenen zahmen Jahren den Muth hatte, mit einer Art theologischen Lehrgebäudes in seinem „Schulchan Aruch" hervorzutreten. Man hat diesem Buche sehr viel Böses nachgesagt, und zumeist mit Recht; und die Nachwelt hat es ganz bei Seite gelegt. Der Grundgedanke aber, daß alles Rituelle von Zeit zu Zeit frisch codifizirt werden müsse, ist hier mit achtungswerther Energie der Ausführung näher gebracht worden. Creizenach war ein Mann von den mannigfaltigsten Kenntnissen und vielseitigster Bildung, besonders als tüchtiger Mathematiker hochgeschätzt. Er schrieb einen schönen hebräischen Stil und übersetzte Abraham ibn Esra's Jesod Mora in fließendes Latein. Von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit erzählt man sich die interessantesten Züge. Im Hause aber traf diesen Aufklärer nach seinem Ableben eine Art Mendelssohn-Schicksal. Sein Sohn, der Doktor Theodor Creizenach,

1818 — 1877, durch einen Band Gedichte zu mäßiger Bekanntheit gelangt, trat zur protestantischen Kirche über. Der ältere Creizenach war mit Jost durch eine besonders innige Freundschaft verknüpft; Beide gaben in Gemeinschaft die hebräische Zeitschrift „Zion," Frankfurt am Main, bei J. S. Adler, 1840 — 1842, heraus, von der noch später die Rede sein wird.

Am Schlusse des Elul-Heftes 5642 dieser Zeitschrift meldet Jost in seinem geläufigen Neuhebräisch, das wir hier in getreuer Uebersetzung wiedergeben, den Tod des Freundes und Mitstrebenden:

„Am Neumondstage des Elul (im August 1842), Freitag nach Sonnenuntergang, da verdunkelte sich das Licht unserer Augen; der Tod stieg bei uns durchs offene Fenster und nahm die Krone von unserem Haupte weg, in der Person unseres theueren Gott und den Menschen liebwerthen Freundes und Führers Dr. Michael Creizenach. Seine reine Seele kehrte zum Himmel zurück. Ich allein stehe jetzt hier mit bethräntem Antlitze und muß deshalb aufhören, die Mauern Zions (d. i. der Zeitschrift) ferner zu bauen; denn die Last wiegt zu schwer auf meinen Schultern. Wenn nun die Förderer der hebräischen Sprache in dieser ihrer edeln Bestrebung fortfahren wollen, so mögen sie ihre Absicht öffentlich kund thun, und Gottes Segen beschirme sie!"

Nicht nur auf dem Gebiete eigentlicher Wohlthätigkeit erwarb sich der unvergeßliche Jost glänzende Verdienste; seine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, verbunden mit der feinsten Urbanität, fand beinahe täglich Gelegenheit, sich im Dienste der Menschheit zu erproben. Zahlreich sind die Häuser, die er dergestalt gegründet, die Familien, denen er Brod, Existenz und Zukunft gesichert, die Mittellosen, welchen er zu einer Stellung verholfen. Viele, die sich sehnten, einen eigenen Herd zu gründen, und die durch die Ungunst der Gesetze oder das Mißtrauen der Behörden daran verhindert wurden, wandten sich an den stets zugänglichen Menschenfreund und riefen seine Vermittlung an. Ein empfehlendes

Wort von ihm machte sie zu Bürgern, zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft. Die Frankfurter Behörden, welchen der wackere Mann schon durch seine Dolmetscherdienste vortheilhaft empfohlen war, schenkten willig dem Bittsteller Gehör, der niemals etwas für sich selbst erbat, stets so eindringlich für Andere sprach und der trotz alledem so wenig von einem Supplikanten in seinem durchaus männlichen Wesen hatte. Einstmals fand Jost bei einem solchen Anlasse sich bemüßigt, eine entschuldigende Bemerkung an einen Senator der freien Stadt zu richten. Er fühle wohl, sagte er, das Anspruchsvolle seines Auftretens, da er, obgleich selbst kein Bürger der Stadt, die Herren so oft mit seinen Gesuchen belästige.

„O, kommen Sie nur ungehindert," war die Antwort des Beamten; „wir sind stolz darauf, Sie einen der Unseren zu nennen."

Ein Familienvater, der durch Krankheit und andere Mißverhältnisse in unverschuldete Bedrängniß gerathen und auf den kümmerlichen Ertrag eines kleinen Kosthauses angewiesen war, hätte gerne eine größere jüdische Restauration gegründet, für welche dringendes Bedürfniß vorhanden, und die unter obwaltenden Verhältnissen den sichersten Gewinn versprach; umsomehr als seine fleißige Frau, eine Meisterin klassischer Kochkunst, dieselbe jahrelang im Rothschild'schen Hause ausgeübt hatte. Wie es aber leider so oft schon in ähnlichen Fällen zugegangen, so hatte schonungslose Konkurrenz der eigenen Glaubensgenossenschaft mit Beihülfe von etwas Denunciation dem gerechten Anspruche entgegengearbeitet; und so kam es, daß der redliche Mann ohne einen besonders triftigen Grund von der Behörde — es war noch Jahre lang bis zur Gewerbsfreiheit — abschläglich beschieden wurde. Der bedrängte Bittsteller, von Rheumatismus nebenbei fast gelähmt, war völlig rathlos und wurde zuletzt von mir, den er mit seiner Angelegenheit bekannt gemacht, bei Jost eingeführt

und der Fürsprache des Gelehrten warm empfohlen. Schon nach einigen Tagen hatte der Mann die ersehnte Erlaubniß, und das Etablissement, welches in dieser Weise ins Leben gerufen wurde, erfreute sich einer mehrjährigen Blüthe; und während der Messen wurden dort Hunderte mit ritueller Kost bewirthet. Der ganze Dank, welchen Jost für diese Dienstleistung beanspruchte, war die Erlaubniß, einige seiner Vereinszöglinge zum Erlernen der Kochkunst dort unterzubringen.

In der Gründung solcher nützlichen Institute schien überhaupt Jost ganz besonders glücklich zu sein. In Berlin bestand über eine Generation und besteht, glaube ich, heute noch ein Speisehaus, das schon Tausenden beim Besuche jener Hauptstadt als Hippokrene für rituell beglaubigte Nahrung gedient hatte. Der wegen mancher Eigenthümlichkeiten zu den bizarren Originalen zählende Besitzer wohnte früher der Jost'schen Behausung, als der Geschichtschreiber noch in der preußischen Hauptstadt sein Domizil hatte, gegenüber, nährte sich kümmerlich als Aufwärter bei Hochzeiten u. dgl., und wurde durch den Müßiggang der vielen beschäftigungslosen Stunden, die er hatte, nicht selten den Seinigen ein sehr ungemüthlicher Hausgenosse. Die häuslichen Szenen wurden zuletzt so stürmisch, daß die Nachbarschaft aufmerksam wurde und unser Freund sich begütigend ins Mittel legte. Die betreffende Persönlichkeit, derart wegen der Wirkungen seiner Unthätigkeit ins Verhör genommen, gab ihr Unrecht zu und versprach Besserung, schob aber die Schuld auf die eigenartige Beschäftigung, die es mit sich bringe, daß, weil Festlichkeiten nicht alle Tage stattfinden, zu viel müßige Zeit bleibe. Mit fünfhundert Thalern, sagte er, könnte er eine Speisewirthschaft errichten; hätte er die, so wäre ihm geholfen; da wäre er ein glücklicher Mann.

„Nichts weiter als dieses?“ sagte Jost. „Ihnen kann geholfen werden.“

Die wohlbekannte „Gesellschaft der Freunde“ zu Berlin streckte die verlangte Summe vor und verlangte sie niemals wieder zurück, und der Unterstützte war wirklich ein gemachter Mann und wurde ein viel sanfterer Hausgenosse.

Gegen würdige, des Erfolges und der Anerkennung entbehrende Schriftsteller war dieser edle Gelehrte die Zuvorkommenheit und Dienstfertigkeit selbst. Die Erfolge, die sein Glück und Talent ihm in so reichem Maße erworben, mochte er gern seinen Brüdern in Apollo gönnen; und von dem Schreiberneid (Kinat Soferim), den schon der Talmud kennt und von welchem er behauptet, daß er zum Wachsthum der Wissenschaften wesentlich beitrage (Baba batra, 21 a), war Niemand freier als unser Freund. Mancher unbelohnt Strebende hat an seinem gastlichen Herde Rath, Beistand und Muth zu neuer Thätigkeit gefunden. Noch in der letzten Zeit interessirte er sich vielfach für einen verdienstvollen Gelehrten, der ein ganzes Menschenleben hindurch in den Schachten des jüdischen Alterthums emsig gegraben und manches Goldkorn daraus für die Welt, aber nur wenige für sich selbst zu Tage gefördert. Es war Berl Goldberg aus Tarnopol, in den verschiedensten Gebieten der Literatur wohl bewandert, als Mathematiker und Chronologe ganz besonders hochverdient, der von Paris kommend damals in Frankfurt einige Zeit weilte. Jost nahm an den Bestrebungen dieses gelehrten Galiziers den thätigsten Antheil, war unermüdet im Uebersetzen und Redigiren und vor allem bestrebt, ihm, der in deutscher Zunge nur mit Schwierigkeit sich ausdrückte, den Zugang zu einem deutschen Leserkreise zu erleichtern.

Es konnte übrigens nicht fehlen, daß seine Stellung, so allgemein geachtet, so weithin markirt durch die Gottesgnaden des

Talentes von Manchen überschätzt und daher verkannt wurde. Nicht selten wurden Anforderungen an ihn gestellt, die über seinen Kreis weit hinausgingen und seinen guten Willen nicht wenig in Verlegenheit setzen mußten. Das merkwürdigste Vorkommniß dieser Art dürfte wohl folgendes sein, welches sich nicht lange vor meiner Ankunft in Frankfurt zugetragen.

Ein sehr bedeutender Schriftsteller, welcher stets der freiesten Richtung angehört hatte und dessen Umkehr zu den Fahnen des Kirchenglaubens vor einigen Jahren ein nicht geringes Aufsehen gemacht, hegte eine Zeit lang den Plan, sich an die Synagoge anzuschließen und hielt unter Anderen auch Jost für das geeignete Organ, um diese Absicht zu verwirklichen. Natürlich überzeugte er sich sehr bald von seinem gänzlichen Irrthume.

Jetzt, nachdem durch die ausführlichen Selbstbekenntnisse des Betreffenden die Sache längst kein Geheimniß mehr ist, brauchen wir der Wißbegier des Lesers nicht die geringste Enthaltsamkeit mehr aufzuerlegen. Es ist die Rede von dem berühmten Georg Friedrich Daumer, geboren zu Nürnberg 1800, gestorben 1875, einem der originellsten Geister unserer an Widersprüchen so reichen Zeit. Als kühner Metaphysiker, als geschmackvoller Nachdichter persischer und arabischer Spruch- und Liederweisheit (in „Hafis" und „Mahomed und sein Werk"), als Erzieher Kaspar Hauser's und Verfasser von angeblichen Aufschlüssen über diesen räthselhaften Findling hat der Mann sehr viel von sich reden gemacht. Vom Nürnberger Gymnasium wurde er nach kurzer Lehrthätigkeit wegen der antichristlichen Richtung seiner Bücher durch die bayerische Regierung mit einer kärglichen Pension entfernt, suchte dann als vorgeschrittener Hegelianer in der „Religion des neuen Weltalters" 1850, 3 Bände, die Grundlinien eines neuen Religionssystems zu ziehen, wozu er schon in seinen früheren philosophischen Versuchen: „Urgeschichte des

Menschengeistes" Berlin 1827, „Andeutung eines Systems spekulativer Philosophie" Nürnberg 1831, „Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte" ib. 1835, „der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart in der Reife seiner Selbstoffenbarung" ib. 1844, einen tüchtigen Anlauf genommen hatte. In der etwas schwächlichen Gedichtsammlung: „Frauenbilder und Huldigungen" Leipzig 1853, 3 Bände, und ähnlichen Versuchen, wozu die bereits erwähnten Sammlungen „Hafis" und „Mahomed" gehören, stellte er eine Art Hetzjagd an, um die Ideale der Humanität bei den verschiedensten Völkern und Schriftthümern aufzufinden, während er auch sonst in ganz abenteuerlicher Weise in allerlei Wunderlichkeiten herum-irrlichtelirte. So widmete er z. B. lange vor seiner Bekehrung dem Marienkultus unter dem Pseudo-Namen Eusebius Emmeran eine poetische Gabe: die Lorbeeren eines Guido Görres ließen ihn nicht schlafen. Und wenn ich nicht irre, hat er sich auch für den barocken Rhapsoden-Stil des „Kindes" Bettina von Arnim so sehr begeistert, daß er einige ihrer phantastischen Sätze in Sonettenform übertrug.

Das innere wie äußere Leben der Freidenker ist in der That nicht auf Rosen gebettet; davon sieht man in der Daumer'schen Laufbahn die lebhaftesten Spuren. Die Welt im Ganzen und Großen sieht regelmäßig die Leute an Sonn- und Feiertagen in hübschen Kleidern und mit goldberänderten Gesangbüchern in die Kirchen laufen und bekommt dadurch von der protestantischen Denkfreiheit und Gemüthlichkeit eine sehr günstige Meinung, die in der Hauptsache auch eine wohlverdiente heißen kann. Allein hinter den Kulissen haben die bittersten Reibungen ihr feindseliges Spiel, und an den Koterien und Konventikeln, welche allda das große Wort führen, haben auch die Frauen einen überaus großen Antheil. Dem Nürnberger Philosophen blieb die

Anfeindung seiner nächsten Umgebung nicht erspart. Er hatte seinen radikal-philosophischen Guerillakrieg mit einer Polemik gegen einige pietistische Mitglieder des Nürnberger Pastorats angefangen. Seine Broschüre: „Ueber die Entwendung egyptischen Eigenthums beim Auszug der Israeliten aus Egypten" Nürnberg 1833, wirbelte viel Staub auf. Mit Bedauern sage ich es, er wurde trotz seiner milden Natur durch diese und ähnliche Bibel-Subtilitäten in den vormärzlichen Antisemitismus hineingezogen, welcher vorzugsweise seine Giftpfeile gegen das jüdische Alterthum richtete, obgleich er auch die modernen Juden nicht absolut schonte. So entstanden die beiden bösen und thörichten Bücher: „Sabbath, Moloch und Tabu" 1839, und „der Feuer- und Molochsdienst der alten Hebräer, historisch-kritisch nachgewiesen," Leipzig 1842, worin er von einem orthodoxen menschenopfernden Ritus fabelt, welcher nachmals im Christenthum seine Fortsetzung gefunden haben sollte.

Als ich im Herbste 1852, während der Ferien, seine Bekanntschaft machte, hatte ich mit ihm deshalb eine ernste Kontroverse, ohne daß mein Verhältniß zu ihm dadurch gelitten hätte. Ich besitze noch Briefe von ihm, worin er sich über die konservativeren Münchener Denker, welche seine neuesten philosophischen Produktionen sehr scharf mitgenommen hatten, ziemlich bitter äußert. Der Mann erging sich in allen möglichen Wunderlichkeiten; er war Vegetarier, enthielt sich der animalischen Nahrung und ließ sich von seiner Frau, einer lebenslustigen Nürnbergerin, — später trennten sich die Gatten — nur alle paar Wochen einmal zu einem Fischgericht bereden. Doch war sein kränkliches Aussehen gerade kein vollgültiger Beweis für die Zulänglichkeit der Pflanzennahrung. Auf mich wirkte seine Persönlichkeit trotz der starken excentrischen Beimischung durchaus sympathisch; ich sah in ihm einen schmerzvoll Ringenden und habe ihn oft gegen seine An-

greifer in Schutz genommen. Als ich eines Nachmittags den Dichter Emanuel Geibel von seiner Vorlesung über Poetik nach Hause begleitete und von Daumer's neuesten Leistungen sprach, da that es mir in der Seele weh, als dieser überschätzte Formpoet, wohlversorgt durch ein König Maximilian'sches Stipendium, fast zornig herauspolterte: „Der Mensch wird noch ein ganzer Türke; da treibt er sich nun ganz zwecklos immerdar im Orient herum.“ Daumer war übrigens dem Christenthume noch viel weniger geneigt als dem Judenthum, wie man aus dem wunderlichen Buche: „die Geheimnisse des christlichen Alterthums,“ Hamburg 1847, 2 Bände, deutlich ersehen kann.

Um so befremdlicher mußte es daher Allen, welche an ähnliche Kontraste nicht gewohnt sind, erscheinen, als er gleichsam mit klingendem Spiele um 1858 seinen Uebertritt in das römisch-katholische Lager vollzog und darüber das merkwürdige Buch: „Meine Conversion, ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte,“ Mainz 1859, veröffentlichte. Seit dieser seiner Bekehrung hat der ehemalige Jung-Hegelianische Stürmer ein sehr beschauliches Traumleben geführt und fast nur fromme oder gar visionäre Bücher geschrieben.

Das Buch „Meine Conversion“ ist aus guten und bösen, dummen und klugen, flachen und erhabenen Bestandtheilen sehr bunt gemischt. Es finden sich darin mitunter ganz bitterböse, freiheitsmörderische Aussprüche; aber auch ein edler, unendlich tiefer Weltschmerz über ein verfehltes Denkerziel erhebt gleichzeitig seine Stimme. Uns interessirt hier vor allem eine Stelle, S. 9. ff, worin er auf seine beabsichtigte Annäherung an das Judenthum zu sprechen kommt und wegen welcher vorzugsweise ich diesen ausführlichen Excurs über den Nürnberger Philosophen hier angefügt habe. Ich gebe diese Stelle vollständig wieder und füge in Klammern meine wenigen Erläuterungen hinzu.

„Unter solchen Umständen kam ich auf einen seltsamen, barocken Gedanken, der, unmittelbar und unerläutert ausgesprochen, sehr lächerlich erscheinen kann, sich aber doch leicht erklären und begreifen lassen wird, wenn man meine eigenthümliche Natur und Tendenz und die damit verbundene widerspruchsvolle Lage bedenkt. Mich an eine christliche Partei gläubigen und kirchlichen Charakters anzuschließen, war mir zu jener Zeit noch unmöglich; ich hätte heucheln müssen, und das stimmte nicht mit meinem Wesen und meinen Absichten überein. Viel leichter konnte ich mich dem Judenthume nähern, ja geneigt sein, unter gewissen Umständen und Bedingungen förmlich dazu überzutreten. Ich hatte in alten rabbinischen Schriften überraschend eigene und merkwürdige Dinge gefunden, die mir einer Auffrischung und Anwendung auf die Gegenwart keineswegs unfähig und unwürdig schienen. Es kamen hier namentlich die tieferen, universaleren und geistvolleren Hoffnungen der jüdischen Messiasidee in Betracht. Ich verfaßte über diesen Gegenstand eine Schrift, worin ich zu zeigen unternahm, was auf einen solchen in ihm selbst liegenden Grund und Antrieb hin das Judenthum, wenn es sich wieder ernstlich und kernhaft in sich selbst vertiefe, zu sein und zu leisten vermöge."

(Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Daumer um diese Zeit wirklich etwas geschrieben habe, was einen vermittelnden Standpunkt zwischen den verschiedenen positiven Religionen — schwerlich zwischen dem Judenthum und Christenthum allein, denn es giebt einen philosophischen Stolz ebenso wie einen anderen — anbahnen könnte: es finden sich sogar Anklänge an eine solche Tendenz in verschiedenen Kapiteln des ziemlich konfusen Buches.)

„Ich legte mein Buch gelehrten Juden vor; ich sprach mich gegen intelligente Personen und innerhalb gebildeter Kreise dieser Nation auch mündlich über meine Ideen und Absichten aus. Man wollte nichts davon wissen. Weder Diejenigen, die noch Juden im religiösen Sinne des Wortes sein wollten, noch jene völlig Aufgeklärten und Freidenkenden, die ihr Judenthum ganz über Bord geworfen, goutirten meine Entwürfe oder hielten sie für ausführbar. Einer sagte: ‚Das lebt nicht!‘ und hatte leider Recht."

(Hiermit ist mit der größten Wahrscheinlichkeit Jost angedeutet; denn besagter Ausdruck war einer seiner geflügelten Lieblingsworte, den er sehr oft im Munde führte. Indessen müssen doch auch noch andere Besprechungen stattgefunden haben.)

„Ein Anderer äußerte: ‚Wir haben lange genug gelitten; jetzt wollen wir leben und genießen.‘ Ein Dritter meinte: ‚Je weiter vom Judenthum, desto besser.‘ Oefters mußte ich das stolze, kränkende Wort vernehmen: ‚Das Judenthum macht keine Proselyten.‘“

(Welch ein Recht hatte er, sich durch diesen unabhängigen Ausspruch, welcher übrigens nur die Hälfte der Wahrheit über das Proselytenwesen enthält und welcher Israel durch seine Lage ganz unabweisbar aufgedrängt wurde, sich beleidigt zu fühlen?)

„Nur ein paar arme, ernst gesinnte Söhne Israels waren auf meiner Seite; sie konnten nichts ausrichten und litten selber. Besonders ist mir ein guter, alter Mann im Gedächtniß, der sich mit seinem Judenthum und dessen Aufrechthaltung und Förderung in zeitgemäßer Form viel sauere Mühe gab, ein wahrer Ueberall und Nirgends, unstät umherwandernd, dem ewigen Juden ähnlich, für literarische und nationale Zwecke werbend und sammelnd, in welcher Absicht er auch zu mir gekommen war. Es hatten ihn schwere Schicksale getroffen, und seine wohlgemeinten Unternehmungen machten ein schlechtes Glück; ich sah ihn in den traurigsten und rathlosesten Stimmungen; ich hatte ihn lieb und bedauere, ihn durch meine Conversion erschreckt und verloren zu haben.“

(Wir erkennen in dieser Schilderung ganz unleugbar den Kalendermann und Jahrbuch-Herausgeber K. Klein, der ungefähr seit dem Jahre 1843 beinahe zwanzig Jahre lang das „Jahrbuch des Nützlichsten und Unterhaltenden für Israeliten“ herausgab, dabei ein kümmerliches Wanderleben führte und später auch zwei Zeitschriften: „Israelitische Schul- und Jugendbibliothek“ und der „Feierabend“ mit nicht besserem Glücke unternahm. Diese verschiedenen Sammelschriften bildeten in den Fünfziger Jahren wirklich einen sehr brauchbaren Sprechsaal für

die freisinnige Schriftstellerwelt jüdischen wie christlichen Bekenntnisses. Er wußte Beiträge von Honcamp, Umbreit, Lorenz Diefenbach, Gustav Pfarrius, W. O. von Horn, Friedrich Rückert, Daumer, Georg Schirges, Wolfgang Müller von Königswinter, Hoffmann von Fallersleben, Crafft, dem Uebersetzer talmudischer Sagen, Eduard Duller, Noiree, Dräxler-Manfred, Freiligrath u. A. zu erwerben. Besonders aber konnten jüdische Schriftsteller, die etwas in ihrer Mappe vorräthig oder über eine freie Stunde zu verfügen hatten, sich seiner Zuthunlichkeit nicht leicht entziehen. Er zählte Jost, Leopold Stein, Riesser, Kämpf, Siegmund Stern, Abraham Tendlau, Formstecher, Leopold Kompert, Joseph Aub, Präger, Lazarus Geiger, Gustav Weil, Fürstenthal, Saalschütz, Henriette Ottenheimer, Eduard Kley, S. Steinheim, Francolm, Jolowicz, Letteris, Daniel Sanders, Gotthold Salomon, Isler, Kayserling und auch mich zu seinen Mitarbeitern. Dieser Klein war ein guter, harmloser und dabei stocktauber Mann; er steckte voll von Bildung und Kenntnissen und schrieb dabei die zierlichste Handschrift. Seine Gesinnungen waren die allervortrefflichsten und reinsten, ein Luxus, den sich fast alle Nothleidenden und erfolglos Ringenden gestatten. Sein Besuch aber war, besonders in den schwülen Hundstagen, wo man an frischen Naturgenuß weit eher denkt, als daran, jüdische Jahrbücher mit Manuscript zu speisen, nichts weniger als angenehm. Anfangs der Sechziger Jahre ist der arme Kalendermacher plötzlich verschollen. Er soll in dem Krankenhause irgend einer großen, norddeutschen Stadt das Almosen eines Sterbebettes gefunden haben.)

„Unter den Frauen dieses Stammes lernte ich schöne Seelen und bedeutende Persönlichkeiten kennen; der weibliche Geist und das weibliche Herz stand mir, wie innerhalb der christlichen Societät, so auch im Judenthum immer nahe, und was die Männer nicht faßten, das begriffen die Frauen.

Besonders war eine intelligent, fein, edel, mildthätig, großmüthig, bewundernswürdig in jedem Betracht; sie that für mich, was möglich war; allein sie konnte mich nicht halten; sie konnte mir nur persönlich troſtreich und erquicklich sein. Da nahm ich mein Buch über das Judenthum und seine Messiasidee und legte es in die Kiste, wo noch mehr solche todtgeborene Werke modern. Auch dieser von der Verzweiflung eingegebene Plan war ins Wasser gefallen; ich war mit meinen chimärischen Ideen und Experimenten zu Ende. Ich war ein Thor gewesen und sah es ein an der Schwelle des Greisenalters, nachdem ich aufs jämmerlichste mein Leben verpfuscht und, Irrlichtern und Scheinbildern nachjagend, in Nichts als Sümpfe, Einöden und Wildnisse gerathen war."

Die besseren und bleibenden Geistesthaten Daumer's, von dessen Betrachtung wir hier scheiden, sind indeß durch diese späteren Räthselfahrten seiner Denkkraft in ihrem Werthe nicht verringert worden.

5.

Der menschenfreundliche Sinn des guten Isaak Markus würde wohl schwerlich von so herrlicher Wirkung auf seine Umgebung gewesen sein, wenn dieser Sinn nicht von der größtmöglichen praktischen Fähigkeit geleitet worden wäre. Ja, dieser hochstehende Geist wurzelte nicht blos im Guten und Schönen, sondern noch viel mehr im Nützlichen, im Zweckmäßigen: die menschliche Gesellschaft hat wenig brauchbarere und nützlichere Bürger gehabt. Sein weltkluges Auge zeigte ihm stets den besten Weg, das Wohl seiner Mitgeschöpfe zu fördern; sein gutes Herz trieb ihn an, jedes Opfer von Zeit und Beschwerde freudig im Dienste Anderer zu bringen, und seine große Arbeitskraft unterstützte ihn dabei aufs wirksamste. Jost war eine durch und durch praktische Natur; allerdings nicht im Sinne jener hohlen Schwätzer, welche das Wort „praktisch" als eine Waffe gegen alle idealen und höheren Anschauungen schwingen; welche mit dieser Partei-Schablone gegen Alles, was sie nicht fassen können oder wollen, Fronte zu machen suchen. Wenn man in ihrer Gegenwart von einem guten Buch, einem herrlichen Kunstwerke spricht; wenn man die dringendste Unterstützungssache, die gemeinnützigste Unternehmung bei ihnen in Anregung bringt; bei allem, was ihren kleinen Leidenschaften nicht schmeichelt, ihrer Pfennigweisheit nicht einleuchtet, heißt es allerwärts: „das sind unpraktische Dinge!" Nur ihre mit dem feinen Geschmacke und oft mit der guten Sitte streitenden Ver-

gnügungen gelten niemals als unpraktisch. Wenn man auf den Ameisenverstand dieser überklugen Geister hören wollte, so hätten sie die „Kritik der praktischen Vernunft“ schon lange vor Immanuel Kant entdeckt und die Anwendung derselben auf das wirkliche Leben als unverlierbares Monopol gepachtet. Nach ihrer Ansicht giebt es kein dümmeres Geschöpf als einen Gelehrten, nichts Trüglicheres als wissenschaftliche Theorien; und der Erfolg im Leben ist nicht von den großen Faktoren des Geisteslebens und der Weltgesetze, sondern lediglich von den Kochrezepten ihrer beschränkten Empirik abhängig. Ihr Maulwurfsblick sieht nur die kleinen Wirkungen in der Nähe; für große Gesammteffekte haben sie keinen Sinn. Und doch belehrt uns immer wieder von Zeit zu Zeit irgend ein Riesenbankerott, der moralische Zusammensturz eines vielumworbenen Hauses, die Gerichtszeitung oder die Gefängnißliste, daß es in der That nichts Praktischeres giebt als die Tugend, nichts Erfolgverheißenderes als die vier Rechnungs-Spezies der Vernunft und daß auch die grauesten Theorien am Ende doch nicht so ganz ohne tieferen Inhalt sind.

In den Augen Jost's war das Praktische zugleich das Gute; deshalb konnte er sich schon erlauben, innerhalb des Guten eine Auswahl zu treffen und es nur in praktischer Form als zulässig anzuerkennen. Die größte Angelegenheit war in seinen Händen so gut und treu gehegt wie die kleinste; denn seine Natur war nicht nur eine vornehm gebietende, sondern gleichzeitig eine bescheiden dienende. Sein welterfahrener Rath, wo es sich um die wichtigsten Familienangelegenheiten handelte, war ebenso schätzbar, wie die Bereitwilligkeit, womit er das Schreiben eines Briefes, die Uebersetzung eines Aktenstückes, die Besorgung des kleinsten Geschäftes durchführte.

Einen schönen Beweis seiner Gemeinnützigkeit lieferte der

bücherkundige Mann im Jahre 1859 durch das Ordnen der Wimpfen'schen Bibliothek. Diese Büchersammlung, die über sechstausend Bände umfaßte, war durch die splendide Testamentsklausel des Bücherantiquars Wimpfen nach dem Ableben desselben der israelitischen Realschule zugefallen, deren Bibliothek durch diesen Zuwuchs zu einer der schönsten und reichsten ihrer Art erhoben ward. Man hielt Jost für den Geeignetsten, diese Büchermenge zu ordnen; und er unterzog sich dem Geschäfte mit seiner gewohnten Treue und führte es auch glücklich zu Ende. Mit welchem Aufwand von Zeit und Mühe, mit welchem Kampf gegen Staub und Moder dies geschah, werden Diejenigen, welche ähnliche Arbeiten schon einmal besorgt haben, wohl zu würdigen wissen. Ebenso bereitwillig übernahm er auch das Amt des Bibliothekars und hielt jetzt seine Amtsstunden im Bibliothekzimmer mit derselben strengen Pünktlichkeit ein, womit er seinen vielen übrigen Funktionen oblag. Man konnte ihn nun zu gewissen Stunden mit ziemlicher Sicherheit zwischen den Bücherfächern antreffen, und auch ich besuchte ihn dort öfters und war Zeuge des frischen Humors, womit er die monotone Arbeit des Ausleihens zu würzen verstand. Fast für jeden Schüler hatte er ein angemessenes, oft ein neckisches Wort in Bereitschaft. Auf die Bescheinigung bestand er mit einem komischen Eifer; die Uebertretung der Leihgesetze bedrohte er mit scherzhaft übertriebenen Strafen; und wenn z. B. ein Schüler eine Kriegsgeschichte verlangte, so konnte er mit pfiffiger Miene andeuten: „Weiß schon; es geschieht nur, weil so viele Balgereien darin vorkommen."

Das von Ludwig Philippson gegründete „Israelitische Literaturinstitut" zählte Jost gleich von Anfang zu seinen Leitern; und hier verband sich sein feiner kritischer Blick aufs glück-

lichste mit seiner geschäftsmännischen Geschicklichkeit und half ihm umfassende Manuscripte in kurzer Zeit bewältigen.

Es war überhaupt eine Freude, mit dem trefflichen Menschen zu thun zu haben; das geben wohl Alle zu, die ihm jemals näher getreten. Seine Pünktlichkeit in Beantwortung von Briefen war ohne Beispiel; er kam überhaupt nicht leicht in den Fall, ein Geschäft zu versäumen, weil er grundsätzlich keinen Aufschub zuließ. Die strengste Zeiteintheilung, ja ein gewisses Geizen mit der Zeit verdreifachte die Tragweite seiner Energie und seiner Arbeitskraft. Er fand Muße für Alles, für jedes Streben, dem er gestattete, in den edeln Kreis seines Wollens einzutreten. Und was noch mehr sagen will, er war stets fertig; und wenn nach heißem Tagewerk ein Freund seine Schwelle betrat, so war des Mannes Stirne glatt und heiter, und sein klares, gesammeltes Selbst lächelte dem Ankömmling bewillkommend entgegen. Welch einen Kontrast bildete dieser in vielen Stücken große Schriftsteller mit seinen tüchtigen, menschenerleuchtenden Büchern gegen so viele tiefer stehende Geister, die von der Wichtigkeit ihres Thuns eine ganz gewaltige Idee haben, als wahre Titanen einer ephemeren Literaturgattung den Pelion auf den Ossa zu wälzen scheinen, stets in allerlei Bibliotheken und Archiven herumzappeln, immer schrecklich müde sind und es wirklich mit der Zeit zu einer Broschüre bringen, die Niemand liest!

Allerdings durfte man den fleißigen Isaak Markus nicht ohne Noth inmitten nützlicher Arbeit unterbrechen. Er kannte den Werth der Zeit zu gut, als daß die muthwillige Entziehung derselben ihn nicht hätte verdrießlich machen sollen. Vielleicht das einzige Beispiel einer gereizteren Stimmung, deren ich mich bei ihm entsinnen kann, war damals, als ein Bittsteller mit einer gewissen Zudringlichkeit eine solche Frist für seinen Besuch gewählt hatte.

Frühe hatte der weise Mann es unternommen, sein Leben zweckmäßig zu ordnen, ein System in seine vielseitige Wirksamkeit zu bringen. Jeder Obliegenheit war ein gewisses Maß von Zeit und Kraft zugetheilt; und indem er sich an diese Satzungen mit großer Strenge band, vermied er es doch andererseits, das Leben in einen flachen Schematismus aufzulösen. Seine Kraft schien stets zu wachsen durch die edelste Uebung, seine Zeit sich zu verdoppeln durch weise Eintheilung; und das höhere Alter, das bei den Meisten einen Nachlaß im geistigen Schaffen bewirkt, gab seinem Geistesgange erst die rechte Milde, Reife und Klarheit. Auf ihn konnte man füglich jenen Ausspruch der weisen Alten anwenden:

„Die Weisen wachsen bei zunehmendem Alter stets an Weisheit, denn das Wissen klärt sich in ihnen; rohe Menschen dagegen versinken im Alter in noch größere Thorheit: in ihr Denken bringt noch größere Verworrenheit."

Sabbat 152 a.

6.

Jost war glücklich verheirathet gewesen. Die glänzenden Eigenschaften seiner Gattin sind in den Frankfurter Zirkeln noch lange nachher ein Gegenstand lebhafter Erinnerung geblieben, ihr Name ist durch manches Werk frommer Wohlthätigkeit vor Vergessenheit gesichert. Ihre Schönheit wird nicht minder gerühmt als ihre Liebenswürdigkeit und feine Bildung. So war sie ihm eine Lebensgefährtin im edelsten Sinne des Wortes, die ihn und seine Bestrebungen verstand und mit ganzer Seele an seinen Erfolgen Theil nahm. Im Jahre 1842 zerschnitt der Tod diesen Herzensbund, und seitdem ist das Haus unseres Freundes einsam geblieben.

Selten sprach der Historiker den Namen der Seligen aus, denn es war nicht seine Sache, den Kultus des Herzens mit Worten zu üben; allein wann er von ihr sprach, dann war es mit einem Tone, wie man von einer Heiligen redet.

Einige Tage vor meiner Abreise von Frankfurt nahm ich Anlaß, ihn zu fragen, ob er kein Bild seiner Gattin besitze. Schweigend öffnete er ein Fach in seinem Schreibtische und nahm ein Miniaturbild in Aquarell heraus. Es waren sanfte, weiche Züge, aus denen Herzensgüte, hohe Weiblichkeit und Offenheit sprachen; und die reiche Schönheit dieser Frau muß sich noch in mittleren Jahren gut erhalten haben. Ich gab das Bildniß schweigend zurück, und nachdem er es mit bethränten Augen eine Weile betrachtet, verschloß er seine kostbare Reliquie wieder.

Seit jenem großen Verluste schloß sich sein liebebedürftiges Herz noch inniger an die Menschheit an, und jene menschenfreundlichen Stiftungen wurden ins Werk gesetzt, von denen in den vorigen Kapiteln die Rede war. Vor allem blieb er seinen Verwandten in liebender Treue zugethan. Mit seinem einzigen überlebenden Bruder Dr. Simon Jost, der als Sprachlehrer in Paris ansässig war, stand er im trautesten Verkehr. Es soll dies ein wackerer Mensch und tüchtiger Sprachkenner gewesen sein, auf welchen sich ein Theil des philologischen Talents, welches in der Jost'schen Familie heimisch gewesen zu sein scheint, abgelagert hat. Der aufgeweckte Geist steckte übrigens in einer sehr unscheinbaren Hülle; und ich erinnere mich, den Geschichtschreiber in einem Momente satirischer Laune haben sagen zu hören, daß dieser Bruder wegen seiner wenig verführerischen Außenseite in dem schönen Paris mit Vorliebe für den Unterricht junger Damen verwendet worden sei. Simon Jost hat vor einigen Jahren sein anspruchsloses und nützliches Leben beschlossen. — Die väterlichen Gesinnungen, welche unser Freund seinem Schwestersohne Schönheimer zuwandte, wurden von Diesem mit warmer Anhänglichkeit vergolten.

Die Schwester der verstorbenen Gattin, Fräulein Wolf, stand während dieser langen Wittwerschaft dem Hauswesen ihres Schwagers vor. Sie widmete sich diesem Berufe mit echt weiblicher Hingebung und Opferfähigkeit. Die Vielen, welche sich an den Geistesschöpfungen des tüchtigen Mannes laben, sollen es erfahren, wie viel sie dieser guten Person verdanken. Denn als er sein Theuerstes in die Gruft bettete, da war es die schwesterliche Treue dieser Dame allein, die seine Häuslichkeit zusammenhielt und ihm frischen Muth znr Arbeit und einen Schimmer des Behagens am vereinsamten Herde schenkte. Sie besaß bei einem wenig glänzenden Aeußeren ein empfängliches Gemüth

und ein reiches Seelenleben. Ihr Urtheil war so richtig und treffend, ihr Geschmack so durchgebildet, daß Jost sie in den wichtigsten Dingen um Rath fragte. Der berühmte Schriftsteller ließ, nach seinem eigenen Geständniß, nichts drucken, ohne es ihr zuerst vorgelesen und ihr Urtheil vernommen zu haben. Dabei verfügte sie über einen eigenartig trockenen, gutmüthigen Humor, von welchem folgende Probe einen Begriff geben mag. Eines Tages lehnte sie neben einer Freundin im Fenster und schaute auf die mit Spaziergängern erfüllte Straße hinab, wobei sich folgendes Gespräch entspann:

„Ist es nicht wahrhaft mitleiderregend," sagte Fräulein Wolf, „wenn man so viele Kranke da unten herumgehen sieht?"

„Wie, Kranke?" rief die Freundin verwundert; „was wollen Sie damit sagen?"

„Nun," erwiederte die Gefragte, „das ist doch sehr einfach. Vor längerer Zeit sagten mir mehrere meiner Bekannten, daß sie sich ihrer schwachen Gesundheit halber Bewegung im Freien machen müßten. Da ich nun diese armen Leidenden von Zeit zu Zeit noch immer hier vorüberspazieren sehe, so muß ich zu meinem höchsten Bedauern annehmen, daß sie noch immer nicht gesund geworden sind."

Schon aus diesem Zuge kann man sehen, daß das wackere alte Mädchen noch größtentheils in den Anschauungen früherer Zeit wurzelte. Sie selbst ging sehr selten aus; ihr Haus umschloß ihre ganze Welt. Hier war es, wo sie mit schützender Sorgfalt über die Gesundheit und den Komfort ihres Schwagers wachte: eine Sorgfalt, die so weit ging, daß sie stets eine Strafpredigt in Bereitschaft hatte, wenn er sich's einfallen ließ, selbst an sehr milden Frühlingsabenden ohne Ueberrock auszugehen. Und dabei konnte sie bewundernd vor ihm stehen bleiben und ihn wegen des Mephistophelischen Lächelns persifliren, womit er

solche Predigten anhörte. Ihr Verdienst war es fast allein, daß dies theuere Leben, von heißer Geistesarbeit ermüdet, so lange auf dieser Seite des großen Abgrundes zurückgehalten wurde.

So war der Familienkreis Jost's gestaltet, um welchen die Freundschaft einen schön ergänzenden weiteren Zirkel schloß. Sein Vertrauen war ein Schatz, um den man werben mußte, der ebenso schwer zu gewinnen als zu verlieren war. Zugänglich war der Mann gegen Alle, wohlwollend gegen Viele; seiner Freundschaft aber würdigte er nur eine erlesene Schaar, die freilich im Verlaufe seines reichen Lebens bedeutend anwuchs. Diejenigen aber, die sich seiner innigeren Zuneigung erfreuten, werden dieses Glückes nicht leicht vergessen. Nicht in Worten, nicht in sentimentalen Versicherungen verstand er seine Freundschaft an den Tag zu legen; er hatte eine unvergleichliche Art, Glauben und Anerkennung dem Freunde durch zahllose leis redende Beweise zu bekunden.

Als ich im Winter 1859—60 zu Frankfurt einen Cyclus von Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart eröffnete, gab sich der gute Mensch die Mühe, den Fortgang der Subscription in den mehrfach öffentlich aufliegenden Listen zu verfolgen. Es war dies ein für die damalige Zeit noch ziemlich neuer und alleinstehender Versuch, vor dessen Gefährlichkeit mich die literarische Sippschaft wohlmeinend warnte. In der That konnte man auf diesem Boden kaum einen Schritt wagen, ohne der Gloriola großer wie kleiner Leute aufs empfindlichste nahe zu treten. Und zudem war das literarische Urtheil in Deutschland sowohl durch die Methode des Gervinus als Julian Schmidt's, vor allem aber durch den geistlosen Goethe-Kultus, gründlich versumpft. Ohne daß man bei jedem Anlasse durchaus neue Grundsätze und Gesichtspunkte in Anwendung brachte, war die Sache überhaupt gar nicht anzupacken.

Ich erinnere mich noch genau des Tages, wo ich Jost das Manuscript meines ersten Vortrages vorlas, und der gedehnten Baßstimme, womit er ausrief: „Das ist ja s e e e e h r gut; das muß fortgesetzt werden!“ Und als diese Vorträge wider alles Erwarten zu den erfolgreichsten jener Saison sich gestalteten und der Besuch von Abend zu Abend beträchtlich wuchs, da war er unermüdet, die günstigen Urtheile, sowohl gedruckte als mündliche, zu sammeln und mir mitzutheilen.

Sein Freundeskreis ergänzte sich überhaupt mehr aus den Reihen der Jugend als des Alters. Je mehr seine eigene Bahn abwärts ging, desto mehr zog es ihn zu jüngeren Geistern hin, um in dieser Weise den Abstand zwischen der Jugendfrische seines Herzens und Geistes und dem winterlichen Gange seines Lebens zu überbrücken. Von seinen Kollegen an der Schule waren es besonders einige der jüngeren, mit denen er vorzugsweise verkehrte. Wir erwähnen zunächst den strebsamen Isaak B l u m und vor allem Dr. Ludwig O e l s n e r. Dieser tüchtige Schulman und Schriftsteller, zu dem ich mich nicht minder persönlich hingezogen fühlte, hatte in der historischen Literatur schon manches Schöne geleistet. Verwandte Bestrebungen und eine gründliche allgemeine Bildung machten ihn zu einem gern gesehenen Besucher bei dem Verfasser der Israelitengeschichte, und ich begegnete ihm oft im Jost'schen Zirkel. Wir Drei machten an schönen Sommerabenden nicht selten die angenehmsten Ausflüge, wobei kaum ein Punkt der hübschen Frankfurter Umgebung undurchstrichen blieb. Ein großer Theil der nachfolgenden Gespräche ist denn auch auf diesen Wanderungen geführt worden.

Die Jugend ist nun einmal der noch unentweihte Boden für alles Gute und Schöne, und darum auch für die Freundschaft.

Im höheren Alter lernt der Mensch meistens viel zu willig Haupt und Geist unter das Joch der Nothwendigkeit beugen.

Außer den Obengenannten stand er noch mit dem Oberlehrer Dr. Siegmund Stern und dem Religionslehrer Dr. Jakob Auerbach in einem innigen Freundschaftsverkehr. Die Beziehung zu Stern hatte sich schon in Berlin, Jost's früherem Aufenthaltsorte, gebildet. Als nämlich der Historiker im Jahre 1835 den Ruf nach Frankfurt annahm, übertrug er Stern die immer noch bedeutende, von ihm gegründete Erziehungsanstalt, welche nun der jüngere Gelehrte in erweiterter Gestalt fortführte. Stern's Bücher haben sich freilich oft nur mit einem succes d'estime begnügen müssen; allein um so anregender hat er als Reformator des jüdischen Kultus und Mitbegründer der Berliner Reformgemeinde gewirkt. Hier konnte die schönrednerische Seite seines Talentes sich in jeder Weise geltend machen. Stern galt damals vielleicht für den radikalsten Vertreter der jüdischen Reform, welchen Deutschland besaß. Für amerikanische Standpunkte hätte er immer noch einen gewissen Anlauf nehmen müssen. In Frankfurt hat er sich hauptsächlich auf sein pädagogisches Amt beschränkt und sich theologischen Fragen fast ganz fern gehalten. Er ließ wohl bei passenden Gelegenheiten ab und zu eine politische Broschüre vom Stapel und bekundete sich stets als ein begeisterter Bannerträger der „Gothaer" Partei, aus welcher bekanntlich später die Nationalvereins-Fraktion sich entwickelte. Uebrigens waren seine Staatsschriften und Auseinandersetzungen sehr forcirter und primitiver Natur. Indeß lebte in dem ganzen Manne ein sehr würdiger Ernst, wodurch er als Schulmann äußerst nützlich wirkte; und dabei bildete er ein wirklich recht angenehmes und geselliges Haus. Er stand noch in kräftigen Mannesjahren, als er 1867 vom Leben Abschied nahm.

Mit Jakob Auerbach, der im jüdischen Alterthum ein tüch-

tiges Wissen besaß, aber von schriftstellerischem Ehrgeize sich ziemlich frei fühlte, gab es die mannigfachsten Berührungspunkte. Auerbach's Verdienste als Mensch und Gelehrter haben sich langsam aber dauernd Bahn gebrochen. Es war in dem Manne etwas Reservirtes und Zugeknöpftes, wie es der älteren jüdischen Geistesaristokratie eigen war. Allein bei längerem Verkehr thaute er sichtlich auf und entfaltete dann den Kern eines geistvollen Natürells und gediegenen Charakters. In einer Broschüre oder Recension von Auerbach war oft mehr Wissen und kritischer Scharfsinn zur Anwendung gebracht als in den dicken Bänden anderer schreibender Menschen.

Dem Rabbiner Leopold Stein war und blieb Jost ein treuer Freund und hatte für das treffliche Wirken dieses vielseitigen Geistes, sowie für des Mannes schwierige Stellung das geeignete Verständniß und die rechte Anerkennung. Die vielseitige Thätigkeit dieses fruchtbaren Geistes, der seit dem Dezember 1882 der Erde nicht mehr angehört, füllt eines der schönsten Kapitel moderner Bildungsgeschichte, und die Bedeutung des Gegenstandes macht es unthunlich, von seinem Wesen und Schaffen nur andeutungsweise zu sprechen. [1]) Den gründlichen Orientalisten Raphael Kirchheim kannte und schätzte Jost. Kirchheim gehört jetzt noch in seinem hohen Alter zu den interessantesten Figuren des Frankfurter Gelehrtenkreises. Ein Mann von scharfer Feder und gelegentlich auch von scharfer Zunge, dabei von fast kindlicher Einfachheit der Gewohnheiten und Gefühle, von einer klassischen Wahrheitsliebe und dem umfassendsten Wohlwollen, brachte er den Vormittag stets an der Börse und den Nachmittag in seiner riesigen Bibliothek zu. Zeitweise erging er sich dabei in seinem Garten, begoß seinen Salat und stieß zwischen den Rauchwolken seiner Pfeife allerlei treffende satirische Bemerkungen über Bücher und Menschen hervor.

Kirchheim's naher Nachbar in den gartenreichen nordöstlichen Frankfurter Vorstädten war Dr. Eliakim Carmoly, gestorben inzwischen 1875. Zwischen diesem Schriftsteller und Jost bestand ein sehr angenehmes Verhältniß; und wenn auch unser Isaak Markus zuweilen über einige harmlose gallische Excentricitäten seines Mitstrebenden — Carmoly war ein Elsasser und sprach das Deutsche mit starkem mittelrheinischem Accent — glossirte, so geschah dies doch in der allermildesten Form. Der gelehrte Deutsch-Franzose hatte sich schon seit Jahren von seinem Brüsseler Rabbinate, das auch mehr Dornen als Rosen gehabt zu haben scheint, zurückgezogen, hatte, bereits in sehr reifen Jahren, eine bildschöne Frankfurterin, eine geborene Koppel, geheirathet und lebte von reichen Privatmitteln inmitten seiner mit seltenen Editionen und Hunderten von kostbaren Handschriften ausgestatteten Büchersammlung. Es war wirklich ein guter Mensch von den feinsten und urbansten Umgangsformen, dessen Leistungen in den harten Literaturfeldzügen der Dreißiger und Vierziger Jahre von der schreibenden Gilde nicht immer mit gebührender Rücksicht aufgenommen worden sind. Das war nämlich die Blüthezeit des Fürst'schen Orient und der zahllosen mit dem literarischen Wanderbettel verknüpften Monographien; und jene Spezialisten wollten Alles besser wissen als der mit größeren und zusammenhängenden Darstellungen beschäftigte Autor. Die Verdienste Carmoly's sind seit seinem Ableben — es geht ja leider immer so — zu voller Anerkennung gelangt.

Auf keinen Fall aber dürfen wir an dieser Stelle Abraham Tendlau's Verdienste unerwähnt lassen. Vielleicht denken Manche: das Kaliber der Tendlau'schen Bücher sei viel zu leichter Art, um dem treuherzigen Erzähler in der gelehrten historisch-philosophischen Gilde einen wenn auch bescheidenen Platz zu

sichern. Der begabte Schriftsteller hat aber bis zu seinem im Mai 1878 erfolgten Tode dafür gesorgt, diese Verkleinerer Lügen zu strafen. Schon als Verfasser der „Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit" nahm er im Jost'schen Kreise eine sehr geachtete Stellung ein. Ganz unersetzbar aber erscheint uns der begabte Geschichtenmann, wenn wir an den echt volksthümlichen Ton seines „Sagenbuchs" und von „Fellmeier's Abenden" denken. Unerschöpflich quoll diesem treuen Eckart der jüdischen Jugend der Erzählerstoff aus der Feder. Und dabei schien Fellmeier-Tendlau auch äußerlich ganz trefflich zu gedeihen. Er führte übrigens ein emsiges Erzieherleben, indem er mit seinem Bruder — Hagestolz wie er selbst — ein Schulpensionat leitete; fand aber nebenbei immer noch Zeit,—burschikos, ja eine Art Naturbursche wie er war, — mit seinen Schülern die riesigsten Fußtouren zu unternehmen.

Ich möchte eigentlich wissen, woher den zahllosen Pensionaten die vielen Schüler zuströmten. Denn fast jedes zehnte Haus im damaligen Frankfurt war ein Pensionat, ein ganzes, ein Halb- oder Viertelspensionat. Und sowie man sich anderswo in allerlei Nöthen auf die Literatur wirft, so warfen sich in der Mainstadt Viele auf die Erziehung, die ihre Bestimmung verfehlt hatten und lange nicht so viel wußten und ihren Schülern lange keine so schönen Geschichten erzählen konnten wie der wackere Tendlau. Dabei habe ich noch keine Stadt gesehen, wo die angestellten Lehrer, unbefriedigt wie es schien, durch ihr Salär und ihren Familieneinfluß, die Domäne der Privatstunden so emsig ausbeuteten als in dieser behäbigen Mainstadt. Mehr als einem verdienstvollen Privatlehrer und Privatgelehrten wurde durch dieses starre Unterrichtsmonopol das kärgliche Stücklein Brod förmlich vom Munde weggenommen. Es thut mir leid, daß ich von so kleinlichen Dingen sprechen muß; allein das Jost-Buch

hat ja unter Anderem auch den Zweck, allerlei Zeitübel zu beleuchten; und diese pädagogische Sünde des stolzen Frankfurt durfte für die Dauer nicht verschwiegen bleiben. Ja, eine pädagogische Sünde darf diese Ueberproduktion in der Erziehung in der That genannt werden: eine Ueberproduktion, welche nur der Gewinnsucht der Erziehenden oder der Bequemlichkeit der Eltern diente, und wobei die höchsten Zwecke der seelenbildenden Kunst nur selten verwirklicht wurden.

Vielleicht ist dies auch der schicklichste Moment, um für eine kurze Weile d e n Mann ins Auge zu fassen, welcher als der Erzieher par excellence von zwei Generationen gelten kann und von welchem die Chronik keinerlei pädagogische Sünden, wohl aber die besten Tugenden des Erziehers wie des Menschen zu vermerken weiß. Es ist Dr. Jakob W e i l, gestorben 1864, der als ein rüstiger Siebenziger damals noch unter den Lebenden wandelte. Das war ein Mann der Schule wie des Lebens: sonnig, frisch, geistesklar, gesprächig; mitunter zwar etwas methodisch steif, aber immer human und den idealen Zielen hingegeben. Er war im Talmud ebenso zu Hause wie in den neueren Sprachen; dabei auch mit der Feder stets bei der Hand, wenn es galt, Stamm und Väterglauben gegen bösliche Angriffe zu vertheidigen. Als Apologete des Judenthums ließ er 1811 zu Frankfurt die „Fragmente aus dem Talmud und den Rabbinen" drucken. Das war einer von den besseren Aufklärern; dabei etwas maurerisch angelegt und voll von Noblesse und einer fast stoischen Ruhe.

Aus dem nahen Offenbach zählte der Rabbiner Dr. Salomon F o r m st e ch e r zu Jost's näheren Freunden. Er hatte mit einem guten, geistvollen Buche: „Die Religion des Geistes" Frankfurt 1841, debütirt, und darin eine Energie des philosophischen Denkens entwickelt, welche sein späteres Schweigen in vielen Stücken bedauerlich erscheinen läßt. Eine gewisse klas=

fische Apathie scheint über das ganze Wesen dieses hochgebildeten Volkslehrers ausgegossen. Für ihn giebt es keine Stürme, keine aufregenden Probleme. Sein ganzes Leben ist in Lehrstunden eingetheilt, erfrischt durch philosophische Spaziergänge zwischen Offenbach und Frankfurt und durch einen nicht geringen Natur- und Kunstsinn. — Es würde uns übrigens zu weit führen, wollten wir den zahlreichen Jost'schen Bekanntenkreis in seiner Gesammtheit einer genaueren Musterung unterziehen; nur ein mäßiger Theil desselben ist uns überdies persönlich bekannt. Der weite Gesichtspunkt, von welchem aus der Historiker alle Verhältnisse betrachtete, und seine unbegrenzte Toleranz verbanden ihn mit Geistern des verschiedensten Inhalts und Gepräges. Jeder Stand, jedes Geschlecht, jedes Religionsbekenntniß und jede Richtung waren in diesem Zirkel vertreten. Er war beispielsweise auch mit Salomon Geiger, dem ehrwürdigen, schriftgelehrten Greise, ziemlich befreundet. Geiger ist inzwischen am 4. September 1878, im reifen Alter von sechsundachtzig Jahren verstorben. Dieses ausgezeichnete Mitglied der bekannten Frankfurter Gelehrten-Familie, Bruder des Rabbiners Abraham Geiger, erfreute sich als eleganter Hebraist und scharfsinniger Talmudist des wohlverdientesten Ansehens. Auch hat er durch seine wissenschaftliche Bearbeitung des Frankfurter Minhags seinem gründlichen Forscherfleiße ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Sein Sohn war der mit Recht berühmt gewordene Sprachphilosoph Lazarus Geiger, geboren 1829, gestorben 1870, dessen bahnbrechende Forschungen über den Zusammenhang zwischen Sprache und Vernunft damals erst aus handschriftlichen Proben bekannt waren, dessen Bedeutung als Mensch und Gelehrter aber Jost vollkommen zu würdigen verstand. Der damals achtundsiebenzigjährige Greis erfuhr den Schmerz, diesen

begabten Sohn zu überleben, und hatte die Geisteskraft, an seiner Bahre eine Denkrede zu halten, die er auch in zierlichem Hebräisch veröffentlicht hat. Neben formenstrenger altjüdischer Frömmigkeit und Sittenstrenge herrschte im Geiger'schen Hause eine wahrhaft spartanische Einfachheit und Nüchternheit, welche gegen die allgemeine Frankfurter Behäbigkeit und Selbstgenügsamkeit eine Art stiller Opposition bildete.

Der Name Jost war und blieb ein geflügeltes Wort in den Frankfurter Häusern. In der literarischen wie gesellschaftlichen Sphäre dieser großen Stadt hatte sich das harmlose Wesen des Mannes eine so allgemeine Geltung verschafft, daß man kühn behaupten darf, er hatte kaum einen einzigen Feind; und das will viel sagen, namentlich bei dem reizbaren Völklein, das die Feder führt, dem genus irritabile vatum. Außerhalb seines Wohnsitzes, wo in scharfer Fehde nicht selten die Geister auf einander platzten, ohne daß die milde Wirkung seiner Persönlichkeit die Differenzen wieder versöhnlich klären konnte, fehlte es auch für diesen guten Menschen, wie wir gelegentlich sehen werden, nicht an einer zahlreichen, erbitterten Gegnerschaft.

Bei all dem war aber sein geselliger Verkehr, verglichen mit seiner nicht geringen Unterhaltungsgabe — er glänzte ja sogar als Anekdotenerzähler — in den letzten Lebensjahren nur ein mäßiger und zählbarer. Das Alter allein erklärt diesen Umstand nicht genugsam: er war ja erst ein rüstiger Sechziger und schrieb in dieser Periode einige seiner besten Bücher. Ein viel größeres Hinderniß aber bildete die böse Harthörigkeit; sie verschlimmerte sich sichtlich mit den Jahren, entfernte ihn mehr als billig aus dem Kreise froher Menschen und breitete, wie es diesem Gebrechen ja eigen ist, eine leichte Wolke des Mißmuths über sein sonnig klares Wesen. Gleich allen mit Taubheit Heimgesuchten setzte er dabei eine Eitelkeit darein, den Mangel

nicht zuzugestehen, wie dies ja auch bei anderen Menschen und anderen menschlichen Fehlern vorkommen soll. Die Sitzungen gelehrter Gesellschaften, Vorlesungen u. dgl. besuchte er in der letzten Zeit nur spärlich. Als ich ihn einmal fragte, ob er den Versammlungen des deutschen Hochstiftes beizuwohnen pflege, antwortete er etwas mürrisch: „Ich bin zu alt für dergleichen; wo soll ich denn die Zeit hernehmen? Und zudem, was hilft es denn auch, wenn man hingeht? Zum Kuckuk! die Leute sprechen so undeutlich, daß man kein Wörtchen versteht; sie sind zu faul, den Mund aufzuthun!“

7.

Der Sinn für die Natur und ihre Schönheiten, der offene Blick für die Welt und ihren bunten Inhalt war von jeher eine Eigenschaft höher stehender Geister. Der Gewohnheitsmensch läßt sich von der Noth des Lebens gleichsam eine zweite, eine erborgte, engere Natur aufdrängen. Er verwechselt die Welt mit seinem Stadttheile und lernt im Staube und Qualm der Werkstätten und Büreaus den Anblick der Frühlingsflur entbehren. Der beglücktere Geist dagegen schließt mit der Natur einen unauflöslichen Bund. Er will den Strom des Lebens an der reinen Quelle und nicht aus trüben Kanälen trinken; es verlangt ihn, das Buch der Schöpfung und nicht ärmliche Auszüge zu lesen.

Den treuen Sinn für Naturschönheiten hatte sich Freund Jost bis ins höhere Alter bewahrt. Wenn die Feierstunde schlug, so zog er einen Spaziergang ins Freie jeder anderen Unterhaltung vor; und wenn sich dann kein Begleiter einstellte,—der Fall kam selten vor—so pilgerte er mit seinem Stocke allein in die grünen Fluren hinaus. Niemals fand man ihn träge, wenn es sich um die Ausführung einer interessanten Landpartie handelte. Seine Freude an einer schönen Gegend, einer romantischen Höhe war nicht ohne Beziehung zu dem Interesse, womit der Annalist die Gärten und Oasen der Gesittung in den Jahrbüchern der Menschheit aufsuchte.

Einen großen Theil Deutschlands hatte er bereist, die schönsten Thäler des Rheins, des Mains, des Neckars, des Schwarzwaldes, der sächsischen Schweiz zum Theil zu Fuß und wiederholt durchstrichen; und noch im höheren Alter blieb er dieser Form des Reisens sehr zugethan. Aber auch im Auslande hatte er sich genugsam umgesehen, Paris und London wiederholt besucht. Im Sommer 1841 hatte er in der Themse-Stadt einen längeren Aufenthalt. Die Resultate dieser Wanderungen prägten sich in seiner literarischen und sonstigen Berufsthätigkeit nur wenig aus; allein sie bereicherten aufs mächtigste sein inneres Leben. Zahlreiche Punkte der schönen Umgebung Frankfurts sind mir erst durch ihn und in seiner Begleitung bekannt geworden. Es gab auf Ausflügen absolut keinen anspruchsloseren, liebenswürdigeren und geeigneteren Begleiter als den schlichten, praktischen Jost. Weit entfernt, aufstoßende Schwierigkeiten schwer zu empfinden, war er es, der sie geschickt hinwegräumen half; und uns Jüngeren ward er oft dadurch zum beschämenden Beispiel. Gegen die Unbilden der Witterung schien er völlig abgehärtet. Die kleineren Leiden der Spaziergänger, als schlechte Bedienung, überfüllte Tische, Hitze, Staub und langweilige Gesellschaft, scherzte seine muntere Laune hinweg.

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines kleinen Vorfalles, wobei wir sein Führergeschick schätzen lernten. Es war eine stockfinstere Nacht und wir hatten uns bei der Rückkehr von einem größeren Ausfluge im Frankfurter Stadtwalde verirrt. Wir waren zu Dreien und unsere Lage hatte etwas komisch Verlegenes. Den Pfad hatte man verloren, kein Lichtlein flimmerte am Himmel noch auf Erden; kein Wanderer zeigte sich, und ein Eisenbahndurchschnitt, auf den wir stießen, diente nur dazu, uns noch mehr irre zu leiten. Mittlerweile begann es zu regnen, und es war ziemlich spät geworden. Jost verlor keinen Augenblick

seinen Gleichmuth; das einzige Bedauern, das er äußerte, galt der Besorgniß seiner Schwägerin, die ihn um diese Zeit längst zu Hause erwartete. Daß er es war, der uns wieder auf den rechten Weg verhalf, führe ich als nichts Besonderes an; wohl aber, daß er dies bewerkstelligte, indem er mit jenem Ortssinne, der dem echten Historiker ziemt, seiner ersten wahrscheinlichen Vermuthung getreu blieb und sich von unseren Gegengründen nicht beirren ließ.

Wenn sich auf solchen Gängen das ernste Gespräch erschöpft hatte, dann stand ihm irgend ein heiteres Wort, ein Bonmot, eine Anekdote stets zu Gebote. Niemals versiegten seine geselligen Hülfsmittel; er verstand es, Andere gesprächig zu machen, oder er selbst trug die Kosten des Gesprächs: er sprach und hörte mit gleicher Virtuosität.

Die Anekdote, welche allmälig aus dem geselligen Verkehr der Gegenwart zu verschwinden scheint, ward von dem Historiker mit Vorliebe gepflegt. Er wußte sie passend auszuwählen und mit guter Wirkung in die Rede einzuflechten. Sein vorzügliches Gedächtniß unterstützte ihn dabei aufs beste. Leider kann ich mich nur auf wenige dieser kleinen Erzählungen mehr besinnen. So lange ein edler Mensch lebt, meinen wir, diese Quelle der Belehrung werde ewig fließen, und versäumen es deshalb, die Resultate aufzuzeichnen. Aus meinen spärlichen Notizen will ich indeß als Probe der Jost'schen Erzählungsmethode die Geschichte des Magid [2]) und des Bogenschützen hier anreihen:

„Es war einmal ein Magid," so erzählte der Historiker, „der war witzig und geistesgegenwärtig über die Maßen, dabei so belesen, daß er für alle vorkommenden Fälle ein passendes Wörtlein in Bereitschaft hatte. Einst fragte ihn Jemand, wie er es denn angefangen habe, eine so seltene Gabe zu erwerben. Das will ich Ihnen sogleich erklären, war die pfiffige Antwort. In meiner Jugend war ich ein Armbrustschütze und übte mich, nach dem Ziele zu schießen, das ich aber selten traf. Da hörte ich einmal

von einem Bauern, der ein so trefflicher Schütze wäre, daß er stets den Mittelpunkt der Scheibe träfe. Eine solche Meisterschaft schien geradezu unglaublich; ich suchte mir den Mann auf und bat ihn um Auskunft über sein seltenes Schützenglück. ‚Ach, das ist sehr einfach,‘ sagte der schlichte Dorfbewohner; ‚sowie ich meinen Schuß überhaupt abgegeben, so ziehe ich sogleich einen Kreis herum, und im Mittelpunkte dieses Kreises sitzt eben mein Schuß.‘ Diese Worte des Bauern habe ich mir sorgfältig eingeprägt; so oft mir nun ein ‚passendes Wörtchen‘ einfällt, so suche ich ein entsprechendes Ereigniß herbeizuführen, und das Gleichniß ist fertig.“

Jost wußte übrigens recht gut, daß das Anekdotenerzählen mit strengem Maß betrieben werden muß, wenn es nicht alles geistige Leben aus der Gesellschaft vertreiben soll. Er vergönnte den aufgewärmten, kleinen Geschichten nur als Aushülfsmittel einen spärlichen Raum und machte es nicht wie jene langweiligen Anekdotenjäger, welche aller Welt ihre abgedroschenen Historien aufdrängen und die Leute, die ihre eigenen Gedanken haben, nicht zu Worte kommen lassen. Den geselligen Verkehr wußte der geistvolle Mann ferner auch durch leichte Scherze zu würzen. Dabei verhinderte ihn seine Gutmüthigkeit durchaus nicht, auch die besten Freunde mitunter auf den Mockirstuhl zu setzen. Dies erfuhr einmal ein Mitglied der Harmonie-Gesellschaft, das sich darauf kaprizirte, ein sicherer Wetterprophet zu sein und dessen Verkündigungen, auf die Beobachtung von Spinnen, Fröschen und ähnlichen sensitiven Geschöpfen gegründet, in der Regel sich als richtig erwiesen. Allein der Fluch, der seit Jeremias' und Kassandra's Tagen auf der Sehergilde lastet, machte auch bei diesem Wettermacher keine Ausnahme. Die Leute hörten seine Orakel, mit denen er, redselig wie alle Zukunftkundigen, niemals zurückhielt, lächelnd an, und hatten ihn nur zum Besten, was ihn aber nicht abhielt, seine Weissagungen bei nächster Gelegenheit zu wiederholen. Eines Abends erschien

er wieder in der Gesellschaft und versicherte mit wichtiger Miene, es werde von jetzt an wenigstens acht Tage nach einander anhaltend regnen.

„So was lebt nicht!“ unterbrach ihn Jost; „das ist gar nicht möglich. Es hat noch niemals zwei Tage nach einander geregnet.“

Darob ereiferte sich der Prophet gar sehr und bekräftigte seine Behauptung in langer Zornrede.

Jost ließ ihn ruhig auspoltern und sagte dann mit ironischem Lächeln: „Aber sehen Sie denn nicht, guter Freund, daß es unmöglich zwei Tage nach einander regnen kann, indem ja immer die Nacht dazwischen ist?“

Bei diesen Anlässen konnte er eine sehr schalkhafte Miene machen, welche die Lacher vollends auf seine Seite brachte. Im Wiedererzählen kleiner Privatbegebnisse aus dem Leben von Regenten und anderen hochstehenden Personen wußte er das Kolorit und örtliche Element mit der treuesten Genauigkeit wiederzugeben, so daß man die betreffenden Persönlichkeiten sogar in ihrem heimischen Dialekte und in ihrer besonderen Stilgattung reden hörte.

Er erzählte eines Tages einen kleinen Vorgang aus der Geschichte des hebräischen Buchhandels der Stadt Wien, welcher darauf hinauslief, daß der oesterreichische Kaiser Franz der Erste von einem jüdischen Verleger oder Drucker der Hauptstadt um ein Privilegium oder eine Konzession zu seinem Geschäftsbetriebe angegangen wurde. In der ihm bewilligten Audienz wies der Bittsteller namentlich auf die schonungslose Opposition hin, welche ein wohlbekannter christlicher Buchdrucker, der kurz vorher auch frisch geadelt worden, gegen ihn betreibe.

„Den,“ sprach der Monarch in Jost's Reproduktion, „kenn' i

ch'; er hot bei mir nix durchsetzen gekonnt, do steckt' er sich hinter mei' Weib."

Der Historiker erzählte bei dieser Gelegenheit noch manches Amüsante von den einfachen Gewohnheiten dieses Fürsten, von seinem gemüthlichen Familienleben und mehreres andere schön Menschliche. Er fügte aber hinzu, daß sein Verhalten gegen politisch verdächtige Charaktere durchaus nichts Gemüthliches an sich hatte, daß hier seine Grausamkeit keine Grenzen kannte.

So viel des Eigenen und Fremden, des Selbsterlebten oder Ueberkommenen unser Freund auch zu berichten wußte, so riß ihn Sucht nach Beifall und rhapsodischer Ehrgeiz doch niemals aus dem reinen Elemente heraus, worin sein Gedankenleben sich immerdar bewegte. Nie verfiel er in jenen schlüpfrigen Ton, welcher, ein Ergebniß des erlöschenden Jeschiba-Lebens und der modernen noch unverdauten Aufklärung, noch vor wenigen Jahren die Unterhaltung jüdischer Gesellschaften verunzierte, aus denen er jetzt mehr und mehr zu fliehen scheint. Die Würde des Jugendlehrers und volksbildenden Schriftstellers stand ihm viel zu hoch, als daß er Geschmack und gute Sitte einem beifälligen Gelächter hätte aufopfern mögen. Nein, bei seinen Erzählungen trat kein peinliches Erröthen auf jungfräuliche Wangen; mit sicherem Takte beschritt sein Geist die feine Grenzlinie zwischen dem harmlos Fröhlichen und dem Gemeinen.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir aber auch vorübergehend seiner originellen Methode erwähnen, die Menschen auf ihre Schwächen und Unarten aufmerksam zu machen, ihnen gleichsam bildliche Strafreden zu halten, die in der Regel mehr wirkten als wirkliche. Von dieser Manier ist mir folgendes ergötzliche Beispiel bekannt geworden.

Die Benützung seiner Bibliothek stand selbstverständlich seinen näheren Bekannten ohne große Schwierigkeit frei. Allein von

jenen ewigen Bücherentleihern, vulgo „Buchhaltern“ genannt, die mehr als Motte und Feuer, mehr als Alexandrinischer Bibliothekenbrand den Schätzen der Literatur Verderben bereiten, hatte auch dieser liebenswürdige Mensch sehr viel auszustehen. Der Wissensdurst jener sonderbaren Literaturfreunde entzündet sich regelmäßig an dem ersten besten Buche, welches die Eigenschaft hat, ihnen nicht zu eigen zu gehören, erreicht seinen Höhepunkt in der Entleihung desselben und endet mit dem Verderb oder der Verschleuderung des in Rede stehenden Literaturwerkes. Für sie sind Bücher herrenlose Güter, und selbst der stoische Gleichmuth Jost's wurde durch ihr Gebahren manchmal aus dem Geleise gebracht.

Einer von diesen edeln Literaturliebhabern entnahm einmal der Jost'schen Büchersammlung ein paar Theile eines mehrbändigen Werkes und behielt dieselben ungebührlich lange in seinem Gewahrsam. Nachdem nun mündliches Ersuchen und wiederholte Mahnbriefe sich wirkungslos erwiesen hatten, verfiel Jost auf folgenden Ausweg. Er packte die noch übrigen Bände desselben Werkes in ein Packet und schickte sie dem Manne mit der Bemerkung zu: der Herr möge doch auch über diese übrigen Theile nach Gutdünken verfügen; dieselben erinnerten zu Hause ja doch nur an die bereits entnommenen, fehlenden Abtheilungen, und ihr Anblick bereite deshalb lediglich Verdruß.

8.

Die weise Lebensordnung, welche der Geschichtschreiber frühzeitig sich zur Regel gemacht, war in allen Bestrebungen und Erfolgen dieses reichen Daseins bemerkbar. Wenn auch die Anforderungen, welche die Welt an ihn stellte, und sein eigener Unternehmungsgeist beständig gegen diese Lebensdiät ankämpften, so konnten sie die Grundzüge derselben doch nicht ganz verwischen. Weise Ordnung ward ebenso die Wohlthäterin, wie die strenge Beherrscherin seines Lebens. Ein Tag aus dem Dasein dieses Mannes glich in der Hauptsache dem anderen. In früher Morgenstunde erhob er sich vom Lager; die Jahreszeit machte dabei wenig Unterschied; im Winter war es lange vor Sonnenaufgang.

„Immer heiter, — sagt Leopold Stein in seiner Leichenrede auf Jost — immer rüstig, die Morgenstunden aufweckend, war er gern sein eigener Diener und daher ein ebenso anspruchsloser Hausgenosse wie harmloser Freund und heiterer Gesellschafter "

Dies ist keine Uebertreibung; denn jahraus jahrein bereitete er sogar sein einfaches Frühstück eigenhändig und ging dann ohne Zeitverlust an seine großen historischen Arbeiten. So waltete er für mehrere Stunden allein im Hause, leise auftretend, um ja keinen Hausgenossen zu wecken. Er konnte die Dienste Anderer entbehren und setzte sogar seinen Stolz darein, sein eigener Diener und — was bekanntlich dasselbe ist — sein eigener Herr zu sein.

Als er die Sommerferien 1860 zu Badenweiler im Schwarzwalde zubrachte und dort der Gewohnheit des frühen Aufstehens getreu blieb, gerieth er dadurch mit den aristokratischen Gewohnheiten der übrigen Badegäste in Widerspruch und wurde deshalb veranlaßt, seine Wohnung nach dem nahen Oberweiler zu verlegen. „Nun," schrieb er nach Hause, „lenke ich alle Tage meinen Morgenspaziergang nach Badenweiler und athme aus reiner Opposition die Luft ein, von der sie mich dort ausschließen wollten."

Diesen Morgenstunden verdankt die Welt die reifsten Früchte seines Geistes. Allein jeder Zeitsplitter, jede Pause zwischen anderen Beschäftigungen ward von ihm aufs trefflichste benützt. Verträumt hat dieser wackere Kämpe der Civilisation keine Zeitspanne der ihm eingeräumten Jahre. Ich habe von keinem Schriftsteller gehört, der so wenig von der Stimmung abhängig gewesen wäre als Jost. Wenn Goethe den Dichtern zuruft:

„Nennt ihr euch Poeten,
Nun denn, so kommandirt die Poesie!"

so machte dieser fleißige Autor bei der Muse Klio genannten Satz zur vollständigen Wahrheit. Andere Schriftsteller mußten die Stimmung zum Arbeiten abwarten; man hörte sie beständig klagen: „Ich bin heute zum Schreiben nicht aufgelegt." Der Verfasser der Israelitengeschichte dagegen betrieb die Sache ganz anders: er schrieb und arbeitete sich in die Stimmung hinein und bezwang durch seinen starken Willen alle äußeren Hindernisse. Ich habe ihn zu allen Tageszeiten an den bedeutendsten Arbeiten thätig gesehen; ich sah ihn von einer Beschäftigung zur anderen eilen; und so viele Abwechslung und so viele Unterbrechungen störten seine Gesammtthätigkeit keineswegs.

Er legte die geschichtschreibende Feder bei Seite und eilte zu seinen Lehrstunden. Er kam zurück, nahm mit heiterer Miene

die unterbrochene Beschäftigung wieder auf und ließ sich eine neue Unterbrechung gefallen. Diesmal war es ein Besuch, der offizielle Bericht des Beamten eines Wohlthätigkeitsvereins, ein Brief, der schleunige Beantwortung erforderte: kurz, was weiß ich, welche von den vielen gesellschaftlichen Pflichten es war! Er genügte all diesen Anforderungen und kehrte stets wieder unbewegt an seinen Pult zurück. Mit eben so großer Leichtigkeit konnte er von einem Sprachgebiete zum anderen übergehen. Ich habe ihn oft nacheinander deutsche, französische, englische und sogar hebräische Briefe, letztere in seinem unnachahmlichen, fließenden Neuhebräisch, mit großer Gewandtheit schreiben sehen. Nur durch diese Gewalt über Zeit und Gemüthsbeschaffenheit machte er es möglich, qualitativ wie quantitativ so Bedeutendes in einem nicht allzu langen Leben zu wirken.

Die ganze übrige Tageszeit von Morgen bis Abend wurde ebenfalls nach einem Prinzipe pünktlichster Ordnung mit nützlichen Beschäftigungen ausgefüllt. Die gewissenhafte Abhaltung der Lehrstunden wechselte ab mit den großen schriftstellerischen Arbeiten; und in all Dieses brachten die einfachen Mahlzeiten die einzigen Ruhepunkte. Dazwischen blieb noch Raum für jene Menge unvorhergesehener Pflichten, für jene zahlreichen Ansprüche der Außenwelt, durch deren Erfüllung sich unser Freund ein so schönes Blatt in der Geschichte der Humanität gesichert hat. Der Abend wurde gewöhnlich mit einem Spaziergange und zuletzt noch mit einem kurzen Besuche in der Harmonie beschlossen. So idyllisch klar und einfach verlief dieses Leben, das eine so bedeutende Wirkung auf seine Zeit ausübte.

Um zehn Uhr oder wenigstens nicht lange nachher suchte er sein Lager auf. Bei Festlichkeiten und Gesellschaften wurden von den Versammelten oft ernste oder scherzhafte Versuche gemacht, ihn länger festzuhalten, aber stets mit sehr geringem Er-

folge. Es konnte schon als ein Opfer gelten, wenn er überhaupt sein eigenes, stilles Heim verließ und in einem abendlichen Zirkel erschien.

Seine Mahlzeiten waren kurz und einfach; Wein trank er selten; wohlfeile Cigarren waren so ziemlich sein einziges Genußmittel. Und so wie im angehenden Greisenalter, so soll er es auch in jüngeren und kräftigeren Jahren gehalten haben. Gewiß verdankt er es nur dieser strengen Mäßigkeit, daß er mit der Selbstbestimmung eines Weisen die Grenze seines Lebens viel weiter gestreckt, als seine an sich schwächliche Konstitution ihm Daseinshoffnungen gewährt hatte. Seine Pünktlichkeit grenzte oft an Pedanterie. Sie erstreckte sich nicht nur auf ernste Pflichten, sondern auch auf sehr gleichgültige Dinge, ja auf blose Besuche. So pflegte er z. B. jeden Samstag Vormittag eine gewisse Frankfurter Familie zu besuchen. Als nun diese Gänge durch die langwierige Krankheit der Frau vom Hause ausfallen mußten, so richtete er es doch immer so ein, daß er an den besagten Vormittagen, um Erkundigung einzuziehen, ein paar Minuten in jenem Hause verweilte.

Eine Lebensskizze des Historikers ist indeß nicht vollständig, wenn man darin seine große Bestimmtheit in Geldsachen außer Acht läßt. In seiner umfassenden Lebensdiät nimmt seine Sparsamkeit einen ziemlich bedeutenden Raum ein. Frühe hatte er erkannt, welchen hohen Werth materielle Unabhängigkeit für den geistig Strebenden habe. Unabhängigkeit rühmte er deshalb als eines der begehrenswerthesten Ziele für einen freien Mann und gründete darum auch seine beste Lebensweisheit auf dieses selbständige Wesen und Thun. Unter den Bekanntschaften seiner Berliner Epoche war Lazarus Bendavid einer seiner Lieblingscharaktere. In der Zeitschrift „Freitagabend“, 1859, S. 189 ff., hat Jost diesem geistreichen Sonderling eine

würdigende Skizze gewidmet; und auch in der Selbstbiographie, betitelt: „Vor einem halben Jahrhundert," welche der Historiker im dritten Bande der „Sippurim", von Pascheles, Prag, 1854, erscheinen ließ, geschieht S. 164 des verdienstvollen Kantianers rühmende Erwähnung. Hier wie auch in mündlicher Rede hob Jost fast bis zum Ueberdrusse hervor, daß dieser moderne Diogenes durch die Bescheidenheit seiner Lebensansprüche und durch seine charakterfeste Entsagung sich eine glänzende Unabhängigkeit errungen hätte, so daß er ein Vermögen von ungefähr siebenzigtausend Mark hinterließ. Die Grabschrift, welche Bendavid sich selbst geschrieben, betrachtete Jost als den Triumph dieser obscuren Gelehrtenlaufbahn. Ich gebe hier den richtigen Wortlaut jenes Epitaphiums, welches in erwähnter Skizze nicht ganz richtig wiederholt ist, nach dem "Sepher hachajim" von L. M. Landshuth:

„Mein Namen war Elieser Lasi ben David. אלי עזרי ה׳ה — Gott war meine Hülfe, vergönnte mir, wonach ich strebte: Unabhängigkeit. Gelobt sei der Name Gottes. Geboren 8. Cheschvan 5523, (= 25. Oktober 1762), gestorben 26. Adar scheni 5592 (= 28. März 1832)."

Ueberhaupt ist diese kurze biographische Notiz mit einer wahrhaft burschikosen Unzuverlässigkeit abgefaßt. Was dort von einer aus dem Stegreif gehaltenen Predigt Bendavid's erzählt wird, trägt den augenscheinlichen Stempel der Uebertreibung und wird durch Das, was man von den Schriften dieses Kantianers noch besitzt, keineswegs bestätigt.

Lazarus Bendavid erwarb sich das Verdienst, die Kantische Philosophie in flugschriftartigen Broschüren populär zu machen, und wurde seiner Zeit als Privatlehrer der Mathematik und der philosophischen Hülfswissenschaften sehr gesucht. Auch Ludwig Börne hörte in seiner Jugend bei ihm Privatvorträge in der Logik, macht sich aber in seinen Briefen an Henriette Herz über

des Lehrers maßlose Eitelkeit lustig. Jost erzählt von ihm an einem anderen Orte (Geschichte des Judenthums und seiner Sekten B. 3, S. 318), daß er sich anfangs vom Glasschleifen ernährt habe. Sollte dies ein Versuch gewesen sein, eine Art Parallele zwischen sich und Spinoza aufzuzeigen? Wer kennt genugsam den Ehrgeizwinkel im Herzen der Philosophen!

Dieses Schlagwort „Unabhängigkeit“ scheint also Jost von dem älteren Freunde angenommen zu haben; indessen wußte er sich vor dem Extrem zu bewahren, in welches der filzige Kantianer verfiel. Jost war sparsam, aber Cynismus lag bis auf die letzte Spur seinem ganzen Wesen fern.

Ja, über Geld und Gut hatte der Verfasser der Israelitengeschichte schon als blutjunger Mensch sehr bestimmte Ideen. Vor der Verschwommenheit der in den Tag hineinlebenden akademischen Jugend wußte er sich sorgfältig zu bewahren. So zögerte er, im Oktober 1814 die Berliner Universität zu beziehen, um die in Göttingen begonnenen Studien fortzusetzen, bis ihm sein Gönner und Mäcen, der berühmte Finanzrath Israel Jacobson, eine für zwei akademische Jahre hinreichende Subvention zugesichert hatte. Er wollte lieber als anspruchsvoller Bittsteller gelten, als sich der Gefahr aussetzen, in der Mitte seiner Laufbahn aus Mangel an Mitteln abbrechen zu müssen. Der in vielen Stücken hervorragende Finanzmann übte überhaupt auf Jost den glücklichsten Einfluß aus, wovon noch des öfteren die Rede sein wird.

In seinen Mannesjahren und überhaupt in seinem ganzen Leben verstand es der Historiker ganz vorzüglich, seine idealen Bestrebungen mit den Forderungen des praktischen Lebens in Einklang zu bringen. So gelang es ihm, einen bescheidenen Besitz zu erwerben und solchen als kluger Verwalter zu erhalten und zu mehren. So gefällig und uneigennützig er auch im Gan-

zen war, und so bereitwillig er auch seine Feder unentgeltlich jeder guten Sache zur Verfügung stellte, so wollte er doch nicht gerne auf einen wohlverdienten Lohn verzichten. In dieser Weise bestrebte er sich, die Unabhängigkeit Anderer gegen sein Selbst nach demselben Grundsatze zu wahren, wie er seine eigene Selbständigkeit der Außenwelt gegenüber in Obhut nahm.

Man denkt über den Besitz und das Streben darnach in der literarischen Republik jetzt ganz anders als früher, wo die Verschwommenheit der Sentimentalitäts- sowie der Sturm- und Drangperiode den Literator um so höher stellte, als er mit seinen Schneiders- und Hauswirthsrechnungen im Rückstande und vor seinen Mahnern auf einer beständigen Flucht begriffen war. Man weiß dies jetzt besser, seit man entdeckt hat, wie der unsterbliche Shakespeare durch den erhabenen Schwung seines Dichtergeistes keineswegs abgehalten wurde, ein Grundstück nach dem anderen in dem heimischen Stratford anzukaufen, um sich für seine späteren Tage dorthin zurückzuziehen; und man hält jetzt die Eigenschaften eines vorzüglichen Schriftstellers und eines guten Finanzmannes für vollkommen vereinbar.

Im höheren Alter hat Jost allerdings einer gewissen Aengstlichkeit in Geldsachen Raum gegeben, für welche Sparsamkeit nicht mehr die rechte Bezeichnung war. Er konnte bei solchen Anlässen sich in eine üble Laune hineinsprechen, für welche der Gegenstand bei weitem nicht wichtig genug. Es ist keineswegs die Aufgabe dieser Blätter, eine ausnahmslose Lobrede zu schreiben, worin die Schatten gar keinen Raum finden sollten. Einmal geschah es, daß ein jüdischer Verlagsbuchhändler ihm ein Recensionsexemplar zugesandt, dabei aber versäumt hatte, das Buch zu frankiren. Ueber die ihm dadurch aufgebürdete kleine Ausgabe konnte sich der Annalist der Makkabäerkämpfe gar nicht beruhigen. Die Sache ist zu lächerlich; allein die

historische Wahrheit gestattet uns kein Stillschweigen. Das Werkchen selbst wurde ihm durch besagte unerschwingliche Erpressung rein verleidet; er wollte absolut damit nichts mehr zu thun haben, es weder lesen noch besprechen. Und es war ein recht braves Buch, gerade kein Weltwunder der Schreibekunst, aber doch eine von den Sachen, welche im besten Glauben geschrieben werden. Ich spreche von den „Sansinnim," einer Homiliensammlung des Rabbiners Dr. Adolph Schmiedl, (Prag, bei Pascheles). Die Schrift fiel in Folge jener Idiosynkrasie des Historikers mir, der ich mich für den Gegenstand interessirte, zur Besprechung zu; und meine ausführliche Recension darüber erschien in der Zeitschrift „Ben Chananja", Jahrgang 1860. Der Verfasser, in seinem gelehrten Hochgefühl und aufgehetzt vielleicht von meinen nordungarischen Feinden, hat es zwar nicht der Mühe werth gefunden, sich bei mir brieflich zu bedanken, wie es der gebildete literarische Verkehr erfordert. Thatsache aber ist es, daß meine Besprechung dem Buche den Weg in die fortschrittlichen jüdischen Kreise gebahnt hat.

Es war überhaupt eine Marotte von Jost, sich gegen Porto-Ausgaben zu sträuben. Ein Brief, den er an Dr. Formstecher in Offenbach adressirt hatte, blieb eine ganze Woche liegen, weil ich von einem Ausfluge nach dieser Nachbarstadt gesprochen hatte. Bevor ich nach England abreiste, bezeichnete er mir ein befreundetes Londoner Haus, durch dessen Vermittlung die zwischen uns zu wechselnden Briefe besorgt werden sollten. Das Schicksal ersparte uns Beiden diesen Umweg: nach etwa drei brieflichen Mittheilungen kam die unerwartete Nachricht von des Freundes unerwartetem Heimgange. — Man muß übrigens auch bedenken, daß bei seiner riesigen Korrespondenz Porto-Kosten sich oft zu namhaften Beträgen zusammensummirten.

Durch die Kriegsereignisse von 1859 ließ er sich in ganz maß-

loser Weise die gute Stimmung verderben, was allerdings in seinem Verkehr mit so mancher Krämerseele des Frankfurter Geldmarktes seine Erklärung findet. Es war damals, wie auch zur Zeit anderer großer Weltereignisse, zwischen der Zeil und der Schnurgasse Mode geworden, eine essigsauere Miene zu den französisch-italienischen Siegen zu ziehen; und mancher Habenichts, welchem die Börsenpolitik sehr gleichgültig sein konnte, gab sich durch wohlfeile Klagetöne ein sehr geldstolzes Ansehen. Dieses eigenthümliche Gebahren der Geldaristokratie hat schon oft mein Befremden erregt. Der Handwerker, der Arbeiter, der Beamte, der Lehrer, und wie die Stände alle heißen: sie tragen die Schicksalsschläge, welche Keinem erspart werden, mit fast gleichmäßiger Charakterstärke. Nur der Geldmann und Finanzier beginnt bei dem kleinsten trüben Wölkchen am politischen Horizonte zu greinen und zu flennen, daß man aus purem Mitleid sogleich nach einem Almosen in die Tasche greifen möchte. Und andererseits, wenn der Horizont sich wieder aufgeheitert hat und Geld im Handumdrehen verdient wird, dann haben diese Finanzmänner niemals die Artigkeit, uns in einem frankirten Briefe anzuzeigen, daß sie unseres Mitleids fürderhin nicht mehr bedürfen.

In der Vorstellung Jost's hatte der italienische Krieg jede Existenz bedroht und jedem edeln Streben Schweigen auferlegt. Unerschöpflich war er in herzbrechenden Jeremiaden und fand eine selbstquälerische Lust daran, die Zukunft so düster als nur möglich auszumalen. Seinen eigenen Ruin betrachtete er, der stark in oesterreichischen Staatspapieren angelegt zu haben schien, als ganz unvermeidlich. Fürwahr, seine Auffassung der Weltereignisse hatte damals nichts von jener universellen Größe und vorschauenden Klarheit, die eines Geschichtschreibers so würdig ist.

Mir persönlich, der ich für politische Dinge stets eine gewisse kreatürliche Feinfühligkeit besessen, welche mich den Ausgang fast sicher vorempfinden ließ, war diese Bänglichkeit doppelt unbegreiflich. Schon nach den ersten paar Wochen und dem ersten Waffengeplänkel in der lombardischen Ebene war bei mir nicht der geringste Zweifel mehr, daß wir zu Anfang des Sommers Frieden haben würden. Und andererseits sah ich voraus, daß der zu Villafranca kontrahirte Friedensschluß den Stoff zu gar gewaltigen Störungen der europäischen Ruhe in sich trüge, und machte mir über den wahren Charakter des dritten Napoleon keinerlei Hehl. Ich sprach diese Ansichten in einem Essay: „Der Friede von Villafranca“ (im Freitag-Abend, 1859, S. 478 ff) in so freimüthiger Weise aus, daß es das Mißfallen des vorsichtigen Freundes erregte.

Hierher gehört auch die flüchtige Erwähnung eines kleinen komischen Mißverständnisses, welches der Zeit nach ebenfalls dieser Periode angehört. Jost hielt mich anfangs für einen Oesterreicher, weil ich mehrere Jahre im Kaiserstaate gelebt hatte; und dies veranlaßte ihn eines Tages, mit pathetischem Unwillen gegen mich auszurufen: „Ihr Kaiser spielt uns schöne Streiche; wir verlieren noch Alle unser Vermögen durch seine Hartnäckigkeit!“ Das fehlte noch, daß ich verantwortlich wäre für die Sünden m e i n e s Kaisers.

Durch Geiz, wie man hie und da zu thun pflegte, sollte man diese Seite seines Wesens keineswegs erklären. Man darf nicht vergessen, daß in dieser letzteren Zeit seines Lebens seine Hülfsquellen, wenn auch nicht gerade stark beschränkt, doch sehr bestimmt abgemessen waren. Von der Schule bezog er, wie ich glaube, nur ein Jahresgehalt von 2,500 Mark, eine Summe, welche bei der Kostspieligkeit des Frankfurter Lebens selbst für seinen bescheidenen Haushalt bei weitem nicht ausreichte. Die

Gehälter sind übrigens inzwischen aufgebessert worden. Jost war deshalb schon längere Zeit auf den Zinsertrag seines Vermögens angewiesen, dessen Umfang vielfach überschätzt worden ist. Von reichlichem Erwerb durch schriftstellerische Arbeiten, Vorlesungen, Privatunterricht u. dgl. konnte in diesen höheren Jahren wenig mehr die Rede sein. Nach dem Abschlusse der Geschichte des Judenthums und seiner Sekten — bekanntlich sein Schwanengesang — war kein Werk von ähnlicher Größe und Tragweite mehr aus seiner Feder zu erwarten. Dabei war sein Privatvermögen, die Frucht seiner Ersparnisse und seines Talentes, wie es sich in dieser Periode gezeigt, den mißlichsten Schwankungen des Geldmarktes unterworfen; und seine abnehmende physische Kraft gebot vielmehr Erholung und Vereinfachung seiner Thätigkeit als Erweiterung und Vervielfältigung derselben. Durch solche Erwägungen wird uns die Besorglichkeit des Mannes menschlich nahe gebracht, und anstatt ein Gegenstand der Verkennung zu werden, gewinnt sie vielmehr unsere aufrichtige Theilnahme.

9.

Von der großen Einfachheit des Jost'schen Haushaltes wurde bereits gesprochen; jetzt aber, nachdem die persönliche Erscheinung des Mannes schärfer umrissen worden, vermag diese Gestaltung seines Hauses zu seinem persönlichen Bilde in einen sichtlicheren Zusammenhang zu treten. Die Reizlosigkeit dieses Haushaltes mußte wirklich auf den Neuling, welcher die darin wohnende tiefere Geistesschöne noch nicht kannte, bedrückend wirken. Heine würde sie eine Nazarenische Einfachheit genannt haben. Anstatt aller Zierden herrschte Gediegenheit und Ordnungsliebe. Bei der Anschaffung der Mobilien und Hausgeräthe waren offenbar Nützlichkeit und Dauerhaftigkeit allein zu Rathe gezogen worden. Jeder Gegenstand hatte mit dem Besitzer unverkennbar einen ganzen Lebensabschnitt zusammengewohnt und präsentirte sich mit breiter Behäbigkeit als Hausgenosse; manche dieser Sachen schienen gleichsam für die Ewigkeit hier zu hausen. So oft von Hauseinrichtungen und den dabei zu beobachtenden Grundsätzen die Rede war, sprach sich der Historiker mit großem Ernste gegen den Luxus der Neuzeit aus; und die Thatsache, daß junge Ehepaare sich durch ein kostbares Mobiliar oft pecuniäre Verlegenheiten bereiten, konnte ihn in einen ganz gehörigen Unwillen versetzen. Wie würde er erst über die Dinge in Amerika oder auch in den großen europäischen Städten, wie es jetzt bestellt ist, in Entsetzen gerathen!

Nach seiner Ansicht war der Sinn für das Schöne und Zierliche ein ausschließliches Privilegium des Reichthums: eine Meinung, wegen welcher ihm weder die Industriellen noch die bildenden Künstler besonders hold zu sein brauchen. In seinem Geiste lebte eben der Sinn für schöne Form nur auf dem Boden der Gedankenwelt, wo er als schöner Stil zur Erscheinung kam. Auf den Stil legte der Annalist überhaupt einen übergroßen Werth. Einmal besprach man in seiner Gegenwart eine literarische Novität, an welcher Keiner ein gutes Haar lassen wollte noch konnte. Jost war der Einzige, welcher die Arbeit in Schutz nahm, und zwar lediglich wegen ihrer stilistischen Vorzüge. „Nun," rief der Oberlehrer H e ß, der in schlagfertigen Antworten sehr geschickt und ungenirt war, „wie wäre es denn, wenn wir den Verfasser als Lehrer des deutschen Stils hier anstellten?"

Für das Schöne und Anmuthige in der räumlichen Welt, für das reiche Lebensgebiet der Plastik und Malerei schien unserem Freunde der rechte Sinn abzugehen. Gegen die bildenden Künste verhielt er sich wesentlich ablehnend. Und kein Wunder ist dies, wenn man an seine Erziehungseindrücke und an sein kümmerliches Jugendleben zurückdenkt.

Der Eindruck, welchen Jost's Behausung machte, war zugleich der beste Kommentar zu seiner gesammten Lebens- und Geistesmethode. Sonst sieht man wohl auch bei einem Gelehrten den hübschen Abguß eines berühmten Kunstwerkes, feine Stahlstiche, das goldumrahmte Bild einer schönen Frau u. dgl. m.; hier aber nichts von alledem. Wenn man dagegen die gründlichen, starkbenützten Ausgaben des Thuanus, des Spittler, Gatterer u. A., die papierdurchschossenen Bände des Bayle, von d'Herbelot's Orientalischer Bibliothek und ähnliche zu Gesichte bekam; wenn Einem die Hamasa [3]), oder Freytag's arabische Sprich-

wörtersammlung und andere ehrwürdige Quartanten entgegenstarrten, so wußte man gleich, bei wem man zu Gaste war.

Einfach, wie die Wohnung des Freundes, war auch das Kleid, welches er trug. Nie habe ich Gold und Geschmeide an ihm blitzen sehen. Alles Schmuckes bar, aber solid, gediegen und stets der Jahreszeit gemäß, vor allem entfernt von allem Eckischen und Altfränkischen war seine Tracht. Auch hier strebte er eine Zierlichkeit und Nettigkeit an, die ihn viel jünger erscheinen ließen, als seine Jahre es mit sich brachten.

So klar, so unumstürmt von Begierden und maßlosen Wünschen floß das Leben des trefflichen Mannes dahin, daß es trotz der Vielseitigkeit seines Wirkens dennoch ein Bild abgeschlossener Einheit ist. Bei all der Nüchternheit des Geschichtschreibers macht sein Dasein den Eindruck eines freundlichen Idylls. „Friede" heißt die edle Inschrift, welche dies Leben an der Stirne trägt.

Ernst nnd unbewegt aber fragt der Menschenkenner mit jenem Pessimismus, welchen Erfahrungen Jedem unvermeidlich aufdrängen: Ist das immer so gewesen? hat das Feuer der Jugend niemals über die ruhige Bedächtigkeit triumphirt? hat nicht manchmal freier und unbewachter die heißere Begierde ihr Spiel getrieben? haben nicht Stimmungen und Verhältnisse zuweilen ein großes Prinzip in den Hintergrund gedrängt? Sein gesammtes Leben mag auf diese Fragen Antwort geben; die Daten dieses Daseins liegen ziemlich offen vor den Augen der Welt und umschließen keinerlei geheimnißvolle Partien, die sich vor der Oeffentlichkeit verhüllen. Ehrbare Armuth hat seine Kindheit, Wissensdurst hat seine Jünglingszeit, die schmucklose Muse der Geschichte seines Stammes seine Mannesjahre, weise Nüchternheit sein Greisenalter behütet.

Der praktische Sinn des Historikers machte sich unter Anderem

auch durch die Art und Weise geltend, in welcher er die Kenntnisse und Erfahrungen Anderer auszubeuten wußte. Eigennützig, wie er, mit einem höheren Beweggrunde, sollte und könnte eigentlich Jeder sein. Mit der Summe fremder Erkenntnisse suchte er sich geistig zu bereichern, und den müßigen Verkehr mit den Menschen strebte er durch gegenseitigen Unterricht nutzbar zu machen.

Als er noch in Berlin wohnte, war ein gebildeter junger Russe sein Hausfreund. Weil nun bei den häufigen Besuchen der Gesprächsstoff sich allmälig erschöpfte, so veranlaßte Jost, welchem der Verlust der kostbaren Zeit leid that, den Fremden, ihm gesprächsweise einige Anleitung in seiner Muttersprache zu geben. Der junge Mann, dessen Eigenliebe dadurch in Mitthätigkeit gezogen war, ließ sich leicht bereden; und so ist es gekommen, daß der Verfasser der Israelitengeschichte sich auch eine schöne Kenntniß der russischen Zunge erworben hat. Er konnte die rührende Novelle: „der Strafnoi“ aus dem Russischen des Rabinowitsch ohne große Beschwerde in fließendes Deutsch übertragen, in welcher Form sie den ersten Band des „Jahrbuches für die Geschichte des Judenthums“ eröffnet.

Ueberhaupt behielt er mit dem großen Nordreiche immer eine gewisse Fühlung und empfing aus dortigen Kreisen häufig Aufträge und Gesuche, die, stets ehrenvoll, zuweilen an das Sonderbare streiften. Einmal hatten die jüdischen Notabeln einer größeren russischen Stadt den Einfall, dem Kaiser ein huldigendes Gedicht zu überreichen; und Jost sollte bei den poetischen Schwingen und Federn Deutschlands die Komposition einer solchen Dichtung veranlassen. Er wollte mir den Auftrag zuwenden, allein meine tiefe Abneigung gegen ein solches Thema lähmte die Schwungkraft meiner Feder vollständig. Wie ich weiter hörte, hat sich die Sache auch sonst zerschlagen.

Der fleißige Jost verstand aber auch ganz trefflich, sich selbst auszunützen; und was er an Erkenntniß von der Gunst des Momentes erhascht hatte, die Eindrücke und Beobachtungen einer reichen Lektüre, das hütete er sich wohl, in träumender Vergeßlichkeit wieder zu verlieren. Er war ein unermüdeter Aufzeichner und Notizensammler; er las immer mit dem Bleistift in der Hand; und seine Anmerkungen hätten wohl verdient, von einer kundigen Hand gesichtet und, wenigstens das Werthvollere daraus, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden.

Manche der wichtigeren Referenzwerke in Jost's Büchersammlung, als Wörterbücher, Encyklopädien, klassische Texte, hielt er sich zu diesem Ende in mit Papier sorgfältig durchschossenen Exemplaren zur Hand. Da hinein notirte er seine verschiedenen Wahrnehmungen über sprachlichen Ausdruck, geschichtliche Zeugnisse, Sitten und Bräuche, sowie Lektüre, Erinnerung oder eine glückliche Konjektur ihm solche vor das geistige Auge treten ließen. In dieser Weise ist eines seiner praktischsten Bücher, sein „Wörterbuch der im Shakespeare vorkommenden veralteten Ausdrücke," Berlin bei Amelang, entstanden. Der Verfasser hatte sich das Wörterbuch zu seinem eigenen Gebrauch handschriftlich angelegt, um den großen Britten, welchen er leidenschaftlich liebte und stets wiederholt las, besser genießen zu können. Da besuchte ihn eines Tages der hier genannte Berliner Verleger, fand die Handschrift auf dem Tische und hielt sie nach einigem Durchblättern für so nützlich, daß er den Verfasser ersuchte, ihm die Schrift zur Veröffentlichung zu überlassen. Welcher Schriftsteller hätte jemals einer solchen Aufforderung eines liberalen Verlagsbuchhändlers widerstanden! Das Vokabularium ward gedruckt und bildete damals einen sehr schätzbaren Beitrag zur Shakespeare-Literatur; heute freilich ist es von den tiefer eingehenden Arbeiten Anderer längst überholt und entbehrlich gemacht.

10.

Ueber seine von Armuth und Entbehrung gehütete Jugend besitzen wir des Geschichtschreibers eigenes, unverwerfliches Zeugniß in dem bereits erwähnten Aufsatze: „Vor einem halben Jahrhundert: Skizzen aus meiner frühesten Jugend", (Sippurim, Bd. 3, S. 141—166.) In dieser Arbeit vermissen wir allerdings die strenge Korrektheit, welche die größeren Schriften Jost's auszeichnet. Es ist gleichsam der Historiker im Hausgewande, der sich vor uns darstellt und uns mit fast ans Greisenhafte streifender Gesprächigkeit von den Geschicken seiner Jugend unterhält. Es ist ein gutes Stück Kulturgeschichte, das sich da vor unseren Augen abrollt und in welchem zwei Zeitalter einander die Hände reichen.

Isaak Markus Jost ward am 22. Februar 1793 zu Bernburg im Anhaltischen Lande geboren. Unsäglich düster ist das Gemälde, welches der Verfasser von seiner ersten Jugend entwirft. Es waren nicht blos krasse Armuth und ungewöhnliche Heimsuchungen, die an der Wiege seines Daseins standen; viel empfindlicher noch wirkte das Vorurtheil und der Zeiten Dunkelheit, und drückten ihre scharfen Dornen in das empfängliche Knabengemüth. Die Beschreibung der Schule in seiner Vaterstadt, die ihm von seinem vierten bis zu seinem zehnten Jahre zur Bildungsstätte diente, ist hochinteressant. Von dem Kampfe, durch welchen die besseren Zustände erkauft werden mußten,

hat man schon längst gewußt; allein so nahe an die Pforten der Neuzeit gerückt hat man sich das Mittelalter nicht gedacht.

Aus dem kleinen Anhaltischen Ländchen gingen merkwürdigerweise für das deutsche Judenthum einige der tüchtigsten und am nützlichsten wirkenden Geister hervor. Während in Dessau Moses Mendelssohn, Gotthold Salomon und Ludwig Philippson das Licht der Welt erblickten, so ward Bernburg die Wiege des Geschichtschreibers Jost, der in mehr als einer Beziehung würdig neben dem Verfasser der „Morgenstunden“ stehen darf.

„Denn, wenn Mendelssohn — sagt Leopold Stein in seiner Denkrede ebenso geistvoll als treffend — uns Juden der Neuzeit die Tora zuerst deutsch, d. i. deutlich machte, so hat Jost, abgesehen davon, daß wir ihm die verdeutschte Mischna mitverdanken, uns den Talmud deutsch, d. i. deutlich gemacht, indem er mit deutscher Gründlichkeit und Klarheit in deren reichen Geschichtsstoff eindrang, diesen mächtigen, verworrenen und deshalb in seiner großen Bedeutung für Religion, Sitte und Wissenschaft des Alterthums noch lange nicht genug gewürdigten Urwald zu lichten begann, und so Aufklärung förderte, Vorurtheile beseitigte und durch das Wissen von der jüdischen Religion diese selbst in und außer Israel zu höherem Ansehen bringen half.“

Stein's Volkslehrer, 1860, S. 337.

Jost's Eltern waren arm: dürftiger und hülfloser als man sich's jetzt, wo durch Gesetzgebung, Association und Verallgemeinerung des Wohlstandes auch dem verschämten Armen zahlreichere Hülfsquellen fließen, vorstellen kann. Zur äußeren Noth gesellten sich noch allerlei besondere Unglücksfälle. Von elf Kindern überlebten nur vier das zartere Alter. In demselben Jahre, wo sein wackerer Sohn ihm geboren wurde, erblindete der alte Vater. Schon von seinem fünften bis zu seinem zehnten Lebensjahre diente der junge Isaak Markus dem erblindeten

Greise als Führer. Auf diesen Umstand anspielend, sagt **Stein** in der Denkrede mit geistvoller Parallelisirung:

„Das arme Kind, das seinen blinden Vater führte, der arme Waisenknabe, der in den Labyrinthen des Talmuds herumgeführt wurde — er wurde unser Aller Führer auf einem neuen Gebiete; er hat aus den Labyrinthen und Schachten des Talmuds die Fäden gefunden und die Schätze geliefert zu einer neuen Wissenschaft, die zwanzig Jahrhunderte in Israel unter dem Schutte gelegen war ... Dr. Isaak Markus Jost wurde der Vater der jüdischen Geschichte in der Neuzeit."

Ehrbarkeit und Hang nach Selbständigkeit adelten die Armuth des Jost'schen Elternhauses; echte Frömmigkeit und Gottergebenheit half ihnen die Noth des Daseins mit seltener Heiterkeit tragen. Bände würden nicht erschöpfen, was wenige Zeilen jenes autobiographischen Aufsatzes uns so kräftig berichten.

„Ich mußte schon vom fünften Jahre an meinen Vater führen, erhielt bald einige Einsicht in seine Geschäfte, kann aber nicht umhin, mich des Einflusses zu erfreuen, den seine Rechtlichkeit und seine liebenswürdige Heiterkeit, welche ihm die Zuneigung aller Bernburger erwarben, auf mich übte. In seiner Blindheit wußte er doch nach Kräften seiner Familie das Nöthigste zu verschaffen, und fremde Unterstützung sprach er niemals an. Den größten Theil seiner Kinder verlor er durch den Tod — dabei sah ich seine fromme Ergebung und die Wirkung seines echt religiösen Sinnes. Als er 1803 starb, waren kaum die Kosten für den elenden Leichenkasten da. Er hinterließ den noch vorhandenen vier Kindern, unter denen ich der Aelteste war, nichts, außer daß ich seine Gesinnung und ganz besonders sein Streben nach Selbständigkeit erbte."

Ein klein wenig lichter gestaltete sich das Schul- und Jugendleben unseres Freundes, als sich in seinem achten Jahre — er war damals der Leitung des unwissenden Vorsängers nahezu entwachsen — ein wohldenkender jüdischer Arzt, Dr. Mathis, seiner annahm und ihn in hebräischer Grammatik u. dgl. unterrichtete. Wie schade ist es doch, daß die Klasse jener humanen

und vielseitigen jüdischen Aerzte nahezu auszusterben droht, die sich früher um die Versöhnung des Glaubens mit der Wissenschaft, um die Weckung von Geschmack, Erkenntniß und selbständigem Denken in den jüdischen Gemeinden so herrliche Verdienste erwarben! In den Studirstuben strebsamer Heilkünstler fand einst die jüdische Wissenschaft eine Zuflucht vor dem Wolkendüster des Zelotismus und der pilpulistischen [4]) Haarspalterei. Aerzte wurden gleichsam auch die geistigen Geburtshelfer der neuen Zeit, die mit Mendelssohn und seiner Schule im deutschen Judenthum langsam aufdämmerte. Der strebende israelitische Jüngling, welchen der Zornblick eines fanatischen Rabbi vom Denken und Erkennen, ja vom lichtfrohen Leben selber verscheuchte, welcher in der dumpfen Schiur-Stube [5]) umsonst nach Anregung und Geistesnahrung schmachtete: bei dem klugen, geisteshellen Mediziner fand er Trost und Ermunterung, einen Heiltrank für die darbende Seele. Gerade die Arzneikunde, welche den Blick für die Geheimnisse der Natur schärft, scheint überall, wo sie mit weitem, idealem Sinne gepflegt wird, ihre Jünger zu einer so schönen Doppelaufgabe durchaus zu befähigen; und es zeigt von einem großen Maße realistischer Einseitigkeit, wenn die Söhne Aeskulaps jetzt einer so bedeutenden kulturgründenden Thätigkeit sich freiwillig begeben. Ja, wo sind sie hin, jene hochbegabten milden Asklepiaden, die sonst in den jüdischen Gemeinden fast allein Humanität und Fortschritt vertraten: Männer wie Gumperz, Markus Herz, Steinheim, Kosch, Phöbus Philippson, Moritz Rappaport, Erter und so viele Andere, würdige Nachfolger eines Chasdai ibn Schaphrut, eines Joseph Salomo del Medigo und des berühmten Lehrers von Cordova? Unsere neuen jüdischen Heilkünstler mögen tüchtige Fachgelehrte, ausgezeichnete Spezialisten, ja sogar berühmte Medizinalräthe sein; allein Judenthum und jüdische Wis-

senschaft wissen in der Regel nichts von ihnen und gehen über ihre Namen einfach zur Tagesordnung über. Ja, manche unserer Doktoren haben, um vor dem Volke als vielbeschäftigt zu gelten, sich eine gute Dosis jener medizinischen — — Schroffheit zugelegt, welcher man bekanntlich die Wirkung zuschreibt, die Grenzen des medizinischen Wissens zu verhüllen.

Der Tod seines Vaters eröffnete dem zehnjährigen Knaben Jost zum ersten Male die Pforten der Außenwelt. Im April 1803 kam er in Wolfenbüttel an, um bei seinem Großvater ein Unterkommen zu finden. Auf diesem ersten größeren Gange in die Welt lernte er bereits den Druck und die Aechtung kennen, worunter der deutsche Jude damals noch seufzte. Vor den Thoren von Wolfenbüttel bot sich ihm ein Anblick dar, wie er sich niemals wieder aus einer zarten Kinderseele verwischt. Ein fahrendes Läger von jüdischen Bettlern, bestehend aus zwanzig Familien, lag zigeunerartig mit schmutzigem Hausrathe auf dem freien Felde und harrte auf das Almosen, das man ihnen aus der Stadt sandte, um vor Sabbath noch einen Ruhepunkt finden zu können. Keiner dieser Unglücklichen durfte die Stadt betreten.

Durch seinen Großvater erhielt der junge Jost Aufnahme in die Samson'sche Schulstiftung. Die Schule befand sich aber bis 1807 in einem Zustande kläglicher Verwahrlosung. Unter der Zuchtruthe eines rohen Schultyrannen, bei Hunger, Schlägen und Schimpfworten war der hoffnungsvolle Knabe in Gefahr, körperlich und geistig zu verkümmern.

Die im Braunschweigischen begüterte Familie Samson, in welcher Wohlthätigkeit und namentlich der altjüdische Sinn für Schulstiftungen sich lange forterbten, hatte schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wiederholt namhafte Summen zum Besten ihrer Familienangehörigen, Glaubensgenossen

und Mitbürger vermacht. Da geschah es am 4. Juni 1786, daß Philip Samson zu Wolfenbüttel eine talmudische Lehranstalt, (Beth-hamidrasch) gründete, aus welcher nach verschiedenen Wechselfällen die jetzt mit Recht berühmte Samson'sche Freischule, hervorgegangen ist. Der Wille war schon damals gut, allein in ihrer ersten Epoche, 1786—1807, war die Anstalt nicht viel mehr als ein ganz gewöhnliches und noch dazu sehr schmutzig und filzig geleitetes Cheder.[6]) Nicht einmal ein Geistesblitz talmudischer Gedankenschärfe und Disputirfreude kam in diesem Hause zum Durchbruch. Es war und blieb einundzwanzig Jahre hindurch ein recht böses, muckerisches Heim, worin mehr Grausamkeit als Wohlthätigkeit gegen junge Leiber und Geister geübt wurde, und worauf die ganze verdummende Frömmigkeit des deutschen Juden von damals und der ganze Jammer der Zeiten mit eisernem Drucke brüteten. Unter den mancherlei Monographien und sonstigen Kundgebungen, welche die Wohlthätigkeit der beiden Familien Samson und Jacobson hervorgerufen, ist das Schriftchen: „Die Samson'sche Freischule zu Wolfenbüttel, in ihrer Vergangenheit und Gegenwart geschildert" von Dr. Philipp Ehrenberg, Leipzig, C. B. Fritzsche 1844, durch ihre dankenswerthen Aufschlüsse vielleicht am bemerkenswerthesten; und ich thue gewiß kein unnützes Werk, indem ich einige der merkwürdigeren Thatsachen aus diesem Büchlein citire.

„Versetzt man sich—heißt es daselbst, S 9, ff.—auf den Standpunkt jener dunkeln Zeit, wo die rabbinische Wissenschaft fast nur in leeren Spitzfindigkeiten sich bewegte, und der Geist freier Forschung, der Begriff einer kräftigen Heranbildung des Jugendgeschlechtes kaum von wenigen hervorragenden Männern erkannt wurde: so wird man es nicht auffallend finden, daß die Stifter mit ihrer Bildung noch ganz im Mittelalter fußten, und der fromme Direktor des Beth-hamidrasch vollkommen sich selbst genügt hatte, wenn er für jede Anstalt zwei Lehrer (meist Polen oder

Deutsche mit polnischer Bildung) anstellte, ihnen ein sehr kärgliches Gehalt aussetzte und sie anwies, mit ihren Schülern vom Morgen bis zum Abend sich zu beschäftigen, d. h. ihnen Kenntniß des Talmuds und der Kommentare beizubringen und sie zur Frömmigkeit zu erziehen ...... Die Lehrer übten die ärgste Despotie über ihre Schüler aus, wie die älteren Knaben über die jüngeren ...... Was nun zunächst das Lokal und die körperliche Pflege der Kinder betrifft, so waren beide Häuser ohne Rücksicht auf ihren Zweck gebaut und eingerichtet, nur die Wohnzimmer der Lehrer geheizt, alle übrigen mit Gyps gepflastert, die Fenster und Thüren gespalten, der Luftzug im Winter so arg, daß die Kammern oft voll Schnee lagen ...... Die Persönlichkeit der Lehrer im Philipp Samson'schen Stift und die zur Pflege bestellte Gattin des einen derselben trugen wesentlich dazu bei, daß deren Zöglinge, besonders in den ersten zehn Jahren, im Allgemeinen ziemlich gut behandelt wurden; später freilich ward auch hier die Sauberkeit der Kinder bedeutend vernachlässigt, war aber im zweiten Beth-hamidrasch grauenerregend. Das Ungeziefer nahm hier an den Wänden, in den Betten und an dem Leibe der Knaben überhand, und viele krankhafte Zufälle waren die Folgen der Vernachlässigung. Vom Baden war nicht die Rede; das Waschen geschah nur wegen des Schulchan-Aruch [7]); ein Handtuch diente Vielen zum Gebrauch. An Reinigung der Kleider dachte Niemand; nur Schuhe und Schnallen wurden alle Freitag geputzt. Die Kleidung selbst bestand in einer Jacke und einem Winterrocke, einer ledernen Kniehose, einer wollenen Weste, Hemden von grobem Hanfleinen, schwarzen, wollenen Strümpfen, Schuhen mit Schnallen, einer ledernen Klappmütze oder (bei den größeren Knaben) einem dreieckigen Hute. Alle Sabbathe wurden Hemden gewechselt, diese aber nur dann ausgebessert, wenn allzuviel Natur herausschaute, überhaupt Strümpfe, Nachtmützen u. dgl. so lange getragen, bis sie völlig zerfetzt waren.

Die Nahrung hing von der Güte der Pflegeeltern ab, und auch hier zeichnete sich das erste Decennium rühmlich aus, d. h. so lange die würdigen Stifter selbst ihre Stiftung besuchten. Des Morgens ward Thee oder Milch gereicht; das Mittag- oder Abendbrod ward im Laufe der Zeit immer kärglicher. Die Kinder aßen sich selten satt und versuchten öfter, sich auf andere, selbst unredliche Weise Sättigung zu verschaffen. Das Abend-

essen bestand in einem Stück trocknen Brodes, wozu bisweilen ein lebhaft bevölkerter Käse oder ein Teller voll Kopfsalat gegeben wurde . . . . .

Man begann im Sommer um acht, im Winter um neun Uhr und beschäftigte sich bis fünf Uhr Nachmittags mit dem Talmud, nur Freitag Morgens mit dem Pentateuch und Nachmittags mit dem Auslesen der Erbsen und Bohnen. Die Propheten und übrigen Schriften lasen die Schüler aus Neugierde oder Frömmigkeit für sich. Außerdem waren vier bis fünf Stunden wöchentlich dem Unterrichte im Deutschen und Rechnen gewidmet, den ein christlicher Lehrer ertheilte, während derselbe allein mit unbedecktem Haupte saß. Von körperlichen Uebungen war nicht die Rede; höchstens ward an Feiertagen oder am Freitag Nachmittags ein Spaziergang vor das Thor gemacht. . . . . . An Kursus und Methode war nicht zu denken. Der Lehrer erschien im Schlafrocke und in der Nachtmütze. . . Dann forderte er der Reihe nach die Schüler zum Vortrage eines Stückes auf. . . . . . Der Lehrer äußerte nie seinen Beifall, wohl aber erzeugten Irrthümer oft Flüche und starke Riemenhiebe. War jedoch der Lehrer besonders wohlgelaunt, so erzählte er in den Stunden jüdische Anekdoten und Wortspiele.“. . . . .

Nur das religiöse Element, in welchem der Knabe Jost lebte, vermochte die verderblichen Einflüsse jener barbarischen Erziehungsmethode unschädlich zu machen und seinem Geiste Spannung und Schwungkraft zu erhalten. In jenem Hause fand er einen Mitschüler und Freund, der nachmals auf ähnlichen Gebieten eine bedeutende Höhe im Reiche des Geistes erstieg und welchen die jüdische Wissenschaft seitdem unter dem Namen Leopold Z u n z verehren gelernt hat. Zunz war ein Jahr jünger als Jost, zu Detmold am 10. August 1794 geboren. Eben jetzt, wo ich dieses Kapitel für den Druck redigire, trägt der Blitzdraht die Botschaft durch die Welt, daß Leopold Zunz, der eigentliche Vater der Wissenschaft vom Judenthume, zu Berlin am 18. März 1886 sein Forscherauge geschlossen hat für immer.

Die beiden hoffnungsvollen Knaben hielten sich damals viel zusammen, vergnügten sich an geistigen Entdeckungen und trieben

besonders hebräische Grammatik, wie es heißt „zum Verdrusse der Lehrer“. Sie erfanden ein nützliches lexilogisches Spiel, welches darin bestand, daß der Eine ein zweibuchstabiges hebräisches Wort anführte, worauf der Andere ein Wort nannte, das mit dem Endconsonanten des vorigen Ausdruckes anfing, und so immer weiter, bis der Vorrath erschöpft war. Die Pointe bestand darin, daß man alle Wörter vermeiden mußte, die mit dem Buchstaben „Vaw“ endigten, weil es — im biblischen Hebräisch wenigstens—nur ein einziges Wort giebt, das mit „Vaw“ beginnt und weil dies eine Wort zufällig auch auf „Vaw“ ausgeht; und das ist eben das Wörtchen: „Vaw“: וָו (d. i. Pflock, Haken) selbst. Jost hat mir oft erzählt, mit welcher souveränen Verachtung Rabbiner und Talmudisten von Fach damals auf solche grammatikalische Beschäftigungen herabsahen, wie sie die Lauge ihres sehr wohlfeilen Spottes darüber ausgossen.

Das Jahr 1807 wurde für die Samson'schen Stiftungen wie für ihren begabten Zögling in gleicher Weise epochemachend. An der Stelle der ungebildeten, rohen Schultyrannen, welche vordem dortselbst ihr Wesen getrieben, übernahm Samuel Meyer Ehrenberg aus Braunschweig, Vater des Verfassers obenerwähnter Monographie, am 1. April 1807 das Inspektorat der Anstalt, welche unter dem Namen: „Samson'sche Freischule“ von diesem Tage an den rühmlicheren Theil ihrer pädagogischen Geschichte datirt. Israel Jacobson, ein Seitenverwandter der Samson's, war bereits 1801 mit der Stiftung seiner berühmten Schule in Seesen vorangegangen.

Der neue Inspektor, mit dem Samson'schen Hause längst befreundet, hatte sich als Erzieher bereits rühmlich bewährt. Jost bezeichnet ihn als einen Mann

„von schöner Gestalt, feinen und anmuthigen Gesichtszügen, edler Haltung und liebenswürdigen Sitten. Er stand damals in seinem vierunddreißigsten Lebensjahre.“

Mit dem Eintritte dieses tüchtigen Mannes in die Wolfenbütteler Schule schienen die qualvollen Jahre der Prüfung für den Helden dieser Biographie beendigt; und fortan sollte sich sein Leben in freundlicheren Bahnen bewegen. Während der dritthalb Jahre, welche Jost unter der Ehrenberg'schen Leitung noch im Schulhause verlebte, vom April 1807 bis zum Herbste 1809, erschloß sich ihm eine Welt von neuen und ungeahnten Dingen. Ehrenberg verstand es namentlich vortrefflich, die Selbstthätigkeit seiner Schüler zu wecken und sie mit den besten Bestrebungen der Neuzeit bekannt zu machen.

Durch sechsundvierzig lange Jahre war es dem Historiker vergönnt, in dem verehrten Jugendlehrer seinen innigsten Freund zu schätzen; und es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß die obigen Worte der Selbstbiographie

„an demselben Tage, 21. Oktober 1853, niedergeschrieben sind, an welchem, wie wir bald zu unserem Schmerze erfuhren, die edle Seele von der Erde schied. Er stand am Schlusse seines achtzigsten Jahres."

Aus den mündlichen Mittheilungen des Freundes kann ich noch hinzufügen, daß Derselbe eine kleine, damals verfaßte Schrift dem greisen Lehrer gewidmet hatte, um ihn damit zum achtzigsten Geburtstage zu erfreuen. Die Gabe kam dem Gefeierten auf seinem Sterbebette noch zu Gesichte. Eine Photographie des ehrwürdigen Jugendleiters bildete eine der wenigen Zierden der Jost'schen Behausung; sie hatte ihren Platz an der Eingangsthüre der Bibliothek. Die Freundschaft mit dem Ehrenberg'schen Hause übertrug sich naturgemäß auch auf den Sohn dieses seines Lehrers, Dr. Philipp Ehrenberg, der in den Fußtapfen seines Vaters und als dessen Nachfolger später noch viele Jahre an der Anstalt mit bestem Erfolge gewirkt hat. Auch Dieser ist am 20. Dezember 1882, längst in den wohlverdienten Ruhestand versetzt, zu Niemes in Böhmen von den Lebenden abgeschieden.

Der Winter von 1808 bis 1809 wurde dem angestrengten Studium der klassischen Sprachen gewidmet; und schon nach Verlauf von sechs Monaten gelang es ihm und Zunz, im April 1809 in die Prima des Untergymnasiums einzutreten. Während der folgenden vier Jahre sehen wir den strebsamen Jüngling in Braunschweig — Zunz hatte man in das Wolfenbütteler Gymnasium gesetzt — emsig den Studien der Mittelschule obliegen. Ohne große materielle Schwierigkeiten, ermuntert durch den Siegesschritt einer lichtvollen Zeit, reifte er der Universität entgegen. Im Frühjahre 1813 eröffneten sich ihm endlich die Pforten der Georgia Augusta; und die Periode von anderthalb Jahren, die er in Göttingen verlebte, bedeutet für ihn eine Epoche völliger Einbürgerung in deutsche Denkart und vaterländisches Streben.

„Ich dachte mir — so ruft er aus — keinen edleren Beruf als die kräftige Einwirkung auf unsere Glaubensgenossen in demselben Sinne, und die Befreiung derselben von aller Einseitigkeit der abgeschiedenen Erziehung.“

Und in diesem Stadium seines Lebens ist es, wo die bedeutende Persönlichkeit des Historikers bereits in sichtbaren Umrissen hervortritt und mitten unter den irrigen Richtungen, woran in jener Uebergangszeit kein Mangel war, ihre geistige Höhe offenbart. Ein Doppelzug von Treue und Gediegenheit prägt sich in all seinem Thun aus, zu einer Zeit, wo die Losung seines Lebens sich entscheiden sollte. Während damals der Abfall vom Väterglauben unter den jungen jüdischen Studirenden geradezu Mode war und im Handumdrehen — man denke nur an Börne und Heine — vollzogen wurde, so bewahrte er sich die treueste Anhänglichkeit an Judenthum und jüdische Interessen und pflegte diese Treue durch seine ganze rühmliche Laufbahn. Und andererseits will er in seinem Idealismus von keinem Brodstudium etwas wissen; und keine noch so verlockende Aussicht kann ihn

bewegen, den Dienst der Wissenschaft um weltliche Erfolge zu verlassen. Auch der Stand des Rabbiners hat für ihn nichts Anziehendes: ich habe Letzteres immer für einen großen Beweis seiner Klugheit gehalten.

Jost hat sich eine ebenso bescheidene wie nützliche Sphäre als Ziel gesetzt. Er will in einem engen Kreise, in diesem aber dauernd und nützlich wirken. Als Jugendlehrer die Anregung zum Besseren zu geben, das ist das Ideal seiner akademischen Jahre, welchem der künftige Mann und Greis noch rastlos nacheifert. Sowie er selbst als armer, weltvergessener Waisenknabe durch die Hand der Vorsehung aus dem Pfuhl des Elends hinan zu den Schätzen des Geistes geführt worden, so drängte es ihn, die Quelle, die ihn so reichlich gelabt, auch dem nachwachsenden Geschlechte zugänglich zu machen.

Und derselbe Zug der Treue, der ihn antreibt, dem Wesen der Dinge auf den Grund zu gehen und vom Baum der Erkenntniß nur die reifsten Früchte zu pflücken, erfüllt ihn auch für die Ehre der Wissenschaft mit Eifer, und mit Unwillen gegen ihre vielen unwürdigen Jünger. Wie liebevoll er auch für jeden redlich Strebenden sich interessiren kann, so ist er doch andererseits voll Unmuth und Aerger gegen die Auswüchse des Autodidaktenthums; und gegen literarische Abenteuerer und Windbeutel kennt er nicht die geringste Schonung. Von dieser Spezialität, welche in Zeiten des Werdens und frischen Gährens ganz besonders häufig auftaucht, weiß er die ergötzlichsten Stücklein zu erzählen; und unbeschadet seiner gewohnten Gutmüthigkeit hat er einige der zudringlichsten Individuen dieser Gattung zu Zeiten ganz gnadenlos entlarvt.

Günstige Umstände hatten indeß zusammengewirkt, dem strebsamen Akademiker Jost einen neuen und reichen Boden zu eröffnen. Der bereits genannte Finanzrath und Konsistorialpräsident

Israel Jacobson war frühzeitig auf ihn aufmerksam geworden und hatte ihn völlig in seine Gunst genommen. Im Herbste 1814 reist er inmitten eines ungeträumten Komforts mit der splendiden Familie des Finanzraths von Göttingen nach Berlin; und die Freigebigkeit dieses hochsinnigen Krösus machte es ihm möglich, durch weitere zwei Jahre, vom Herbste 1814 bis 1816, die Berliner Universität zu besuchen.

Von Jacobson's Verdiensten im Einzelnen zu sprechen, kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein. Sein Name ist mit der Geschichte des verbesserten Gottesdienstes, des Schulwesens und der Humanität aufs engste verwoben. Das schönste Denkmal hat ihm ja der Geschichtschreiber selbst (Geschichte der Israeliten, B. 9. 10; Geschichte des Judenthums und seiner Sekten, B. 3, S. 323. ff.) gestiftet. Namentlich kann das dem Wohlthäter gewidmete Kapitel in letzterem Werke, in seiner gediegenen Ruhe, durch welche das Feuer der Verehrung zurückgehalten lobert, als eine schöne Probe historischer Darstellung gelten. Aber auch hier zeigt sich im schönsten Lichte der hohe Wahrheitssinn Jost's, welchem auch die Dankbarkeit die Fehler seines Helden nicht zu verschleiern vermag. Für das Unreife und Ueberladene im Wesen des geistvollen Autodidakten, für das Schwankende in seinen Bestrebungen, das Hastige in seinen Verbesserungsplänen hat der Historiker sehr entschiedene Worte der Ablehnung.

Dankbare Verehrung gegen das Andenken des großmüthigen Mäcens zieht sich übrigens fortan unverkennbar durch alle Denkrichtungen des fleißigen Schriftstellers. Solche Gesinnungen werden von dem reichen Berliner Philanthropen und dessen überlebender Familie aufs herzlichste erwiedert, und Zeichen gegenseitiger Schätzung werden vielfach ausgetauscht. Es war eben noch die höfisch glatte Zeit der Buchwidmungen und der funkelnden Ehrengeschenke, besonders der goldenen Tabatieren. Ja-

cobson liebte es, das Schöne und Gute in Prunkformen zum Ausdruck zu bringen. Zeitgenössische Dichter streuten ihm reichlichen Weihrauch; Friedrich von Uechtritz widmete ihm das Drama: „die Babyloner in Jerusalem.“ Auch von dieser Richtung des Zeitgeschmackes weiß das Mobiliar Jost's Einiges auszuplaudern. Auf seinem Schreibtische prangt eine Schatulle von feiner und dabei altmodischer Arbeit. Es ist nur ein Tabakskasten, aber kein alltägliches Behältniß für Varinas und Portorico; denn auf der Vorderseite zeigt sich reliefartig in feinster Metallarbeit das Medaillon-Bildniß eines ernsten Mannes: und das sind eben die, wie es heißt, wohlgetroffenen Züge des humanen und beredten Finanzrathes.

Zu Berlin eröffnete sich für den jungen Jost ein interessanter, hochgebildeter Männer- und Frauenkreis. Hörsaal und Gesellschaft wurden ihm in gleicher Weise eine anregende Schule. Mit den hervorragendsten Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinde wurde er schnell bekannt. Unter ihnen scheint er sich besonders an David Friedländer[8]), Lazarus Bendavid, und Simon Veit[9]), den Gatten der Dorothea Mendelssohn[10]), welche nach ihrer Scheidung von Demselben Friedrich von Schlegel[11]) heirathete, angeschlossen zu haben. Dankbar gedenkt er auch einer Frau Levy, deren gebildeter Zirkel auf die Studirenden sehr verfeinernd einwirkte. Von ihrer Liebenswürdigkeit und Gutherzigkeit konnte er des Rühmens nicht müde werden. Religiöse Fragen fanden im Jacobson'schen Salon ihre vorwiegende Vertretung. Dieser bis zur Unruhe rastlose Mann war, nachdem seine Glanzrolle als Konsistorial-Präsident des Königreichs Westphalen ausgespielt war, nach Berlin übergesiedelt und concentrirte seine Sorgfalt auf den von ihm gestifteten Privattempel, der sich, unter allerlei Nörgeleien und Maßregelungen von Seiten der hohen Behörden, bis 1823 er-

hielt. Jacobson überlebte dies Bethaus, welchem der Regierungsbefehl ein jähes Ende bereitete, noch um fünf Jahre und wirkte bis zu seinem Tode, der den rüstigen Sechziger 1828 inmitten seiner vielen Pläne und Bestrebungen ereilte, aufs günstigste auf seine zahlreichen, meist jugendlich bewegten Hausfreunde ein.

Noch in demselben Jahre 1816, wo er die Hochschule verließ, war es dem dreiundzwanzigjährigen Jost vergönnt, jene große, praktische Wirksamkeit als Schulmann zu beginnen, welche er durch die vierundvierzig folgenden Jahre seines Lebens unermüdet und ununterbrochen fortgesetzt hat.

11.

In einer geistvollen Frankfurter Abendgesellschaft, welche bei dem Oberlehrer Dr. Michael Heß versammelt war, kam unter Anderem auch die Rede auf den Geschichtschreiber, und Jeder der Anwesenden wußte irgend eine Tugend, irgend eine liebenswürdige Eigenschaft an ihm hervorzuheben. Der Eine rühmte seine Bescheidenheit, ein Anderer seine Uneigennützigkeit, ein Dritter seine unverwischliche Dankbarkeit, die durch sein vorzügliches Gedächtniß so sehr unterstützt war; ein Vierter sprach von seiner Gefälligkeit und Güte, ein Fünfter von seinem Zartsinn und feinem Takte. Auch kleine Sonderbarkeiten und Schwächen wurden scherzend erwähnt, und darunter auch solche Vollkommenheiten, deren Uebermaß die boshafte Welt eben als Schwächen vermerkt. Da wurden denn auch über seine ängstliche Sparsamkeit, seinen strengen Ordnungssinn, seine pedantische Mäßigkeit und Lebensdiät einige Glossen gemacht.

„Vergessen Sie nicht, meine Damen und Herren, — sagte ich, als eine Pause eingetreten war — seine Versöhnlichkeit, eine Eigenschaft, die er in einem ungewöhnlichen Grade besitzt.“ Alle Anwesenden pflichteten mir willig bei.

Nicht lange vorher hatte ich in der That von dieser Versöhnlichkeit des wackeren Annalisten ein bemerkenswerthes Beispiel gesehen. Ein sehr namhafter jüdischer Schriftsteller und dazu noch sein Hauptrivale auf dem vorwiegendsten Gebiete seiner

literarischen Produktion — wozu das zimperliche Schweigen? es ist der Professor Dr. H. Grätz — hatte in einer schriftstellerischen Fehde Jost, wie man zu sagen pflegt, nicht eben mit Glacehandschuhen angefaßt. Die Welt kennt ja den schroffen Gegensatz zwischen den beiden so reichen, vielfach Gleiches anstrebenden und dennoch in einigen Hauptzügen so disparaten Naturen, ein Gegensatz, der auf Grätz'scher Seite seine polemische Schroffheit bald im stolzen Verschweigen, bald in hämischen Bemerkungen durch die verschiedenen Vorreden und sonstigen Partien seines zwölfbändigen Geschichtswerkes ergießt. Man lese nur beispielsweise die ungerechte Darstellung, B. 11, S. 454 ff. Jost ist allerdings auch nicht zu pomphaftem Lobe des Mitstrebenden aufgelegt. Die Notiz (Geschichte des Judenthums, B. 3, S. 364) ist kurz und absprechend; allein an anderen Stellen und besonders in zerstreuten Aufsätzen und in mündlicher Rede hat er dem Breslauer Gelehrten ein weit größeres Maß von Gerechtigkeit gezollt, als er von ihm zurückempfangen.

Kurz es ereignete sich, daß Grätz auf einer Ferienreise 1859 nach Frankfurt kam, wobei ich Anlaß nahm, gegen Kirchheim, welcher die Celebrität unter seine Aegide genommen, den Wunsch zu äußern: die beiden tüchtigen Menschen möchten einander näher gebracht werden. Diese Annährung fand ohne Schwierigkeit statt, und bei dem Zusammentreffen zeigte sich das versöhnliche, urbane und liebenswürdige Wesen des alternden Jost in seinem schönsten Lichte.

Es bietet sich vielleicht hier der schicklichste Anlaß zu einer kurzen Parallele zwischen den beiden bedeutendsten historiographischen Intelligenzen, welche sich in dieser Zeit bemüht haben, das Gesammtgemälde der jüdischen Geschichte zu entwerfen. Sowohl Jost als Grätz besitzen die Vorzüge wie die Mängel, welche bei dem Geschichtschreiber in Betracht kommen, in vorwiegendem

Maße; und da sie selbst einander gelegentlich scharf kritisirt haben, so ist die Handhabe zu einer solchen Auseinandersetzung eigentlich von selbst gegeben. Jost ist der objektivere Schriftsteller; allein nicht in dem Verstande, wie wir diese Bezeichnung seit Goethe aufzufassen pflegen. Wenn es darauf ankommt, gewisse Lieblingspartien zu behandeln, gewisse Lieblingsideen auszusprechen und andererseits gewissen starken Antipathien seiner kräftigen Natur Ausdruck zu geben, da läßt er sich zu einer größeren Erregtheit hinreißen, als sich mit der geschichtlichen Nüchternheit verträgt. Jost braucht für seine Objektivität kein bessers Zeugniß als das des Gegners. Wenn nämlich Grätz (B. 11, S. 456) sagt, daß Jost „der jüdischen Geschichte einen trockenen, philisterhaften Charakter gegeben und ihr den Schimmer geraubt habe, den sie selbst in den Augen unbefangener christlicher Beobachter hatte,“ so ist, wenn man die polemische Uebertreibung in Abrechnung bringt, eben damit ausgesprochen, daß Jost ohne übergroße Wärme, ohne feurige Begeisterung, aber auch ohne alle blendende Voreingenommenheit an seine große historische Lebensarbeit herantrat. Allein es lebte in ihm ein warmes Gefühl für die ewigen Gesammtgedanken, welche der Weltgang Israels zum Ausdruck bringt, ein Gefühl, welches Bernburg's fleißiger Sohn in einer angemessenen, sentenzenreichen und kernhaften Sprache verkündet. Jost war sich seiner Schwächen und der Mangelhaftigkeit seines Beginnens vollkommen bewußt. Er arbeitete mit höchst ungenügenden Materialien und noch nicht genug gesichteten Quellen; allein er war stets bemüht, die Lücken seiner Erstlingsversuche zu ergänzen und die späteren Forschungen sich nutzbar zu machen. Die Zeitschrift „Israelitische Annalen“, 1839—41, wurde namentlich zu dem Zwecke gegründet, ergänzende Bausteine zu der geschichtlichen Gesammtstruktur hinzuzufügen; und die späteren Bände des Hauptwerkes sowie

die späteren Arbeiten überhaupt, als: die „Allgemeine Geschichte der Israeliten“ in zwei Bänden, Berlin 1850, und die bereits mehrerwähnte „Geschichte des Judenthums und seiner Sekten“ bezeichnen nach allen Seiten hin einen sehr glücklichen Fortschritt in der Darstellung und in der Bearbeitung des historischen Stoffes.

Jost unterzog sich außerdem dieser seiner annalistischen Lebensaufgabe, ausgerüstet mit einem reichen Fond von Wissen, welches seinem historischen Sprecheramte eine große Zuverlässigkeit giebt. Auch auf dem Gebiete der klassischen Sprachen bewegte sich der Zögling der Georgia Augusta mit ziemlicher Sicherheit; und es blieben ihm namentlich jene schlimmen Verlegenheiten in der Emendation griechischer Stellen erspart, welche in den früheren Grätz'schen Bänden häufig so enttäuschend wirken. Grätz ist durchweg ein subjektiver Historiker: er hat mit geschichtlichem Kombinationstalent und einer ziemlich reichen Phantasie den Stoff häufig zu anziehenderen Effekten drapirt als sein kühlerer Vorgänger; allein er muß sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er die Phantasie und das Kolorit nicht selten auf Kosten der kritisch eruirten Wahrheit vorwalten läßt. Nicht blos Samson Raphael Hirsch in der Zeitschrift „Jeschurun“ beschuldigt ihn, die Farben zu stark aufzutragen, sondern auch Andere sind mit dieser Anklage nicht zurückhaltend; und sein älterer Rivale sagt sehr bündig und ziemlich treffend:

> „Grätz begann eine umfassende Geschichte der Juden, mit phantasiereichen Ergebnissen überraschend.“
>
> Gesch. d. Judenth., 3, 364.

Grätz hat viel Glänzendes und Bedeutendes über jüdische Verhältnisse herbeigebracht, was ihm sein älterer Zeitgenosse schwerlich zuvorthun, kaum gleichthun kann. Viele seiner Darstellungen aus der jüdisch-spanischen Periode, seine Biographie

Philo's, seine Excurse über die Pfefferkorn'schen Händel, seine Kapitel über die Kreuzzüge, Maimonides und so vieles Andere zählen zu dem Besten, was in diesem Fache überhaupt geschrieben worden. Die mittelalterlichen Verfolgungen sind in frischer, lebenswarmer Sprache abgefaßt, ohne daß er deshalb in thränenreiche Sentimentalität verfällt. Allein manches Andere ist dafür auch mit schielender Halbheit, mit übertreibender Liebe und noch häufiger mit übertreibender Abneigung hingezeichnet. Während von einem obscuren Klausrabbi mit sonderbarem Pathos gemeldet wird, daß er irgend eine halachische Schrift vom Stapel gelassen, so wird der arme Spinoza, sein Leben und Meinen bis ins Karrikirte verzerrt, so wird an den modernen Reformrabbinern kein gutes Haar gelassen.

Jost hätte nie etwas schreiben können, was mit der Disputation zu Tortosa und der Charakterzeichnung Geronimo's[12]) (Grätz, B. 8, S. 116 ff.) hätte den Vergleich aushalten können. Ueberhaupt gehören Apostatenbilder mit zu dem Besten, was Grätz geschrieben. Dafür aber hätte Jost niemals so tief sinken können, als es Grätz in dem größten Theile des gänzlich mißlungenen Schlußbandes, des elften, begegnet. Man könnte diesen elften Band füglich als eine ziemlich dickleibige, 649 Seiten starke Schmähschrift — ich sage absichtlich: Schmähschrift, und nicht: feine Satire — auf die jüdische Reform bezeichnen. Ueberhaupt herrscht in der Stufenleiter der Vortrefflichkeit bei beiden Autoren ein ganz entgegengesetztes Verhältniß. Bei Jost sind die ersten Bände allerdings an historischer Zuverlässigkeit und leider auch an formeller Vollendung gerade die am wenigsten gelungenen. Er war damals noch nicht der anerkannte Gesetzgeber in stilistischen Sachen, als welcher er sich in seinen einschlägigen Lehrbüchern später bewährte. Eine schöne Schreibart übte auf ihn damals noch keine so magische Wirkung aus, wie

dies später der Fall war; und Heinrich H e i n e hat, trotz seines gewöhnlichen Maßes boshafter Uebertreibung, nicht so sehr weit vom Ziele weg geschossen, indem er in einem Briefe an Leopold Z u n z Diesem die Ansicht unterschiebt, daß er sich alles Urtheils über die ersten Bände Jost'scher Geschichte deshalb enthalten,

„weil es doch möglich sei, daß diese vorsätzlich so schlecht geschrieben worden, damit die späteren Bände desto glänzender ausfielen."
Heine's Werke B. 19, S. 141.

Allein von Jahr zu Jahr begiebt sich bei dem guten Bernburger ein ganz bedeutender Fortschritt. Er wächst mit seinen Zwecken; er ist nicht mehr der trockene Aufklärer, eingeklemmt in die enge Richtung der damaligen Berliner Kreise; er ist unendlich mehr als ein verbesserter Basnage[13]). Seine historischen Urtheile stehen durchaus auf einer allgemein menschlichen Höhe; sie athmen die Kraft einer Mannesseele; es ist in ihm nichts Halbes, nichts Schwächliches und Getheiltes mehr. In dem letzteren dreibändigen Werke ist die Anordnung und Stoffesbeherrschung oft meisterhaft; und bei einer nicht selten schulmeisterlichen Ueberstrenge gegen die vielen kühnen Streber, welche das moderne Judenthum hat, — und keine Gesammtheit hat deren mehr — bleibt er doch mit all seinen Schwächen der alte, wohlmeinende und bildungsfrohe Meister.

Grätz begann seine historische Aufgabe mit einem guten Wurfe: er ließ in dem zuerst erschienenen vierten und dem sodann folgenden dritten Bande glänzende Schlaglichter auf die talmudische Epoche und den jüdischen Hellenismus fallen; er zwang seine etwas farblose Redeform zu einer bei weitem reicheren Gewandung. Allein er arbeitete mit den Jahren mit stets wilderer Hast; er schrieb gleichsam, um es Anderen zuvor zu thun. Die Epochen nahmen bei ihm eine erstaunliche Aehnlichkeit an, und die Eigenthümlichkeiten seiner subjektiven Manier traten mit jedem

folgenden Bande immer störender hervor. Dennoch ist bei ihm viel Schönes und Bedeutsames zwischen der historischen Erzählung ausgebreitet; wir haben in der That Ursache, dem Schicksal dankbar zu sein, daß zwei so ebenbürtige Geister sich unserer Geschichte angenommen haben; und man ist wirklich in Verlegenheit, welchem von Beiden man die Palme reichen soll.

Wenn wir oben den Gegenstand unserer Beschreibung als versöhnlich geschildert haben, so wollten wir damit nicht sagen, daß er Verletzendes weniger schmerzlich empfunden oder sich vornehm darüber hinweggesetzt hätte. Sein feines Gefühl und sein Gerechtigkeitssinn ließen ihn das Unwürdige solcher Begegnungen doppelt schwer empfinden; nur konnte eine solche Stimmung nicht lange bei ihm nachhalten: er fand alsbald den Schwerpunkt seines Wesens wieder. Der sonst sehr verdienstvolle Steinschneider hatte den guten Isaak Markus in der Vorrede zum „Bibliographischen Handbuch für hebräische Sprachkunde", Leipzig 1859, etwas gar zu derb angegriffen, und diese literarische Rücksichtslosigkeit versetzte den sonst so philosophisch ruhigen Jost in eine ziemlich aufgeregte Stimmung. Wenn, was häufig vorkam, jüngere Schriftsteller, gleichsam auf seinen Schultern stehend, mit einzelnen Stellen seines großen Geschichtswerkes etwas heftig ins Gericht gingen, so pflegte er sich gewöhnlich gegen mich über das Ungerechte eines solchen Verfahrens nicht ohne Bitterkeit zu äußern.

„Diese Stelle — sagte er eines Tages zu mir — und noch viele andere habe ich den Fachmännern längst preisgegeben. Mehrere der hier gerügten Irrthümer sind in meinen späteren Schriften, besonders in den „Israelitischen Annalen" inzwischen berichtigt; das kümmert aber jene Herren durchaus nicht, wenn sie nur eine Gelegenheit ersehen, sich durch splitterrichterliche Bemerkungen hervorzuthun. Welche große Kunst ist es auch am

Ende, in gewissen Einzelheiten besser unterrichtet zu sein, als ich es war! Als ob ich nicht selbst recht gut wüßte, daß die geschichtliche Spezialforschung jetzt weiter gediehen ist als damals, da ich mein historisches Buch schrieb."

Leider haben sich sogar tüchtigere Geister gegen sein Verdienst nicht allzu gerecht verhalten. Ueber Abraham Geiger's gelegentliche abschätzende Urtheile und sein ganzes, etwas vornehmes Fernbleiben hat mir der abgeschiedene Isaak Markus selbst bitter genug geklagt. Als Jost 1835 nach Frankfurt übersiedelte, da unternahm Geiger von Wiesbaden herüber eine Wallfahrt zu Fuß — sein Wiesbadener Rabbinat erlaubte ihm noch keinen größeren Luxus — zu dem Historiker. Allein es dauerte kein Lustrum, so that sich das Selbstbewußtsein des jüngeren Mannes dem älteren Forscher gegenüber gar zu wenig Zwang mehr an; und Jost konnte sich über Schroffheiten dieser Art bis in die Seele hinein betrüben. Der seitdem erschienene Geiger'sche Briefwechsel liefert uns den Schlüssel zu dem Problem, warum die beiden tüchtigen Menschen sich niemals für die Dauer verständigen konnten. Sie waren einander viel zu ähnlich und strebten zu Gleichartiges an: ein einziger, wesentlicher Zug verschiedenartiger Beanlagung hätte als Ergänzung gedient und versöhnlich zwischen ihnen gewirkt.

Zwar im Anfange der Geiger'schen Laufbahn sind die Auslassungen über den Bernburger Zeitgenossen vergleichungsweise mild und anerkennend. So schreibt Geiger am 25. Januar 1833 an Frensdorff[14]):

„Jost's neueste Geschichte des israelitischen Volkes in zwei Bänden, die nicht als Auszug seines größeren Werkes zu betrachten ist, da sie mit dem Beginn der Geschichte anfängt und bis 1830 fortgeführt ist, auch überall neue Forschungen angestellt sind, habe ich mir gekauft und sie sagt mir im Ganzen recht sehr zu. Der Ton ist würdig und ruhig, die Sprache verständlich und gefeilt, so daß man einen sehr erfreulichen Fortschritt in seinen Leistungen bemerkt." Geiger's Nachlaß, B. 5, S. 76.

Eine ganz ähnliche Anerkennung enthält der Brief an M. A. Stern[15]) vom 6. Mai 1833 (Ib., S. 81.) Allein schon drei Jahre später macht sich eine böse Verstimmung gegen den Annalisten bemerkbar. Zum ersten Male wird das Losunswort: „Reform" in den zeitgenössischen Kundgebungen vernommen. Und Geiger schreibt am 31. März 1836 an den ebengenannten Stern:

„Würden die Frankfurter Gelehrten nur ein wenig Ernst zeigen, so wäre gewiß ein Anfang da. Ab:r da steht Jost zögernd und hindernd; und Creizenach läßt sich von ihm best mmen; und so soll bis zur Ankunft der Rothschilde in Frankfurt gewartet werden, um mit ihnen den Anfang zu machen. . . . . Die Alten wissen nicht blos nicht, was Freiheit heißt, sondern verstehen auch nicht, was Wissenschaft heißt. So hält sich, um von Anderen nicht zu reden, Jost, dessen Eifer ich schätze, nur an Aeußeres."

Ib., S. 89. f.

Es ist wahr, Jost hat den Rothschilden zuweilen ganz unnöthige Komplimente gemacht: ein charakteristischer Zug in ihm, der mit der historischen Würde nicht ganz verträglich war; wir werden noch davon zu sprechen haben. Im Juni 1839 läßt Geiger sich, an Jakob Auerbach schreibend, zu folgender Bemerkung hinreißen:

„Die Ankündigung Jost's in seinen Annalen war, wie der ganze Mann mit allen seinen Klauseln und Bemerkungen über seine Tendenz und Prinziplosigkeit, albern, und er hatte dazu keinen Auftrag."

Ib., S. 140.

Aehnliche Aeußerungen finden sich Seite 144, 152, u. a. Ja, am 13. Januar 1846 wird an Auerbach mitgetheilt:

„Von Jost's neu:r Geschichte habe ich noch immer nichts gelesen; aber Geist und Charakter fürchte ich, nach den letzten Präcedenzien nicht zu finden."

Ib., S 188.

Erst im folgenden Jahre, in einer Mittheilung vom 30. Juni 1847, (S. 194.) macht sich ein milderer Ton bemerkbar, ange-

regt durch die wohlwollende Besprechung der Geiger'schen Leistungen in dem damals erschienenen Jost'schen Geschichtsbande. Und so arbeiteten diese guten und nützlichen Menschen, die doch so vergnüglich und fördernd nebeneinander hätten hergehen können, mit einer Art Lust daran, sich das Leben zu verbittern, indem sie den schroffsten Seiten ihrer Natur im gegenseitigen Verkehre die Oberhand einräumten.

Ich habe die Empfänglichkeit für Lob stets zu den Vorzügen, nicht zu den Mängeln kräftiger Charaktere gerechnet; und ich freue mich, daß ich dem abgeschiedenen Freunde diesen Vorzug vindiziren darf. Jost war dem Lobe nicht nur zugänglich; seine Natur schien dessen als eines ermunternden Momentes sogar zu bedürfen. Seine Bescheidenheit selbst diente dazu, ihn für das Süße des Beifalls empfänglich zu machen. Wie sollte er es wohl anfangen,—das war sein edler Gedankengang—mit seiner Gloriola auf die lobende Zustimmung der Besseren Verzicht zu leisten! Allein um die Besseren und Stimmfähigeren handelte es sich auch hierbei wirklich in erster Linie. Nur die würdigste Form des Beifalls fand den Weg zu seinem Herzen; namentlich legte er auf das rein menschliche Moment in der Anerkennung Anderer hohen Werth. Wenn ein guter Mensch, ein treuer Freund, ein gebildeter Damenzirkel seine Bücher las und lieb hielt, so galt ihm diese Würdigung mehr, als wenn eine gesammte Akademie ihn gekrönt hätte.

Seine Bescheidenheit war eine so ernst gemeinte, daß sie ihn manchmal vom selbständigen Handeln zurückhielt. Eine Frankfurter Körperschaft ersuchte ihn einmal, einen Statuten-Entwurf für dieselbe auszuarbeiten, und er übernahm diesen Auftrag nur unter der Bedingung, daß ihm noch Jemand zur Mitwirkung beigegeben werde. Ich habe diese Thatsache aus dem Munde des geistreichen Advokaten Dr. Ludwig Braunfels, der selbst

als verdienstvoller Uebersetzer aus dem Altdeutschen und Spanischen in der Literatur jener Jahre eine gewisse Stellung behauptet; und das Urtheil dieses etwas satirisch angehauchten Geistes ist für mich um so maßgebender, weil er, als Konvertit, auf jüdische Berühmtheiten sonst nicht eben gut zu sprechen war.

Dem zu Berlin gegründeten „Israelitischen Kulturverein“, welcher durch die Fahnenflucht des Eduard Gans[16]) und durch die vernichtenden Witze Heinrich Heine's beinahe berühmter geworden ist als durch sein eigenes, vorübergehendes Wirken, entzog er beinahe gleich zu Anfang seine Theilnahme, weil er den hochgespannten Ansprüchen und Reklamen desselben nicht zu folgen vermochte. Und als der Verein ihn einstmals schriftlich und im gemessenen Amtsstile aufforderte, bei der Prüfung eines Predigtamts-Kandidaten sich einzufinden, so antwortete er bündig und ablehnend:

> „weil ich mich — wie er sagte— nicht berufen fühlte, ohne höhere Ermächtigung einen derartigen Akt zu vollziehen ... In der That wollte es mir nicht einleuchten, daß junge Männer ohne irgend eine amtliche Stellung mit Recht sich unterfangen dürfen, über einen Kandidaten, selbst wenn sie von Jemandem aufgefordert worden, ein gemeinsames Urtheil abzugeben, welches über sein Schicksal entscheiden sollte; was selbst ein Einzelner sich nicht leicht erlaubt, außer wenn seine Privatansicht erbeten wird. Es war aber klar, daß dieser Versuch gewagt wurde, um weiteren Einfluß zu gewinnen, und zu einem so anmaßlichen Schritt konnte ich mich nicht entschließen.“
>
> Aktenmäßige Darstellung des kurzen Daseins einer jüdischen Schulkommission in der Berliner Gemeinde, 1826. (Allg. Zeitung d. Judenth., 1859, No. 11—15.)

Selbst als er schon einen ziemlich weithallenden Namen hatte, sträubte sich sein ernster Sinn noch immer gegen geräuschvolle Huldigungen. Sein Sinn für häusliche Bequemlichkeit hatte auch etwas damit zu thun: er entledigte sich nicht gerne des

Schlafrockes der Alltagsstimmung. Grätz zeichnet in Folgendem gar nicht unpassend seine Liebe zum apathischen Stillleben:

„In seiner Behaglichkeit liebte er die Stürme nicht, weder im Leben noch in der Geschichte. Wozu die Aufregung?"

Grätz, B. 11, S. 455.

Ein gewisser eleganter Cynismus gehörte eben bei den höchststehenden jüdischen Geistern jener Tage zum guten Ton. Eine Art Pause im geistigen Kampfe war eingetreten. Man überschaute die Resultate mit selbstgefälligem Behagen und begnügte sich vorläufig damit, abzuwarten, zu genießen und den Konflikten auszuweichen.

Dieser philosophische Drang nach Bequemlichkeit wollte auch von jenen zahllosen Gaben und Gegengaben nichts wissen, welche der gesellschaftliche Verkehr zur unumgänglichen Nothwendigkeit macht. Geschenke anzunehmen, das widerstrebte seinem stolzen Unabhängigkeitsgefühle, oder es genirte ihn auch wegen der erwiedernden Spenden: denn Jost war, wie wir bereits angemerkt, ein guter Haushälter. Sich fetiren lassen: das beengte ihn in seiner gewohnten Lebensordnung. Dem Amtsjubiläum vom Juli 1860 wäre er gern aus dem Wege gegangen, obgleich er voraussehen konnte, daß dasselbe wahrhaft erhebende Momente in sich schließen würde; und nur höherer Beweggründe willen ließ er sich diese Zeichen der Verehrung gefallen.

Niemals aber habe ich ihn freudiger überrascht gesehen, als beim Empfange der Auszeichnung, die ihm von seiner Vaterstadt Bernburg aus zuging. Die Notabeln der dortigen Gemeinde hatten eine sauber kolorirte Zeichnung seines Geburtshauses anfertigen lassen und ihm selbe mit einem verbindlichen Schreiben zugesandt, welches für diese intelligente und wohldenkende Körperschaft nicht weniger ehrenvoll war als für ihr gefeiertes Stadtkind. Als der Historiker diese Sendung erhielt, — es war

am 30. Juli 1860 — rief er mich, der ich eben an seinem Hause vorüberging, zu sich hinauf, zeigte mir die empfangenen Gegenstände und legte überhaupt eine Lebhaftigkeit an den Tag, wie ich sie bei früheren Anlässen noch nie an ihm wahrgenommen. Das Haus selbst war, wie man sich denken kann, ein ganz alltägliches Gebäude, mit rothem Ziegeldache, so zu sagen ein steinerner Gemeinplatz. Es besaß kaum eine einzige Eigenthümlichkeit, wodurch es sich meinem Gedächtnisse eingeprägt hätte. Jedenfalls sah man ihm an, daß Ueberfluß und Erdenglück wohl noch selten darin gewohnt hatten. Wie bei allen irdischen Heimstätten des Talentes mußten Phantasie und Erinnerung ihre Gestaltenfülle erst in diese kahlen Wände hineinlegen. Wenn ich nicht irre, so war die Baulichkeit auch schon einmal renovirt worden seit den Tagen, wo der frühverwaiste Isaak Markus aus ihr in die Welt hinausgezogen war.

12.

Das Incognito war eine von Jost's Lieblingscapricen. Namentlich auf Reisen gefiel er sich darin, den unbedeutenden Durchschnittsmenschen zu spielen und verwandte die ganze harmlose Schalkhaftigkeit seiner Natur auf die Durchführung dieser Rolle. Denn eben deshalb, weil er seinen tüchtigen Menschenwerth instinktiv erkannte und wußte, welche hohen Güter er dem neidischen Geschicke abgetrotzt, fand er zuweilen eine Art neckischer Lust daran, sich dieses Werthes vor der Welt zu entäußern.

Folgendes artige Abenteuer knüpfte sich für ihn an eine Ferienreise in die sächsische Schweiz und nach Böhmen. Es war eine geraume Frist vor der Zeit der Eisenbahnen, und Jost, von seinen Fußwanderungen im Gebirge ermüdet, suchte eine Fahrgelegenheit nach Prag zu erhalten. In der That war eben noch ein Sitz in einer Miethkutsche frei, die von mehreren vornehm thuenden jüdischen Damen eines Prager Hauses bereits besetzt war. Nur mit vielen Umständlichkeiten und als eine Art Gnade wurde ihm der leere Sitz eingeräumt, und dann fühlte er sich von ihrem stolzen Gebahren so recht eigentlich in die Ecke gedrückt. Wie er sich auch setzen oder sein weniges Gepäck unterbringen mochte, er fühlte sich aufs ungemüthlichste terrorisirt, und seine reizlose Erscheinung wollte lange vor den Augen seiner Reisegesellschaft keine Gnade finden. So wurde ein Meilenstein nach dem anderen zurückgelegt, bis endlich die gähnende Lange-

weile die Frauen zwang, so nach und nach Namen, Gewerbe, Woher und Wohin aus dem neuen Gefährten herauszufragen. Dies Alles geschah mit vornehmer Gönnermiene und jener beleidigenden Herablassung, wie sie die Geldaristokratie bekanntermaßen als ihr übliches Vorrecht handhabt. Jost ertrug das Unvermeidliche mit seinem gewohnten Gleichmuthe und mit jener echten Urbanität, die seine Beziehungen zur Frauenwelt zu allen Zeiten auszeichnete. Allmälig aber sah er sich mit etwas mehr Rücksicht behandelt; denn gesprächsweise stellte es sich gar bald heraus, daß er so manchen guten und geistig hochstehenden Mann in der böhmischen Metropole kannte und überhaupt in den dortigen gebildeten Kreisen kein Fremdling war.

Als man am Ziele der Fahrt angelangt, war die Bekanntschaft doch schon so weit gediehen, daß die ältere Dame nicht weniger thun konnte, als ihm eine allerdings noch sehr steife Einladung nach ihrem Hause zu ertheilen. Jost, von einem Zuge der Neugier getrieben, stattete seinen Besuch ab und wurde auf die auszeichnendste Weise empfangen. Die Frau vom Hause machte ihm eine förmliche Ehrenerklärung. Ihr besser unterrichteter Gatte hatte, als sie ihm den Namen des Fremden nannte, sie auf das Ungeziemende ihres kalten Vornehmthuns aufmerksam gemacht; und sie hatte sich seitdem so manchen beißenden Spott müssen gefallen lassen.

Innere Tüchtigkeit ist im Allgemeinen bekanntlich nur von halber Wirkung, ohne jenen feinen Takt, der stets zur rechten Zeit und am rechten Orte in den Gang der Ereignisse thätig eingreift. Was der Witz beim Wissen, das ist der Takt beim Handeln: das bewegende Pendulum einer kräftigen Natur. Der Takt setzt das Wollen eines festen Charakters in Einklang mit den Gegenströmungen einer feindlichen Außenwelt. Von dem glücklichen Takte, der ihm eigen war, hat der Verfasser der Is-

raelitengeschichte in seinem kulturstiftenden Leben häufige und unleugbare Proben abgelegt. Galt es, ein Aergerniß zu verhüten, so verstand seine sonst so zurückhaltende Natur keinen Spaß.

Dies erfuhr unter Anderen einmal ein literarischer Abenteuerer, eine Art Wundermann, der in Berlin während der sogenannten Genieperiode sein Wesen trieb. Von jeher war ja Krieg und mußte Krieg sein zwischen dem in der Wissenschaft sich redlich Mühenden und dem sich's bequem machenden Schwindler. Zu einer Zeit, wo es galt, dem Judenthume in der europäischen Menschheit einen Boden frischer Anerkennung zu erobern, mußte die Anmaßung marktschreierischer Halbwisser ganz besonders störend empfunden werden. Wenn man sah, wie leicht es jenen Parasiten am Gesittungsbaume wurde, von Behörden und nichtjüdischen Autoritäten, die doch sonst von Freundschaft gegen Israel nicht gerade überströmten, glänzende Zeugnisse und Empfehlungen zu erbetteln, so wurde man beinahe versucht, an einen wohlangelegten Plan zu glauben. Vielleicht meinten übelwollende Aristokraten, sich in dieser Weise spottwohlfeil mit den besseren jüdischen Bestrebungen abzufinden; oder es galt wohl gar, die Thätigkeit edlerer jüdischer Geister durch Ermuthigung dieser gemeinen Konkurrenz zu verhöhnen.

Das echte Talent hat den Konservatismus des Herzens, ihm ist eine tiefe Pietät zu eigen; denn es hat einen Boden, es glaubt an einen Gott und eine Nachwelt. Nicht so der effekthaschende Virtuose: Der dient nur dem Augenblicke und muß verderblich wirken, weil er nicht in dem ewigen Boden treuer Geistesarbeit, sondern nur in dem täglich wechselnden Schauplatze, den er brandschatzt, sein Heim erblickt. Die Zeit des literarischen Schwindels ist auf jüdischem Gebiete leider noch lange nicht überwunden.

Je ärmer Berlin damals an einem Nachwuchs tüchtiger Ta-

lente war, desto mehr wimmelte es dortselbst zu Zeiten von solchen gelehrten Freibeutern des öffentlichen Wohlwollens. Das Auftreten des obenerwähnten Abenteuerers wird am besten mit Jost's eigenen Worten erzählt, weil jede Reproduktion den Eindruck doch nur schwächen müßte.

„Ich erinnere hier meine noch lebenden Jugendfreunde an einen abenteuerlichen, weißbärtigen Polen, welcher anfangs 1817 als ein Wundermann von Gelehrsamkeit nach Berlin kam, mit dem Anspruch, an der Universität einige Vorträge zu halten, wozu er wirklich die Erlaubniß erhielt. Er besaß etwa dreißig Zeugnisse, die er gedruckt vertheilte. Die angesehensten Philologen bezeugten ihm tiefe Kenntnisse in der Astronomie; die Astronomen bewunderswürdige Entdeckungen in den orientalischen Sprachen; Fürsten sprachen von seiner Weisheit; große Generale von seiner Alterthumskunde; adelige Gutsbesitzer von seiner geistreichen Grammatik; Damen von seiner herrlichen Auslegung des hebräischen Bibeltextes u. s. f. Er suchte auch die jüngere Welt in Berlin für sich zu gewinnen. Wir lachten über die ganze Erscheinung. Da wir aber besorgten, er möchte aus der Erlaubniß, öffentlich zu lesen, einen Ernst machen, der uns Allen nachher bitteren Spott zuziehen könnte, so verabredeten wir, ihn um eine Privatvorlesung zu ersuchen. Er ging darauf ein. Ich hatte einen ziemlich geräumigen Schulsaal, richtete denselben feierlich her und bat alle jüdischen Notabilitäten und alle jüngeren Freunde, der Vorlesung anzuwohnen. Wohl fünfzig bis sechzig erschienen, darunter auch Bendavid und David Friedländer. Der Wundermann trat ein, hüllte sich wie zu einem heiligen Akt in seinen weißen Gebetmantel und begann dann in einem grausamen Kauderwälsch ein verworrenes Geschwätz, das nicht zum Anhören war. Die beiden genannten Männer verließen nach einer halben Stunde mit Entrüstung den Saal, die jüngeren Zuhörer folgten ihnen lachend, nach und nach war der Saal leer. Er aber schwatzte immer fort, bis er sich ganz allein sah. Unser Zweck war erreicht; die Erlaubniß ward auf die Kunde von dieser Probe zurückgenommen. Wir legten auf den ganzen Spaß so wenig Gewicht, daß mir sogar der Name der Mannes entfallen ist."

Aktenmäßige Darstellung &c. Vgl. auch: „Vor einem halben Jahrhundert", in den Sippurim, B. 3.

Wo immer ein größeres Gesellschaftsleben in zwiespaltigen Interessen einander durchkreuzt, da giebt es zahllose Irrungen und kleine Kriege, welche die Signatur des Gesammtlebens mit bestimmen helfen. So entstehen Reibungen, große und kleine Verlegenheiten, Embarras, deren geschickte Lösung und Entwirrung der diplomatischen Fertigkeit gesellschaftlicher Vermittler beständige Arbeit geben.

Unser Freund hatte in solchen Stücken seine eigene Methode: er durchschaute mit psychologischem Scharfblick ziemlich schnell den Sitz des Konfliktes, und er hatte zugleich mit den Schwächen und Sonderbarkeiten seiner Mitgeschöpfe eine unbesiegbare Geduld.

In Berlin hatte er stets einen größeren Zirkel um sich, worin jüngere Männer, Schriftsteller, Studirende u. A. zahlreich vertreten waren; und auch in der ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthaltes war sein geselliger Verkehr weit umfassender als später. An Gelegenheit also, seine vermittelnde Thätigkeit zu üben, fehlte es hier sicher nicht. Er besaß die Scheidemünze der Klugheit neben dem Golde der Weisheit; und wenn es galt, einem seiner Gefährten kleine Verlegenheiten und Beschämungen zu ersparen, so ließ er sich keine Mühe verdrießen.

Dies erfuhr auch einmal einer seiner Berliner Hausfreunde, ein junger Dichter, welcher von allen neun Musen und nicht weniger vom preußischen Patriotismus begeistert, irgend eine Schlacht des siebenjährigen Krieges in einem langathmigen Epos besungen hatte. In naiver Unkunde der gesellschaftlichen Verhältnisse wollte er das ganze lange Ding im Jost'schen Hause, und wenn ich nicht irre, sogar an einem einzigen Abende, vorlesen. Jost, der mit kritischem Auge das Fiasco voraussah, welches die preußischen Hexameter in einer geistig verwöhnten und blasirten Gesellschaft machen mußten, richtete es so ein. daß am

bestimmten Abende nur wenige vertraute Freunde zugegen waren. Diese zeigten die liebenswürdigste Ausdauer, hielten, wenn sie gähnen mußten, fein manierlich das Taschentuch vor den Mund und waren zuletzt mit ihrer Anerkennung keineswegs knickerig.

Anknüpfend an diese Mittheilung erzählte ich einen kleinen Vorgang verwandter Natur aus der Zeit meines Wiener Aufenthaltes. Aus der ziemlich großen Menge meiner damaligen literarischen Bekanntschaften besuchte mich eines Tages ein junger Dichter — es ist ganz enorm, was diese Menschenklasse im Besuchen leistet — und überraschte mich mit der Mittheilung, daß er ein Lehrgedicht über die Bienenzucht und den Bienenstaat beendigt hätte. Bei dieser Nachricht gewahrte ich auch schon das Manuscript deutlich aus seiner Rocktasche hervorgucken. Ich war, wie jener Nasen-Stern in Heine's „Rabbi von Bacharach", doch nur ein „einzelner Mensch", und hatte nicht die Hülfsmittel des Jost'schen Haushalts, mußte also auf ein Auskunftsmittel bedacht sein. Ich unterbrach daher meinen Besuch mit der Bemerkung: das Beste, was bis jetzt über die Bienen gedichtet worden, habe ein gewisser Publius Virgilius Maro, ein römischer Literat aus der Zeit des Augustus, vor etwa 1900 Jahren im vierten Buche seiner „Georgika" zuwege gebracht. Mit diesen Worten hatte ich meinen Virgil bereits aufgeschlagen; und bevor mein poetischer Gast noch zu Worte kommen konnte, befand er sich mit mir bereits in der Mitte des römischen Meisterwerkes. Durch diese Zwischenbemerkung wurde das Gespräch auf literarische Klientel im Allgemeinen hingelenkt.

„Es ist gar keine Frage, — sagte Jost, — daß Ermunterung das schönste Geschenk ist, welches man einem werdenden Talente machen kann, und von weit größerem Werthe als jede andere Gutthat. Allein die Ansprüche werden allerdings manchmal gar zu weit getrieben. Die jungen Autoren wollen nicht blos diplo-

matisch, nein, sie wollen verschwenderisch gelobt sein. Wer alsdann in die Nothwendigkeit kommt, ablehnen zu müssen, der lasse es wenigstens an belehrender Offenheit nicht fehlen; und er hat dann jedenfalls sein schriftstellerisches wie sein Menschengewissen gerettet."

„Viele Meister der schreibenden Zunft — ließ ich hier einfließen — machen sich die Einschüchterung eines jugendlichen Strebens gar zu leicht. Einer meiner Freunde brachte eines Tages einem bekannten jüdischen Prediger, der selbst als Dichter manches Schöne zu Tage gefördert, einen dramatischen Versuch, betitelt: ‚Kain‘, zum Durchlesen. ‚Nun ja,‘ sagte der große Mann, ‚auch Lord Byron hat einen ‚Kain‘ geschrieben.‘ Die vermeintliche Moral dieser weisen Redensart ist aber nicht weit her; sie gründet sich auf den Kanon des Heroenkultus, wonach nur einzelne durch die Gunst der Umstände bereits Hochgestellte berechtigt wären, gute und schöne Dinge zu vollbringen."

13.

Fremde Geheimnisse waren dem guten Historiker heilig; und er, der so trefflich zu reden verstand, übte die Kunst des Schweigens mit gleicher Meisterschaft. Nicht ein gegebenes Versprechen, nein, es war echte Seelenkeuschheit, die seine Lippen versiegelte. Eine Menge kleiner Stadtgeschichten fanden in den Weiten seines Geistes Raum, und die geheime Chronik seiner Umgebung hatte lange darin gewohnt, bevor der Gang der Ereignisse ihr Oeffentlichkeit geliehen hatte; denn es fehlte ihm weder an Aufmerksamkeit für das Detail noch an jener Neugier, die eine Eigenthümlichkeit schöpferischer Geister ist.

Als er im Spätsommer 1859 zu Badenweiler seine Ferien verlebte, machte er die Bekanntschaft eines jungen Autors, der ihn in das Geheimniß seiner literarischen Pläne einweihte; und so vorübergehend auch das Interesse war, das hier auf dem Spiele stand, so hat er doch jenes Geheimniß mit ins Grab genommen.

Vielleicht ist hier auch der geeignete Platz, etwas von seinem Verhältnisse zur Freimaurerei zu sagen. Gleich allen in der Avantgarde des Liberalismus stehenden Männern der Frankfurter Gesellschaft gehörte auch Jost diesem großen Menschheitsbunde an. Allein für die gebildeten Israeliten der Freistadt hatte die masonische Verbrüderung doch noch eine viel höhere Bedeutung als für ihre christlichen Bundesverwandten. In den

christlichen Logen fanden hinter den ritualistischen Schlagwörtern: „Freiheit", „Humanität", „Licht„ u. s. w., die politische Reaktion, der Servilismus, der Geburtsstolz, der Obscurantismus aller Schulen, die konfessionelle Absonderung mitunter eine recht bequeme Zufluchtsstätte. Für den gebildeten Israeliten dagegen, welcher damals noch von der nichtjüdischen Loge streng ausgeschlossen war, enthielt die speziellere Verbindung, die er für sich und die Seinen gegründet hatte, ein Kleinod des freien Seelenschwunges von ganz unberechenbarer Kostbarkeit. Jüdische Männer von großer sittlicher Unternehmungskraft hatten die rituellen Geheimnisse des Ordens nicht ohne Mühe und Ausdauer von England oder Schottland herübergeholt; und die beiden israelitischen Logen: „Sokrates" und „Zum Adler" umschlossen in der That Alles, was die jüdische Gesellschaft Frankfurt's an Geistesblüthe und feiner Gesittung damals besaß.

Mir, der ich zu jener Zeit den Gedankenkreis der Loge lediglich aus Goethe's jüngerer Orpheus-Poesie und aus Lessing's Freimaurergesprächen halbdeutlich ahnen konnte, gewährte es zuweilen eine anziehende Beschäftigung, meine maurerischen Freunde in ein eingehendes Gespräch über den Nutzen und die Tragweite der Logenthätigkeit zu verwickeln. Dazu bot sich um so leichter Gelegenheit, weil der gesellige Vortempel des masonischen Bundes für die Zwecke des Kaffeetrinkens, der Zeitungslektüre und ähnlicher harmloser Beschäftigungen auch den Nichteingeweihten ohne große Schwierigkeit offen stand.

„So edel auch die Zwecke der Maurerei sein mögen — sagte ich einmal während eines abendlichen Spazierganges zu dem Historiker — der Einwurf ist noch niemals befriedigend beantwortet worden, daß es in unserer Zeit mit ihrem lebendigen Verkehr und ihrer geistigen Durchsichtigkeit absolut keine solchen Geheimnisse geben kann, deren Bewahrung der Bemühung werth

wäre. Und gäbe es wirklich solche Geheimnisse, die wichtige Wahrheiten betreffen, so behaupte ich, es ist nicht recht und wohlgethan, daß sie Geheimnisse bleiben. Man sollte je eher je lieber die Thüren weit aufthun, um die Menge zum unverwehrten Besitze dieser Wahrheiten zuzulassen."

Jost machte seinerseits den historischen Standpunkt geltend; er wies auf das Gute hin, was die Logen bereits in engeren und weiteren Kreisen gewirkt hätten. Er verhielt sich ausweichend; und als wir inzwischen an jener Stelle der Friedberger Anlage angelangt waren, wo der Weg nach dem städtischen Friedhofe abzweigt, sprach er, mit der Hand nach der Gräberstraße deutend, mit seltsam gehobener Stimme: „Mehr darf ich nicht sagen: diesen Weg müssen wir Alle gehen!"

Im Zusammenhange mit mehrfachen Wahrnehmungen wollte es mir indeß später scheinen, als ob der in vielen Stücken einsame Denker sich mehr der älteren, orthodoxeren Ansicht von dem Maurerwesen zugewandt hätte als der von Lessing betonten rationalistischen, weltbürgerlichen. Lessing hatte in der kurzen Widmungsepistel zu „Ernst und Falk", gerichtet an den Herzog von Braunschweig, gesagt:

„Das Volk lechzet schon lange und vergeht vor Durst."

Zu dieser reinen Höhe, dieser edeln Sehnsucht, seine gesammte Gattung mit schattenlosem Lichte zu tränken, hatte sich der Annalist noch nicht erhoben, dessen Wahlspruch vielmehr häufig das stolze Horaz'sche Wort zu sein schien:

"Odi profanum vulgus et arceo."
(Ich hasse die weihelose Menge und halte sie fern von mir.)

Allein Lessing hatte das tiefsinnige Wort hingeschrieben, daß

„Loge sich zur Freimaurerei verhält wie Kirche zum Glauben;"
Ernst und Falk, Gespräch 4.

und in diesem Satze bot sich den jüdischen Denkern jener

Uebergangsperiode eine weite, geistige Freistätte für ihr etwas gestörtes Verhältniß zu den Riten des Väterglaubens.

Die Bahnen des Geisteslebens sind oft bis zum Wunderbaren geheimnißvoll; und für edle Menschen genügt nicht selten der schwächlichste Kompromiß, um darauf einen lebensfrischen Gedankenbau thronen zu lassen. Die Zeitgenossen der Jost'schen Epoche hatten die gottesdienstlichen Formen der älteren germanischen Synagoge verwelken sehen; sie standen den Verjüngungsversuchen der nächstfolgenden Jahre mit scheuem Mißtrauen gegenüber, weil das Volk, verleitet von seinen offiziellen Fromm-Machern, ihnen bis jetzt noch mit kalter Fremdheit den Rücken wandte. Der Tempel jener Vorkämpfer war und blieb deshalb für längere Zeit noch der unsichtbare Sprechsaal ihrer Großgeister aus entschwundenen Jahrhunderten.

Als ein Bekannter den Verfasser der Israelitengeschichte einmal fragte, ob er bei einem gewissen Anlasse den Gottesdienst besucht hätte, antwortete er mit seiner gewöhnlichen kaustischen Trockenheit: „Schon seit zwanzig Jahren pflege ich kein Theater mehr zu besuchen."

Es thut mir leid, diesen Ausspruch von dem hochstehenden Geiste anführen zu müssen; allein der Wahrheit vor allem die Ehre! War der gute Isaak Markus deshalb religionslos? Nicht blos in seinen Schriften, — denn auch die liebewärmsten Stellen darin könnten der literarischen Hypokrisie geziehen werden, — sondern noch viel mehr in seinem gesammten Lebensprogramme, das tiefe Gläubigkeit an das Walten eines guten Prinzips ausspricht, athmet ein erhabenes Gefühl für die übersinnlichen Ideen und Erkenntnisse, zwischen denen das Leben der Menschheit rotirt. Er bezeugt bewundernd die Thatsache von der ewigen Fortdauer des Judenthums, als

„**eines lebendigen Denkmals und Zeugnisses uralter Offenbarung.**"

Geschich. d. Judenth., B. 1, S. 6.

Er beugt sich gläubig vor der messianischen Kraft des Israelsberufes in ihrer Einwirkung auf die Völkergeschicke.

„So wurden die Gluthen, — sagt er — welche den Tempel verzehrten, die Morgenröthe der jüdischen Religion, und die Stürme, welche das Volk nach allen Himmelsgegenden verstreuten, die Vorboten einer neuen Schöpfung, von deren Segnungcu in rascher Entwicklung bald alle empfänglichen Völker ihren Antheil empfingen." Ibid.

Nur wenig fehlte, so wäre er für eine leibliche Wiedergeburt, eine physische Palingenesie Israels eingestanden. In einem der früheren Bände seines älteren Geschichtswerkes findet sich, glaube ich, — denn ich citire aus dem Gedächtnisse — das merkwürdige historische Paradoxon, welches besagt, daß Israel auch als politische Körperschaft vielleicht hätte fortleben können, wenn es sich nur ein ganz klein wenig unter der Raubsucht der römischen Proconsuln geduckt hätte. Die Bundeshülfe des aufblühenden Partherstaates und eine kluge Benützung der Zeitverhältnisse hätten dann mit Leichtigkeit das Uebrige vollbracht.

Allein die Reform der Zwanziger und Dreißiger Jahre wollte den maßgebenderen jüdischen Schriftstellern jener Epoche nun einmal nicht munden. Sie marschirte ihnen entweder zu langsam oder zu schnell; sie war ihnen nicht wissenschaftlich genug; das viele Predigen erregte Anstoß und allerdings auch allerlei menschliche Eifersucht. Einige klagten über allzu große sentimentale Zerflossenheit; und unserem Jost war besonders der empfindsame Ton in der Seele zuwider, vielleicht deshalb gerade, weil er seine sonst so kräftige Natur selbst nicht ganz frei von einer empfindsamen Beimischung wußte. Andere fanden die Nachahmung und Anpassung an die naturalistische Schule des Protestantismus viel zu auffallend und weitgehend; und diese letzteren Klagen waren gewiß nicht unbegründet. Jost aber, der gerne damit prunkte, wenn die künftigen Frankfurter Pfarrher-

ren und Konsistorialräthe, welche für jetzt noch in Marburg oder Jena studirten, ihn in den Ferien besuchten, wollte doch sein bischen Judenthum von all den künstlichen Inkrustationen klar gestellt sehen.

Wahrhaftig die lehrhafteren Geister jener Tage hätten es gerne gesehen, wenn das Judenthum sich zu einem Basedow'schen Erziehungsinstitute oder Philanthropinum verflacht hätte. Es herrschte weit und breit eine sehr antirabbinische Stimmung: man betonte immer die Wichtigkeit des Jugendunterrichts und Lehrerstandes und stichelte beständig auf die Rabbiner. Zunz, Fürst, Jost, in neuerer Zeit auch Grätz, liebten es, sich in Invectiven gegen die reformistisch angehauchten Religionsweiser zu ergehen. Die ganze Literaturepoche wimmelt von Rücksichtslosigkeiten gegen Gesangbücher, Orgel, Kultusreform und andere sehr harmlose und sogar äußerst nützliche Dinge. Zunz brachte es bei seinem sonstigen Radikalismus in politischen und philosophischen Dingen fertig, 1844 ein sehr konservatives Gutachten über die Beschneidung abzufassen (Gesammelte Schriften, B. 2, S. 191 ff.) und damit in dem damals zu Frankfurt am Main ausgebrochenen Kompetenzkonflikte auf konservativer Seite Stellung zu nehmen. Derselbe Zunz wußte über die Tefillin gar artig zu allegorisiren und pietätsvoll zu schwärmen (Ib., S. 172. ff.), und zwar nicht etwa über den sinnbildlichen Tefillin-Begriff, welcher nur Andacht am Sitze des Gedankenlebens ausdrücken will, sondern über die leibhaftigen rabbinisch-talmudischen Doppelkapseln, Philakterien und Riemen, mit welchen sich der Verfasser der „Gottesdienstlichen Vorträge" gewiß seit den Wolfenbütteler Tagen auch im entferntesten nicht mehr bemüht hatte. Jost hat sich über diese doktrinäre Querköpfigkeit seines ehemaligen Schulkameraden oft schwer geärgert, besonders wenn er an die jugendschönen Berliner Tage sich erinnerte, wo die Beiden

die Carmagnole der jüdischen Denkfreiheit mit verzeihlicher Lebenslust zusammen getanzt hatten.

Das Hamburger Gesangbuch und Tempelritual hatte in den vorgeschrittensten Kreisen der jüdischen Gesellschaft ebenso erbitterte wie versteckte Gegner, wie man aus den bezüglichen Kundgebungen des Fürst'schen „Orient" sehen kann. Die Juste-Milieu-Partei einiger charakterloser jüdischer Lebemänner wußte sogar unseren Heinrich Heine zu einer grimmigen Widersacherschaft gegen die Tempelreform zu verhetzen. Dieser Mann der genialen Kontraste irrlichtelirte damals noch in romantischer Unbestimmtheit zwischen Judenthum und Taufe, Urmenschenthum und dem Hegel'schen absoluten Geiste umher. Er war beständig unterwegs zwischen Hamburg, Lüneburg und Berlin; und seine inzwischen veröffentlichten Briefe aus jener Zeit an Wohlwill, Moser u. A. athmen einen wahrhaft Guelfischen Haß gegen Kley, Auerbach und andere Väter der vielverschrienen jüdischen Neologie. (Werke, B. 19, S. 75. 172 f., u. a.)

„Meine Vorliebe für das konsequente und rigoröse Rabbinenthum — läßt er sich im November 1883 vernehmen — lag schon vor vielen Jahren in mir als ein Resultat historischer Untersuchungen, nicht als apriorische Annahme, oder gar G. G. Cohen'sche Tagesberechnung."

Ib., S. 173.

Und das glaubt ihm Grätz, (B. 11, S. 389.) aufs Wort: Credat Judaeus Apella!

Leopold Dukes[17]) machte es anders. Der athmete seinen Unmuth in neuhebräischen satirischen Gedichten aus, die so glatt und melodiös waren wie die besten Sachen, zu welchen der Hunger den Castilier Alcharisi[18]) einstmals gegen filzige Mäcene begeistert hatte, und so spitz zugeschliffen, wie ein italienisches Stilett. So oft ich den federgewandten Preßburger in seiner

mehr als bescheidenen Londoner Mansarde besuchte, so regalirte er mich mit einem neuen derartigen Machwerke seiner sarkastischen Muse; und unser Lachen beim Durchlesen des sonderbaren Produktes hallte weithin durch das Häusergewirr von Finsbury.

Am schlimmsten vielleicht verfährt aber Grätz. Für das kleinste polnische Lümpchen hat er ein patronisirendes Lächeln; und es — nämlich das Lümpchen — nebst seinem Sepherchen (= Büchlein) wickelt er sehr säuberlich in das Seidenpapier seiner historischen Reflexion und reiht es seinem großen geschichtlichen Herbarium an. Ich bewundere die Geduld des Mannes; denn wenn er den bezüglichen Fürther oder Dyrnfurther Druck in Breslau oder Berlin um keinen Preis aufzutreiben vermag, so unterläßt Grätz niemals, mit wichtiger Miene ausdrücklich zu bemerken: „Auch hat der Genannte eine halachische oder decisorische Arbeit der Welt gegeben.“ Für die lichtfreundlichen Lehrer in Israel aber hat der fleißige Breslauer kein Wort der Anerkennung und erbarmenden Nachsicht. Leopold Stein's periodenumspannendes Wirken wird keiner Erwähnung für werth gehalten; Holdheim wird verlästert und bis in sein Privatleben hinein mit der kritischen Loupe den Lesern vordemonstrirt; Abraham Geiger wird nicht mit Namen angeführt, sondern kennbar mit zwei Worten als „ein Dritter“ für immer eingesargt; der edle Stürmer J. S. Reggio[19]) als ein flacher Schrullenjäger von der Bildfläche weggewischt.

In den Kreisen der gutgestellten jüdischen Lehrer an den Stadtschulen wurde ebenfalls nicht wenig gegen das moderne Rabbinerthum agitirt. Während die hungernden Normallehrer der früheren Jahrzehnte sich als recht nützliche Kampfgenossen des rühmlichen geistigen Unabhängigkeitsstreites bewährt hatten, — man denke nur an Moses Philippson[20]), Joseph Wolf[21]), Aaron Halle Wolfsohn[22]), Bensew[23]), Herz

Homberg[24]), Maison-Frankfurter[25]), Michael Heß und so viele Andere — so stellten sich diese ihre von der Lehrernoth emanzipirten jüngeren Kollegen, von Dünkel und blassem Neide beherrscht, nicht selten sehr undankbar dem modernen Geiste gegenüber. „Die Rabbiner haben es gut," so klang das stäte Gerede dieser Menschen; und abermals: „die Rabbiner haben es gut; denn sie brauchen nur zu predigen, und wir, wir müssen in Hitze und Kälte beständig unterrichten." Es ist vielleicht hier nicht der geeignete Ort, auf das durchaus Irrige solcher Redensarten näher einzugehen; die Zeit aber dürfte nicht allzu fern sein, wo man einsehen lernt, daß nicht blos viel zu viel gepredigt, sondern auch zu vielerlei gelehrt wird; wo die echte Volkskraft, angewidert von dem modernen Scholasticismus, sich wieder vertrauend und verjüngungsdurstig an sich selbst wendet, trotz der vielgepriesenen Pädagogik, Didaktik, Methodik, Katechetik und sonstiger— —ik.

Wahrlich der Geduldfaden mußte auch dem Sanftmüthigsten reißen, wenn man sah, wie eine gewisse Klasse jüdischer Schullehrer in blasser Nachahmung ihrer christlichen Kollegen den ganzen, lieben langen Tag von der Schreib-Lese-Methode und von der Methode im Allgemeinen und im Besonderen, und von der Didaktik und Pädagogik und wieder von der Pädagogik zu salbadern sich gewöhnt hatten, gerade als ob diese Dinge wirkliche babylonische Turmbauten wären, mit denen man nur durch die philosophische Weisheit dieser Herren zu Stande kommen könne. Namentlich werde ich durch diesen Gedankengang unwiderstehlich an so manche Szenen meines Münster'schen Amtsmartyriums gemahnt, eine Epoche, deren Daten ich zur Förderung der Wahrheit und Gerechtigkeit in einem besonderen Buche: „Monasteria", des genaueren aufzuführen mir vorgenommen habe. Menschen, deren ganzer Lebenslauf kaum etwas Anderes war als ein per-

manentes Komplott gegen die Wohlfahrt ihrer Kollegen; Menschen, die einen Triumph darin erblickten, ihre Amtsbrüder um Brod und Ehre zu bringen, erdreisteten sich, bis zur ekelhaftesten Wiederholung als Welt- und Jugendverbesserer das große Wort zu nehmen. Es ist wahr, sie verriethen dabei nur die Gedankenleere und Rohheit ihrer kleinen Seelen; und die Zeit, die Alles richtet, hat bereits über einige der Schlimmsten dieser Sippschaft ein ernstes Gericht gehalten; allein der Schaden, den sie durch innere Unwahrheit und Hypokrisie angestiftet, wird dadurch nicht wieder gut gemacht.

Von der Scheinheiligkeit der Pfaffen zu sprechen, ist in Schriftthum und Leben längst ein stehender Brauch geworden; und allerdings war Grund dazu vorhanden, wenn man an die schlimmen Dienste denkt, welche die Hierarchie zu verschiedenen Zeiten der Menschheit geleistet. Allein ist die Geistlichkeit denn wirklich die einzige Körperschaft, die sich gleichsam auserkoren dünkt, mit gewissen Phrasen und Kunstwörtern der Menge etwas weis zu machen, die innere Hohlheit des Wesens und der Gesinnung zu überkleiden? Ueberall wo man mit gewissen Berufsfloskeln und hochtönenden Ausdrücken um sich wirft, die mit dem Leben und Handeln in schnödem Widerspruche stehen, sei es in der Juristerei, der Politik, dem Militärwesen oder dem blosen Gewerbsstande: da kann ich meiner Treu weiter nichts gewahren als Hypokrisie und abermals Hypokrisie in den abstoßendsten Formen. Und die Schulleute, welche mit wohlfeiler Schönrednerei und angelernten Kraftausdrücken sich hervorthun, auch sie mißbrauchen das Heilige zu selbstsüchtigen Zwecken. Sie sind um kein Haar besser als andere Scheinmenschen und Hypokriten; und es giebt heutzutage auf den Kathedern beinahe noch schlimmere Heuchler als unter Loyola's Schülern. Die besseren Mitglieder des Erzieherstandes nehmen mir diese Rüge gewiß nicht

übel: sie wissen ja, wen ich meine, und sie haben von diesen ihren tiefer stehenden Berufsgenossen bekanntlich selbst Schweres zu erleiden. Allein so ein gespreizter Schulfuchs, der sich nach oben duckt, nach unten maßlos aufbläht, ein Mensch unverträglich und vom blassen Neide besessen, dabei flach und hohl bis zur Durchsichtigkeit; ein Solcher mit seiner ewigen Litanei von Volkswohl, Jugendveredlung und Sittenverbesserung ist mir persönlich der ungemüthlichste aller unleidlichen Gesellen.

In Frankfurt war es nun in der Praxis allerdings nicht so schlimm. Heß und die meisten seiner Genossen waren in der That gute, ernstlich bemühte Menschen, schwer arbeitende Beamte, wohlmeinende und erfahrene Erzieher. Allein in der Theorie und in langweiligen Broschüren grassirte dabei der unfruchtbarste pädagogische Scholasticismus, die zwecklosefte Phrasenreiterei. Schon die Titel der verschiedenen Heß'schen und Stern-schen Prüfungs-Programme können die Entbehrlichkeit dieser ganzen Literatur ins gehörige Licht stellen. Von Heß besitzen wir beispielsweise die Hefte: „Ueber den Einfluß der Sprache aufs Denken", 1827; „Ueber die Wirkung der Gewohnheit auf die Sprache", 1854; „Ueber die Anwendung des Ehrtriebs in der Erziehung", 1839; „Ueber den Einfluß der intellektuellen Bildung auf die sittliche Vervollkommnung", 1853, und Aehnliches. Siegmund Stern schrieb: „Erziehung zur Wahrhaftigkeit", 1860; „der weibliche Beruf und die Erziehung für denselben", 1859; „Erziehung zur Pflichttreue", 1857, u. a. Man begreift kaum, wie so geistvolle und praktisch erprobte Männer sich fast ihr Lebenlang mit so unfruchtbaren Theorien abmühen konnten. Das muß man sagen, unter dem Direktorate des Dr. Bärwald ist es in dieser Beziehung vielfach besser geworden: ein frischer Ton, eine moderne Zugluft scheint in das Philanthropinum wieder eingedrungen zu sein, und man ist

wohlweislich zur Stoffesfülle und Einfachheit der besseren Pädagogik zurückgekehrt.

Die Engländer, die doch bekanntlich einige große Männer, namentlich Staatslenker, ausgebildet haben und die sich daher wohl gewisser Erziehungsresultate rühmen können, die stolzen Briten lachen uns nur aus mit unserer ewigen Didaktik. Selbst Matthew Arnold, einer der größten Bewunderer des Deutschthums, welchen die angelsächsische Race hervorgebracht hat, gesteht in seinem Buche: "Schools and Universities on the Continent" zu, daß er aus der deutschen Unterrichtstheorie niemals habe recht klug werden können.

Indessen könnte über die Schrullen und Excentricitäten gewisser jüdischer Schulmeister als über ein harmloses Privatvergnügen mit Gleichgültigkeit hinweggegangen werden, wenn die Anmaßlicheren dieses im Uebrigen so ehrenwerthen Standes es sich nicht hätten einfallen lassen, gegen die lichtfreundlicheren Rabbiner und gegen die Reform überhaupt in der schroffsten Weise Fronte und Opposition zu machen.

Etwas Verfehlteres und Verderblicheres aber als dieses denkfaule und mundfleißige Lästern auf die noch junge Reform kann ich mir überhaupt nicht denken. Es ist die möglichst selbstmörderische Verwüstung des eigenen Geistesbodens, weshalb ich auch hier den Anlaß ergriffen habe, vielleicht ausführlicher als eben nothwendig, auf diese Dinge einzugehen. Die Verdienste der synagogalen Verbesserung um die Erzeugung eines besseren Gesammttones sind in der That viel umfassender als die bornirte Kurzsichtigkeit der Alltagsmenschen zu würdigen vermag. Kein Billigdenkender wird natürlich verlangen, daß die paar Orgelsynagogen die große theologische und dogmatische Zeitfrage in befriedigender Weise und in so kurzer Zeit hätten lösen sollen. Den schwer zu beseitigenden Indifferentismus des neuen Welt-

alters hat die Reform nicht geschaffen, sondern vorgefunden; und das Judenthum ist eben ein so durchgeistet subtiles Kunstwerk, daß zu seiner Bewältigung und richtigen Behandlung eine lange Denkübung erfordert wird. Ueberhaupt bleiben jene Konflikte am längsten ungelöst, deren Lösung man sich als gar zu leicht vorgestellt; und von Siegen, die im Handumdrehen erfochten werden, ist vollends nichts zu halten.

Wenn man sich aber überzeugen will, daß der jüdische Fortschritt eine Wahrheit ist; wenn man überhaupt das Judenthum von seiner schönen und liebenswürdigen Seite kennen lernen will, dann merke man sich zuerst die Oerter, wo man n i c h t hingehen soll. Man gehe bei Leibe nicht in das **Bet-hamidrasch hagadol**[26]) zu New York oder Chicago; man besuche nicht die Conventikel, wo der Mainzer „Israelit" gelesen wird; man verirre sich nicht in die dumpfen Schiurstuben von Halberstadt, Hamburg, Frankfurt am Main, Würzburg u. s. w., wo wenig „Peschat"[27]) gelernt, aber desto mehr gefastet wird, und wo nicht nur der Leib sondern auch das Gehirn fastet, so daß man unwillkürlich an Rab Scheschet's Drohwort denken muß:

> „Ein Gelehrtenschüler, der aus dem Fasten eine Praxis macht, dessen Mahlzeit mag der Hund verzehren." Tanit 11 b.

Man setze sich auch nicht bei der dritten Sabbathmahlzeit[28]) reicher Amsterdamer und Wiener Fanatiker nieder, und wären es selbst diplomirte Kommerzienräthe und vielbelobte Proviantmeister des Jerusalemischen Bettels: denn man wird allda mit dem gewöhnlichen Hofstaate jener Fürstlichkeiten, dem Jeruschalmi und dem „Schaß"-Polak[29]), allzu leicht in e i n e n Topf geworfen. Wohl aber gehe man unter die intelligenteren Kreise rheinischer und norddeutscher Städte. Man besuche Köln, Worms, Alzey, nibelungenhaften Ruhmes, das b e s s e r e Berlin und das b e s s e r e Prag; und man wird zugeben müssen, daß es in Lehre und

Leben denn doch bedeutend besser geworden in Israel. Kann ja auch Grätz der Reform das Lob nicht verweigern, daß sie den schnöden Abfall vom Judenthume altmodisch und unpopulär zu machen verstanden.

„Die (Berliner) Reformgenossenschaft—sagt er—hatte die Christelei völlig überwunden. Von ihren Mitgliedern, die tausend Seelen zählen, ist keines, und auch von ihren Kindern keines zur Kirche übergetreten."
Gesch., B. 11, S 571.

In der That, man findet unter den Reformjuden so viele wahrhaft gebildete Menschen und Zustände, daß man sich über diesen Zuwachs an schönen Lebensformen ordentlich freuen muß. Welche ansprechende Geselligkeit, welche gastliche Liebenswürdigkeit! wie kurz das Tischgebet! wie geistig veredelt die häusliche Pesachfeier! wie viel behäbige Sicherheit und Zahlungsfähigkeit an der Börse und im Fabrikbetrieb! und — last, not least — welch intelligenter Aufblick gedankenbelebter, blendendweißer Frauenstirnen!

Wie nothwendig und wesentlich aber das geistig emanzipirte Weib zur Gesammterscheinung eines edeln Volkslebens gehört, das ist für den denkenden Reisenden und Schilderer fremder Sitten eine tief empfundene Wahrheit. Ein orientalisches Landschaftsbild entbehrt bekanntlich seines besten Schmuckes, wenn die syrische Christin nicht in der Dorfgruppe mit vertreten ist und neben türkischer Stumpfheit ihre monogomisch geadelten Formen der levantinischen Sonne zeigt. Und England's Frauenschönheit kommt erst bei den von beständiger Denkübung geschärften Augen der Unitarierinnen zu ihrem wahren Ausdrucke. Bei ihnen vermißt man gerne die übliche Ueberfülle seidenen Geschleppes, das militärische Roth der Shawls und Opernmäntel, das die Engländerinnen bekanntlich so sehr lieben, und das Juwelenfeuer geschnittener Steine. Und an solchen geistig gehobenen

Mädchen- und Frauengestalten ist, Dank der würdigen Beschäftigung und der besseren Geistesnahrung, jetzt auch in jüdischen Kreisen gottlob kein erheblicher Mangel mehr; Gestalten, von denen der Dichter sagt:

„Löscht alle Kerzen aus, die ihr zur Pracht
Auf euerm Hochzeitsfest verbrennen wolltet,
Ihr braucht für Judith nichts, was eitel glänzt."

Gutzkow, Uriel Acosta.

14.

Wie hat sich denn Jost zu den meistens so wohlgemeinten Reformbestrebungen der Synagoge eigentlich verhalten? Diese Frage dürfte sich dem Leser bei unserer langen, aber nicht ganz entbehrlichen Abschweifung im vorigen Kapitel bereits aufgedrängt haben. Im Anfang seines Auftretens ist allerdings viel borussisch Zugeknöpftes, Berlinisch Absprechendes, sarmatisch Rauhes in seinen Aeußerungen und Meinungen bemerkbar. Er sagt den Reformern einmal über das andere mal sehr schulmeisterliche Wahrheiten; er kanzelt sie ab nach rechts und links. Wir haben bereits gesehen, wie sehr Abraham Geiger Grund hatte, sich über ihn zu beklagen. Sogar seinem Gönner Jacobson werden derbe Dinge über die Unreife seines Standpunktes ins Gesicht gesagt, und Aehnliches wiederholt sich auch in seinem letzten Geschichtswerke bei Besprechung fast aller späterer Reformversuche. Wir werden den borussisch zugeknöpften Jost noch ab und zu zu Gesichte bekommen.

Für jetzt aber folgen wir einem nothwendigen Entwicklungsprozesse seiner edeln Natur, der ihn zu stets wärmerem Anschlusse an die fortschrittlichen Bewegungen der deutschen Synagoge heranzog. Die Hilfsquellen und Triebfedern zu solchem Umschwunge boten sich dem Historiker erst seit seinem Eintritte in das Frankfurter Leben, 1835, in wünschenswerther Fülle. Denn in Berlin waren sein Dasein und Geistesgang während des letz=

ten Jahrzehntes seines dortigen Aufenthaltes ziemlich isolirter Natur. Einer nach dem anderen seiner früheren Förderer und Vorbilder schied aus dem Leben. Jacobson starb 1828; David Friedländer vegetirte noch bis 1834, ein lebensmüder Greis; Bendavid, gestorben 1832, hielt sich, von Natur einsilbig, sehr im Hintergrunde. Mit den Bestrebungen des Berliner Kulturvereins war Jost frühe zerfallen; zwischen Zunz und ihm scheint eine Erkaltung der Jugendfreundschaft eingetreten zu sein.

Das Geisthaschende und Geniehafte der Berliner Bestrebungen war dem nüchternen Sinne des klugen Empirikers in der Seele zuwider. So oft ich auch versuchte, ihm über Rahel Varnhagen, Henriette Herz und den an diese und ähnliche weibliche Schöngeister sich reihenden Kultus die Zunge zu lösen, er wich mir immer aus und bezeichnete das ganze Gebahren jener Zirkel als eitel Kurmacherei. Diese Auffassung ist durch alle neueren Forschungen und Enthüllungen im Ganzen als die allein richtige erkannt worden; ja, man kommt auf den Gedanken, daß die Bezeichnung eigentlich noch viel zu edel und schonend war für die damit bezeichnete Sache. Die meisten jener Kavaliere und Lebemänner sahen und würdigten in ihren jüdischen Freundinnen wenig mehr als das Geschlecht; und das bischen Geist und Witz, welches in diesen Gesellschaftssälen verzapft wurde, hatte lediglich den Zweck, das monotone Hofiren pikant zu machen. Unsere schönen Jüdinnen aber bildeten sich auf diesen Hofstaat etwas ganz Besonderes ein. Sie wähnten sich dem Kreise, wohin die Geburt sie gestellt, völlig entrückt und zu einer Art idealer Mittelwesen umgeschaffen, in denen man, unabhängig von Stamm und Glauben, nur die geniale Persönlichkeit anerkannte. Die sogenannte jüdische Intelligenz und Haute-Volee der preußischen Hauptstadt tanzte damals mit sichtlichem Behagen den Cancan des Rückschrittes und Servilis-

mus, der sich in der Politik als Reaktion, in der Literatur als verschwommene Romantik und krasse Geschmacklosigkeit manifestirte. Die Götter und Halbgötter, vor welchen Berlins schöne Semitinnen ihren Weihrauch anzündeten, schwärmten alle für das leibhaftige Mittelalter mit seinen Ritterburgen und Geisteskerkern. Dieser Prinz Ludwig Ferdinand, diese Tilly, Marwitz, Carolath, Arnim und wie sie Alle heißen mochten, von denen so viel Aufhebens gemacht wird, sie hätten, wenn es von ihnen abgehangen, die sämmtlichen Juden wieder in ihre verlassenen Ghettos hineingesperrt. Man wundert sich noch, daß diese Charakterlosigkeit, worin sich der geniehafte Theil des Berliner Judenthums damals bewegte, so bittere Früchte getragen hat. Man sollte sich vielmehr darüber wundern, daß die gesunde Zeitströmung die reaktionäre Luft so bald wieder zu reinigen vermochte.

Die letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III. waren überhaupt dem geistigen Leben der Hauptstadt nicht sehr günstig. Auf die Juden drückte schwer die ultra-kirchliche Gesinnung des Hofes. Durch die Kabinetsordre vom 20. November 1828 wurde das freisinnige Edikt von 1812 größtentheils wieder zunichte gemacht. Jüdischen Schulvorstehern war bereits 1819 verboten worden, christliche Zöglinge aufzunehmen, und die Jost'sche Erziehungsanstalt wurde dadurch ganz unerwartet beinahe der Auflösung nahe gebracht. Der Annalist bedurfte seiner ganzen Energie und auch des Kredites seiner Freunde, um sich und sein Unternehmen über den Wogen zu erhalten. Seine zähe Kraft wurde damals gehörig vom Schicksale gerüttelt; und als das Schlimmste überstanden und der Bestand seiner Schule aufs neue gesichert war, fand er erst auf einer Reise in die sächsische Schweiz die nöthige Erholung und Stärke zur Wiederaufnahme seiner Lebensarbeit.

Man wird es jetzt begreiflich finden, daß Jost die sieben letzten Jahre seiner Berliner Wirksamkeit in einer gewissen Verdüsterung verlebte. Er schloß sich mit den seiner Obhut anvertrauten Jünglingen in den Schulzimmern ab und rührte fleißig seine Feder in den verschiedenartigsten Gebieten der Erziehung und Menschenveredlung. Von seiner umfassenden literarischen Thätigkeit in der Abwehr judenfeindlicher Angriffe, welche derselben Zeit angehört, werden wir alsbald zu reden haben.

Da traf es sich, daß der Historiker auf einer Ferienreise mit einigen einflußreichen Frankfurtern zusammentraf. Ein Wort gab das andere, und einer der Reisenden, der im Vorsteherkollegium der jüdischen Bürgerschule Sitz und Stimme hatte, sagte ganz unverhohlen: er wünsche sehr, seinen neuen Bekannten an Frankfurt zu fesseln; nur fürchte er, die freie Reichsstadt werde ihm niemals die Hilfsquellen seines bisherigen Aufenthalts ersetzen können.

„Was bietet mir denn Berlin bei meiner zurückgezogenen Lebensweise?“ sagte der anspruchslose Mann.

Die Unterhandlungen wurden hierauf rasch gefördert, und im Sommer 1835 trat der gute Isaak Markus bereits sein neues Amt an. Der Schulvorstand war damals noch von dem löblichen Ehrgeize erfüllt, Berühmtheiten an die Lehranstalt zu berufen, eine liebenswürdige Schwäche, welcher er später nicht immer Gehör gegeben.

Die Frankfurter Luft hat auf Bernburg's vortrefflichen Sohn sehr gedeihlich eingewirkt; sein ganzes Wesen hob und erweiterte sich unter dem jovialischen Einflusse republikanischer, wenn auch eng zugestutzter Gesellschaftsformen. Frankfurt hat so Manches für Jost gethan, was Berlin ihm schuldig geblieben. Seine großen Seelenanlagen wurden von seiner Umgebung dankbar gewürdigt, und Jost ist vielleicht einer der wenigen

Glücklichen, die sich über ihre Mitwelt nicht allzu sehr zu beklagen hatten. Nur die grausamen Trennungen, die uns Allen der ernste Gast, der Tod, bereitet, blieben auch ihm nicht versagt. An Kinderlust im eigenen Hause sich zu erfrischen, ward ihm vom Schicksal nicht vergönnt: traurige Zugabe der physischen Unfruchtbarkeit, welche sich so oft der geistigen Ergiebigkeit und Schöpferkraft zugesellt! Jener Segen, welcher meistens die Hütten des Arbeiters mit so viel Jugendlust füllt, er scheint oft mit absichtlicher Kargheit am Familienheim unserer Geisteskönige vorüberzugehen. Niemals hat das süße Geplauder der Unschuld Jost's Penaten mit willkommener Musik erheitert; und wie schwer mußte der gemüthreiche Kinderfreund diesen Mangel empfinden! In allem Uebrigen aber floß sein Dasein heiter und sturmlos wie ein klarer Wiesenbach dem großen Dunkel zu. Den Tribut des Leidens an die Menschenbosheit und Niedrigkeit hatte der Knabe Isaak Markus bereits im Schulhause zu Wolfenbüttel bezahlt; mit dem Eintritte Ehrenberg's in die Anstalt begann sein Gestirn in glücklicheren Schicksalszonen zu leuchten.

Um so mehr fühlte er sich berufen, so manches Schöne und Wohlgemeinte, was er in Frankfurt vorfand, mit warmen Vatergefühlen zu adoptiren. Die dortigen Gelehrten hatten bereits 1814 einen tüchtigen Anfang gemacht, durch Predigt und sonstige zeitgemäße Erbauung im sogenannten „Andachtssaale“ namentlich die Jugend zu einem besseren Religionsverständniß heranzuziehen. Johlson, der eigentliche Gründer des Unternehmens, Creizenach, Heß, Jakob Weil, Jakob Auerbach u. A. predigten abwechselnd; und fast fünfundzwanzig Jahre erhielt sich das Institut mit wechselndem Glücke. Als Jost 1835 nach der Mainstadt kam, ließ er sich ohne Mühe zur Mitwirkung bereden. Er scheint aber weder oft noch mit besonderem Glücke

als Prediger aufgetreten zu sein, sowie sich denn auch am Sitze seiner Wirksamkeit nur wenige Traditionen über seine homiletische Thätigkeit erhalten haben.

Seine ganze Erscheinung und Geschmacksrichtuug, unter Anderem auch sein etwas dumpfes Organ, befähigten ihn mehr zu einem Redner des Schulsaales und Katheders als der Kanzel oder politischen Tribüne. Ich selbst habe ihn nur einmal und zwar bei einer Schulprüfung öffentlich reden hören; und aufrichtig gesagt, ich war über die Monotonie der ganzen Erscheinung und die Undeutlichkeit des Vortrages ordentlich beklommen. Die Anderen schienen hieran bereits gewöhnt zu sein. Er las nothdürftig vom Manuscripte ab, und die ganze Erscheinung im schwarzen Fracke wár so schwerfällig und unerquicklich, daß man ihm für die Kürze des Vortrages ganz besonders Dank wußte. „Du Guter, Lieber! — dachte ich bei mir selbst — so Viele hast du durch deine Bücher und dein persönliches Einwirken besser und glücklicher gemacht; und ist diese Schaustellung denn wirklich Alles, womit du es den großen und kleinen Maulhelden deiner Umgebung gleichthun kannst?"

Soviel ich weiß, ist nur eine seiner Reden im Druck erschienen. Es ist die Trauerrede, die er am Sarge Michael Creizenach's, am 8. August 1842, gehalten. Man findet sie in der „Bibliothek jüdischer Kanzelredner" von Kayserling, B. 1, S. 385. ff. Sie ist im edelsten Stile abgefaßt und durch Gedankenfülle und echtes Pathos nicht ohne Wirkung auf den Leser. Auch sonst interessirt sie durch originelle Abweichung von den Traditionen und Bräuchen des üblichen Rednerstils; allein machtvoll und packend ist sie gerade nicht. Daß er außerdem die „Sabbath- und Festreden" der Baronin von Rothschild aus dem Englischen übersetzt, haben wir bereits erwähnt.

Wie alle schöpferischen Geister, die sich nur nebenbei der red-

nerischen Thätigkeit gewidmet, schätzte er Kürze als die vorzüglichste oratorische Tugend; und einem durchreisenden polnischen Gelehrten, welcher einmal einem seiner Vorträge im Andachtssaale zugehört hatte, wußte er zeitlebens Dank, daß er im eigenthümlichen Lapidarstil seiner Heimath die Predigt als „güt und güt," d. h. als kurz und gut, bezeichnet hatte.

Uebrigens hatte er doch ganz bestimmte Ansichten über das Predigtwesen, die noch kurz vor seinem Tode durch einen fast zufälligen Anlaß ihre polemische Illustration erhielten. Im August 1859 hatte Dr. W. A. Meisel sein Pester Rabbineramt mit einer Rede: „Die Bedingungen des Bundes," angetreten und dieses ungeheuerliche Elaborat auch drucken lassen; und im Oktober desselben Jahres erschien Jost's geharnischte Rezension in der Zeitschrift „Ben Chananja", B. 2, S. 530. Wie hülflos zucken und winden sich doch diese abgestandenen Phrasen und Fadaisen unter dem Secirmesser der Jost'schen Kritik! Es ist nicht nur eine Art kritischen Standrechts, das hier geübt wird; nein, es ist auch ein Absagebrief an diese und ähnliche Gemeinden, welche sich berechtigt glauben, ihre Lehrkanzeln nicht an den Würdigsten, sondern an den Pomphaftesten und Lautesten zu vergeben. Und auch der Kontrast ist sehr merkwürdig, zu dessen Betrachtung diese Rezension auffordert. Dort an der Donau nichts als Festessen, Begrüßungslärm und Taschentücherschwenken; und hier am Main nichts als ein kühles Gericht über schriftstellerisches Leben und Sein, erwogen und gesprochen aus der Feuerseele eines Greises heraus, den nur oberflächliche Beurtheiler zuweilen als kalt verschrien haben. Ja, dieser Diener der nüchternen Klio wagt es im Zeitalter der Geniesucht von dem Prediger rhetorische Korrektheit, stilistische Sauberkeit, logische Bestimmtheit und exegetische Treue nebst einiger Wahrhaftigkeit und edler Bilderfülle zu verlangen.

Allerdings war eine ruhigere, gesetztere Partei von Zuhörern ins Mittel getreten; sie hatten ordentlich Aergerniß daran genommen, daß man den Geschmack der Pester Riesengemeinde so tief unterschätzt; und es ist nicht blos literarische Phrase, wenn Jost eingangs seiner Besprechung sagt:

„Der Unterzeichnete ist als durchaus unbetheiligt ersucht worden, über die unter dem Titel: „Tenaim, die Bedingungen des Bundes" erschienene Antrittsrede ein unbefangenes Urtheil auszusprechen."

Wir können, ohne besonderen Aufwand von Scharfsinn den Rabbiner Leopold Löw[30]), Herausgeber des „Ben-Chananja", und noch Andere zwischen den Zeilen als Urheber dieses Ersuchens lesen. Die Sache hat damals viel Staub aufgewirbelt; jetzt, wo fast alle Betheiligten von der Erdenbühne bereits abgetreten sind, interessirt sie uns eigentlich nur als Beleg für den bitteren Ernst, den der Historiker zuweilen bei dem kritischen Geschäfte anzunehmen beliebte.

Was aber Jost als Prediger und Redner überhaupt zu wünschen übrig ließ, das leistete er als geschäftskundiger Experte und Vertrauensmann in Sachen der jüdischen Wissenschaft im reichlichsten Maße. Zehn Jahre nach seinem Eintritte in das Frankfurter Weichbild trat ein Ereigniß ein, welches die besten und nützlichsten Eigenschaften des Annalisten wie kein anderes in das günstigste Licht stellte. Ich meine die zweite deutsche Rabbinerversammlung, welche unter Leopold Stein's Vorsitze vom 15. bis zum 28. Juli 1845 in der Mainstadt beisammen war und in achtzehn Sitzungen die wichtigsten Fragen und Aufgaben einer maßvollen Reform besprach. Von den drei in den Jahren 1844—46 in Braunschweig, Frankfurt und Breslau tagenden Versammlungen der theologischen Genossenschaft war die zweite jedenfalls die bedeutendste. Selbst die aus ihrem Schooße sich ergebenden Konflikte, wie z. B. der Austritt Zacharias

Frankel's[31]), haben ihrem Ansehen im Ganzen nur genützt, indem sie ihr ein entschiedeneres Gepräge geben halfen.

Diese berathende Korporation hatte nun den glücklichen Gedanken, Jost zu ihrem Schriftführer zu wählen. Seine Arbeitskraft und praktische Geschicklichkeit, seine Menschenkenntniß und charaktervolle Festigkeit hatten hier den geeignetsten Spielraum. Wir nähern uns jetzt überhaupt dem Zenith des Jost'schen Ruhmes und Einflusses. Frankfurt wimmelte von Fremden, neue Bekanntschaften drängten sich täglich in die Bahn des mit seiner Zeit noch mehr als mit seinem Gelde geizenden Gelehrten. Damals konnte es geschehen, daß der brave Lehrer Klingenstein, wie er selbst erzählt, von dem Historiker barsch bedeutet wurde, er könne ihn unmöglich sehen. Allein die borussische Schroffheit dauerte nur einen Moment. Als er in das enttäuschte, verstimmte Gesicht seines neuen Bekannten blickte, sagte er etwas milderen Tones: „Nun meinetwegen, wenn Sie absolut wollen; aber morgen früh punkt fünf Uhr!"

Nicht nur der Sekretär und die anderen maßgebenden Persönlichkeiten dieser Versammlung wurden in diesen Tagen viel umdrängt und aufgesucht; der Rabbinerversammlung selbst ging es um kein Haar besser. Es drängten sich Berufene und Unberufene heran, die sie nicht brauchen konnte oder von deren Mitwirkung sie wenigstens glaubte, keinen Gebrauch machen zu können. Für den resoluten Schriftführer entfiel dann die Aufgabe der Zurückweisung, eine Arbeit, die um so weniger beneidenswerth ausfiel, weil die Zurückgesetzten sich meistens durch entrüstete und giftige Broschüren zu rächen suchten. Einer dieser Abgelehnten, ein ungarischer Rabbiner, Dr. Schiller-Szinessy, hat es inzwischen in England zu einigem gelehrten Ansehen gebracht[32]). Gegen ihn, glaube ich, ist die Frankfurter Versammlung wirklich viel zu exclusiv und berufsstolz verfahren,

obgleich seine zwei Broschüren nicht das geeignete Mittel waren, dies zu seinem Vortheile der Welt auseinanderzusetzen.

Anders verhielt es sich mit dem Obervorsteher Levi Lazarus Hellwitz zu Soest in Westphalen, welcher den versammelten Rabbinern sich als eine Art Laienprediger und allgemeiner Philanthrop beizugesellen wünschte. Dieses Mannes Kern und Wesen war bald durchschaut, und zuerst in höflicher Form und dann in immer bestimmterem Tone wurde sein Anspruch auf einen Sitz unter den Versammelten abgelehnt. Jost schrieb ihm unverblümt, daß man sich vor seinen Drohungen nicht fürchte, daß der mit solchen Tendenzen abgeschossene Pfeil stets auf den Schützen zurückpralle. Der ehrgeizige Mann hat die Naivetät gehabt, die gesammten Verhandlungen nebst einer Würdigung seiner eigenen Größe drucken zu lassen. Das Schriftchen: „Herr Obervorsteher Hellwitz und die Rabbinerversammlung. Beitrag zur Beurtheilung des Geistes und der Bestrebungen dieser Versammlung von einem Unparteiischen", Frankfurt am Main 1846, ist wirklich nicht ganz ohne kulturgeschichtliches Interesse. Wer der „Unparteiische" sei, ist gar nicht schwer zu errathen. Hellwitzens Verdienste um das Judenthum namentlich der westphälischen Provinz, seine Wohlthätigkeit, seine Predigten und Reformen in der Soester Synagoge, werden bis ins Maßlose und Lächerliche gerühmt. Er hatte sich überhaupt nach Jacobson gebildet, dessen Schüler er sich auch nennt, obgleich er richtiger als dessen Karrikatur bezeichnet werden könnte. Den Titel „Obervorsteher" trug er mit einem gewissen Rechte; die preußische Regierung war damals mit solchen Verleihungen an Gutempfohlene gar nicht sehr sparsam. Die ganze Erscheinung endigte aber schon ein paar Jahre darauf in sehr kläglicher Weise. Er wurde veranlaßt, sich vom Schauplatze seiner wagehalsigen und ziemlich zweifelhaften

Geschäfts-Spekulationen zu entfernen und ist bald darauf im Auslande verschollen.

Jost liebte überhaupt die Thatenthäter nicht; er hatte außerdem ein tiefes Mißtrauen gegen jeden sektirerischen Zug im Religionsleben: denn das stritt gegen seinen ernsten, fast starren Historismus, welcher die Dinge nur in ihrer natürlichen Entwicklung, nicht aber als grelle Intermezzo's gelten lassen wollte. Diese realistische Methode ging überhaupt durch seine ganze Weltanschauung. Er war beständig bemüht, Gegenstände von allgemeiner Bedeutung auf ihre Einzelheiten zurückzuführen und dergestalt ihres Schimmers und Nimbus zu entkleiden. Ohne eigentliche Anekdotenjägerei ergab sich dadurch doch immer wieder die anekdotenhafte Illustration und Beweisführung. Die Bedeutung des Frankfurter Parlamentes für die Frauenwelt z. B. persiflirte er mit der Erzählung, daß nach Auflösung dieser Versammlung eine Frau zu ihrem Dienstmädchen gesagt habe: „Jetzt habt ihr Mädchen es besser als wir Frauen; denn die Parlamentsmitglieder gehen fort, die Soldaten aber bleiben hier."

Ueberhaupt war sein politischer Liberalismus nicht gar zu weit her: der borussische Anhauch war nirgends zu verleugnen; und in den Sommermonaten besuchten ihn so viele durchreisende vornehme Russen, Staats- und andere Räthe, daß seine schüchternen Freiheitsideale in diesem Verkehr immer wieder ein kaltes Douche-Bad bekamen. Meine Beleuchtung Napoleon's des Dritten in dem Essay: „Der Friede von Villafranca", (Freitagabend 1859) nahm er mir gewaltig übel. Er war zwar kein Freund und Anwalt der Fürsten, denn er hatte in alten und neuen Geschichten genug von ihren Schwächen und Anmaßungen gelesen; und doch mißtraute er auch dem vielköpfigen Herrscher, dem Volke. Als er sein Frankfurter Amt antrat, sprach er sich über die politische Perspective der Zeit fast mit moskowitischer

Strenge aus; und ein Mitglied des Schulrathes sagte damals scherzend zu seinen Kollegen: „Den müssen wir erst noch ummodeln; der muß absolut anders werden.“ Allein diese ummodelnde Erziehung hatte vierundzwanzig Jahre später noch keine großen Fortschritte gemacht; denn eine unbedingte Preßfreiheit wollte ihm wegen der davon unzertrennlichen Preßfrechheit noch immer nicht recht einleuchten.

Doch kann nicht geleugnet werden, daß er in späteren Jahren eine viel mildere Natur war, und daß mancher herbe Eindruck früherer Geschicke aus seinem Wesen allmälig weggeschwunden. Er war allem guten Streben hold und befliß sich einer seltenen Toleranz. Mit Vorliebe besuchte er die Prüfungen der orthodoxen jüdischen Bürgerschule; denn er sprach es oft aus: „die Bildung und das Wissen sind vereinigende Potenzen.“

Auch seine Artigkeit war noch ganz die studirte und sorgfältige des vorigen Jahrhunderts; und obgleich er auf Akademien mit der studentischen Durchschnittsgesellschaft zusammengelebt, so hatte er doch nicht den leisesten Zug von dem nachlässig burschikosen Stil der Neuzeit angenommen. Allein bei der wirklich gediegenen Urbanität, die ihm zur zweiten Natur geworden, war er vor allem gemüthlich und verkehrte mit den Menschen ohne Rückhalt und Zwang. Beim Apfelwein unter behäbigen Bürgern war er ebenso gut an seinem Platze, als er in einer Akademie gewesen wäre; und ebenso vergnüglich unbefangen erschien er in einem poetischen Zirkel, den einige junge Leute damals gerade gegründet hatten, und stellte sich an, als ob ihm die poetischen und rhetorischen Sächelchen dieser Kneip-Zeitungs-Literatur gewaltig am Herzen lägen.

Nur mit einem grillenfängerisch finsteren Wesen konnte er sich niemals befreunden; und war dasselbe noch dazu mit Hochmuth und Dünkel gepaart, so konnte der Träger desselben nicht auf

die geringste Nachsicht und Schonung bei ihm rechnen. Keiner war ihm mehr zuwider als der Historiker Samuel S., welcher einige zu ihrer Zeit nützliche Bücher geschrieben hatte, sich aber dabei auf die schroffste Weise isolirte und ein menschenscheues Sonderlingsleben führte. Als unsere kleine Gesellschaft einmal in der Nähe der Sachsenhäuser Berge in einem Fährboote über den Main setzte, da gesellte sich auch dieser trockene Notizenkrämer zu uns. Allein ohne Rücksicht auf die Enge des Raumes nahm er sonder Wort und Gruß seinen Sitz ein; und Jost warf ihm deshalb die zornigsten Blicke zu und murmelte, als er sich entfernt hatte, verschiedene unparlamentarische Ausdrücke, wie „dummer Geck!" u. dgl., in den Bart.

15.

Wenn es gerade in seinen Kram paßte, konnte der gute Annalist mitunter recht ohne Phrase hart und auch ziemlich ungerecht sein. Er hatte so seine Antipathien, die sich zuweilen auf schwer zu berechnende und zu begreifende Idiosynkrasien gründeten. Es gab Menschen, die ihm schwer oder erst nach Jahren der ruhigeren Erwägung etwas recht machen konnten.

Gegen Holdheim hat er es entschieden an Gerechtigkeit fehlen lassen, zunächst in geringerem Grade in seinen historischen Büchern, sodann aber ganz unumwunden in seinen Gesprächen. Es war Jost's esoterische Ansicht, daß dieser Reformprediger vielmehr ein nach Einfluß geizender Stürmer als ein aus Ueberzeugung vorgehender Lehrer wäre. Allein wer ist gegen Holdheim nicht ungerecht gewesen? das brachte die literarische Mode damals so mit sich. Man sehe nur, wie Grätz gegen ihn sich ins Zeug wirft. (Gesch., B. 11, S. 561. ff., und besonders die boshafte Note, S. 561.) Es ist wahr, der gelehrte Kempener hat zu solchen Tadelsvoten oft nur zu reichlichen Stoff geliefert; allein wer vermöchte nebenbei das viele Gute zu verkennen, das er geschaffen, das viele Geistvolle, das er gesagt? Es machte mir den entschiedenen Eindruck, als sei Jost gegen Holdheim von einflußreicher Seite aufgehetzt worden. Nur Abraham Geiger hielt treu und fest zu dem ihm so geistverwandten Rabbiner, wie aus namhaften Stellen des Geiger'schen Nachlasses, Band 5, zur Genüge hervorleuchtet.

„Da ist ein anderer Kühner, Holdheim! — so schreibt der gelehrte Frankfurter am 25. Dezember 1843 an Berthold Auerbach — Der hat wirklich ein tüchtiges Buch geschrieben: ‚die Autonomie der Rabbinen und das Prinzip der jüdischen Ehe‘; aber so faul sind noch unsere Verhältnisse, es irritirt nicht, es wirkt daher auch nicht.“ S. 173.

Und am 19. März 1845 wird an Zunz geschrieben:

„Ich bekenne es Ihnen, ich liebe Holdheim innig, wenn ich auch nicht jede seiner Behauptungen unterschreiben, nicht jedes Verfahren für zeitgemäß halten kann; ich liebe ihn, weil ich in jedem Worte den Eifer einer redlichen Ueberzeugung, der höheren sittlichen Anschauung erkenne.“

S. 182.

Man lese ferner das Schreiben an Wechsler[33]), vom 6. September 1860, unter dem frischen Eindrucke von des Freundes Ableben und in der Erinnerung an die von Geiger geleitete Leichenfeier abgefaßt. Man hätte allerdings darin etwas mehr Wärme und weniger Verklauselirung gewünscht, wie man sie in Folgendem zu kosten bekommt.

„Holdheim ist nicht mehr; er starb am 22. August. Am 23. früh erhielt ich per Expreß ein Schreiben von Seiten des Vorstandes der Reformgemeinde mit der Bitte, am Grabe Holdheim's zu sprechen . Einem solchen Freunde das Wort der Anerkennung und der Freundschaft nachzurufen, durfte ich kein Bedenken hegen und hegte keines. Daß ich damit sein und der Reformgemeinde unhistorisches Verfahren nicht zu dem meinigen machte, dafür bürgt mein ganzes bisheriges wie auch ferneres Auftreten in Amt und Wissenschaft.“ S. 246.

Die neulich erschienenen „Hebräischen Briefe — Igrot Schadal“— von S. D. Luzzatto[34]), gesammelt von seinem Sohne Dr. Jesaias Luzzatto, herausgegeben aber von Eisig Gräber und eingeleitet von Dr. David Kaufmann, 5 Bände, Przemysl 1882, erzählen uns noch so manche andere Beispiele Jost'scher Aufwallung. Die Briefe gehen allerdings nur bis zum Juni 1841. In No. 274, vom 4. Mai 1840, drückt der Paduaner

Gelehrte seine Verwunderung aus, daß Jost sich über den Fürst-schen Orient ziemlich abschätzig geäußert. Dem Briefe 299, vom 8. April 1841, ist ein fulminanter Ausfall Jost's gegen S. J. Rapoport vorausgegangen. Die polemische Epistel steht im „Zion", Jahrgang 1, S. 10. ff., 27. ff., und ist in Jost's glücklichstem Philippiken-Stil gehalten, wozu ihm das Arsenal der an Zornwörtern so reichen hebräischen Sprache aufs schönste zu Gebote stand. Das Machwerk ist rechthaberisch, ironisch bitter und mit auffälliger Selbstüberhebung geschrieben. Sagen wir unverblümt, es ist des später so milden und guten Historikers durchaus unwürdig. Hier nur eine Probe in getreuer Uebersetzung:

„Und jetzt, meine Brüder, schaue ich in euerem Kreise umher und höre, wie ihr zu euch selbst saget: ‚Gesegnet sei der Mann, der es unternommen uns ein Licht anzuzünden und uns mittels einer Feuersäule auf den rechten Weg zu bringen, auf daß uns die Herzenstücke des Chronikschreibers nicht länger berücke, der gleichsam mit Unrecht schwanger ging und Falschheit zur Welt gebracht.'"

Wie edel lautet hierauf bei aller Derbheit Luzzatto's Zurechtweisung:

„Du fragst, ob ich deine Antworten an Rapoport gesehen. Wohl habe ich sie gesehen, mich aber darüber nicht gefreut, da du so grundlos Spott und Hohn über ihn ausgegossen. Heißt dies gute Sitte? handeln so die Träger der Kultur (בני הקלטור)? Und alles dies, weil er nicht wußte, wie viele römische Kaiser den Namen Antoninus führten? hat er deshalb aufgehört, ein tüchtiger Mann zu sein? .... Als ich mit Rapoport über das Wort: „Metatron" oder über das ethische Gedicht des Gaon Hai einen Streit hatte, da beschämte ich ihn nicht, sondern behandelte ihn mit Ehrerbietung. ... Welchen Grund hattest du zu solchem Zorne, da dir Rapoport in seiner Kritik deiner Sätze ja mit der größten Achtung begegnet war?"

Und in Bezug auf Julius Fürst heißt es in demselben Briefe:

„Auch darin kann ich dir nicht recht geben, daß du nicht willst, daß ich mit Fürst freundlich verkehre. Wenn ich ihn als Freund betrachten will, kannst

du mich daran hindern? und wer hat dich zum Richter über das, was mir geziemt oder nicht geziemt, eingesetzt? Ich habe es ja immer gesagt, das Gewerbe der Journalisten ist nicht viel besser als das feiler Dirnen."

Allerdings hatte Julius Fürst durch eine ganze Reihe publicistischer Rücksichtslosigkeiten den Unwillen gar Vieler seiner Mitstrebenden gegen sich heraufbeschworen; allein ein Mann mit dem kritischen Auge Jost's hätte das Tüchtige und Durchschlagende in Fürst's Auftreten denn doch nicht so ganz übersehen dürfen. Er war ja andererseits nicht blind gegen die unleugbaren Verdienste des Grammatikers und Lexikographen Fürst und spricht seine Anerkennung dieser Leistungen wiederholt und unumwunden aus.

Allein was wollen alle Härten und Rauhheiten des Jost'schen Geistes und Gebahrens bedeuten im Vergleich zu der Art, wie er selbst von Anderen und zuweilen sogar von den Besten zerzaust und mißhandelt wurde! Woher kam es, daß dieser gute und so leicht aufgeschlossene Mensch solchen Widerstand und solche Konflikte bei den Zeitgenossen hervorrief? Der Luzzatto'sche Briefwechsel ist voll der schwersten Beschuldigungen gegen Jost's literarische Thätigkeit, und durch ein paar Jahre hindurch schwärmen die Briefe des Paduaners von bissigen Randglossen gegen den deutschen Geschichtschreiber, wodurch er ihn bei S. L. Goldenberg, Rapoport u. A. zu verkleinern sucht. Nichts von der Luzzatto'schen Güte und Charaktergröße, nur der hämische und frömmelnde Italiener ist in diesen Mittheilungen zu gewahren, welche, wären sie rechtzeitig verlautbar geworden, zu der schönsten Libellenklage den Stoff hätten liefern können. Man lese beispielsweise die Briefe 68, 71, 74—76.

Am 28. Januar 1831 läßt sich Luzzatto, an Rapoport schreibend, zu folgender Tirade hinreißen:

„Ich hasse und verabscheue Jost, und so lang Seele in mir ist und mein

reiner Sinn nicht von mir gewichen, werde ich ihn immerdar hassen. . . . Denn ich liebe meine Stammesgenossen und liebe den Menschen, und ich bin der Ansicht, daß es keinen größeren Feind und Verfolger der gesammten Menschheit giebt als einen Mann, der sich bemüht, die Grundsätze des Glaubens zu entwurzeln, ohne welche die Menschen einander lebendig auffressen würden" — (אשר בלעדיה איש את רעהו חיים בלעו)

Goldenberg und Rapoport, welcher Letzterer in dem ganzen Streite eine durchaus edle Rolle spielt und seinen deutschen und italienischen Mitkämpfern als Muster eines urbanen und taktvollen Gegners gelten kann, wollten vermitteln; allein erst das Jahr 1837 bricht das Eis der Verkennung. In No. 172 wird Jakob Auerbach beauftragt, ein Exemplar der "Prolegomini" an Jost zu übergeben; und am 26. Juli 1839 schreibt der Italiener an den Deutschen zum ersten Male (No. 249), nachdem Jost bereits vorher zwei Briefe nach Padua gesandt hatte.

Es ist Jammerschade, daß wir die Jost'schen Briefe und damit die nothwendige Ergänzung zu dem Bilde jener bitteren Schreiberstreitigkeiten nicht besitzen. Ist überhaupt Aussicht vorhanden, daß jemals eine Auslese des Jost'schen Briefwechsels in der gelehrten Welt erscheine? In Polen, Rußland und den anderen slavischen Ländern müssen noch eine Masse Originalbriefe des guten Isaak Markus vorhanden sein; denn er wurde von dorther mit Episteln, Anfragen und Mittheilungen der mannigfaltigsten Art geradezu überschüttet. Freilich befliß er sich in seinen Antworten einer gewissen diplomatischen Vorsicht und Berechnung, welche seinen Mittheilungen nicht selten einen Theil ihrer Unmittelbarkeit raubte; und diese Verschlossenheit, diktirt von dem Bedenken, daß man ihn indiscreter Weise als Gewährsmann herbeiziehen möchte, steigerte sich um ein Bedeutendes, als ihm der neugalizische Radikalismus der Zeitschrift "Hechaluz" beinahe über den Kopf wuchs.

16.

Die Personen, welche unserem Jost antipathisch, waren übrigens nicht die Einzigen, welche unter seinem oft muthwilligen Humor zu leiden hatten. Es gab unter seinen Freunden und erklärten Günstlingen eine ganze Klasse, denen es um kein Haar besser, vielmehr stellenweise noch schlimmer ging; denn die Gegner vernahmen jene Spöttereien nur als schwanke Gerüchte aus der Ferne oder lasen sie höchstens in seltenen Fällen in vergänglichen Zeitblättern. Jost gehört bekanntlich zu jenen feierlichen, altväterisch zugeknöpften Schriftstellern, die in ihren Gesprächen fast immer, höchst selten aber in ihren Schriften witzig sind. Unter seinen gutmüthigeren und widerstandsloseren Freunden nun konnte es an einzelnen Opfern seines Witzes nicht fehlen. Gegen diese schüttelte er jedesmal wohlgelaunt seine Löwenmähne und hänselte sie bei günstiger Gelegenheit mit dem unbewegtesten Gleichmuthe.

Joseph Johlson (1777—1851) scheint eines der originellsten Kinder des an Originalen so reichen achtzehnten Jahrhunderts gewesen zu sein. Gelehrt, fleißig, wohlwollend, aufgeklärt, fast ein Deist an vorurtheilsloser Allgemeinheit, dabei ein beliebter Volkslehrer und guter Erzieher, laborirte sein Geschick an einer einzigen Achillesferse. Wie König Thoas in der Goethe'schen Iphigenie mochte er oft den Wunsch hegen:

„Im eignen Hause sei ihm Wohl bereitet."

Allein der Erfüllung dieses Wunsches stellte sich aufs entschiedenste sein etwas herb gewürztes Eheglück entgegen; und weil er es liebte, sich wegen dieser säuerlichen Zugabe selbst zu persifliren, so war dem Sarkasmus der Außenwelt um so ungehemmter Thür und Thor geöffnet.

Diese dem Familienleben so vieler jüdischer Büchermenschen beigemischte Sauertöpfischkeit, welche für die Gelehrtengeschichte nicht ganz gleichgültig ist, hat übrigens ihre guten Gründe. Jüdische Gelehrte pflegen nämlich mit viel größerer Ausdauer über ihren Folianten zu hocken als nichtjüdische; und bei den armen, sich selbst überlassenen Frauen erzeugt dann nachgerade die Langeweile, in Verbindung mit dem Einflusse nachbarlicher Kaffeegesellschaften, nicht selten eine hochgradige Reizbarkeit der Nerven, deren straffe Tension jene wohlbekannten Dissonanzen im Ehekonzerte hervorzubringen pflegt. Nicht jede Gelehrtengattin ist so glücklich beanlagt wie die sanfte Fromet Mendelssohn, welche ruhig wartete, bis ihr Gatte die vielen Seiden-Packete bei Bernard gebucht hatte, und dann noch mit einer wahren Lammsgeduld den endlosen ästhetischen Gesprächen mit dem ledernen Ramler und dem steifen Nicolai zuhörte und dabei die nach dem siebenjährigen Kriege so theueren Rosinen auf den Präsentirteller zählte.

Doch, um wieder auf Johlson zurückzukommen, zwischen ihm und Jost muß oft ein wahres Kreuzfeuer witziger Anzüglichkeiten gelodert haben. Der Annalist wußte von dem älteren Zeitgenossen die artigsten kleinen Geschichten zu erzählen. Johlson schrieb oder kompilirte vielmehr ein früher viel benütztes „Gesangbuch für Israeliten“, Frankfurt am Main 1816, und bei diesem Anlasse zeigte sich die Oberflächlichkeit der ersten Reformbestrebungen in ihrem wahren Lichte. Die gottesdienstlichen Lieder waren nämlich größtentheils protestantischen Sammlun-

gen entnommen und dann aufs dürftigste dem jüdischen Bedürfnisse angepaßt. Wo nämlich im Originale „Jesus“ zu lesen war, da wurde es in: „o Herr!“ „Einz'ger“, „mein Hort“ u. dgl. m. abgeändert. Einmal aber trug es sich zu, daß der Name „Jesus“ durch ein Versehen stehen blieb, — vielleicht hatte irgend ein Schalk in der Offizin seine Hand dabei im Spiel — und als der Fehler entdeckt ward, da war keine andere Abhülfe mehr möglich, als daß man den Bogen in der ganzen Auflage entfernte und durch einen sogenannten Karton ersetzte. Es soll aber, so behauptete Jost, sich noch e i n Exemplar mit der nichtemendirten christlichen Version im Privatbesitze erhalten haben; und diese Rarität dürfte, auf einer Bücher-Auktion der Zukunft auftauchend, eines Tages einen schönen Preis erzielen.

Allein bei seinem scharfen Blick für die Schwächen seiner Mitgeschöpfe blieb Jost's Verkehr mit seinen zahlreichen Bekannten doch stets ein angenehmer und fesselloser. Er kam aus dem milden Fluidum der Menschenliebe und des Wohlwollens gar nicht heraus; und es ist schwer zu sagen, wie viele erquickliche Einflüsse auf diesen Guten und Hochbegabten zu wirken vermochten. Hier war es das Band der Dankbarkeit, dort das mißmuthbannende Lächeln eines schönen und liebenswürdigen Weibes; hier lauschte der Forscher auf den heißen Athem der Denkarbeit seines Jahrhunderts; dort wachte der Erzieher über die stille und stufenweise Entwicklung jugendlicher Anlagen; hier förderte ein fast weltumfassender Briefwechsel täglich neue Anregungen in sein Haus; dort erschloß ein immer wacher Natursinn seinem Auge stets neue Wunder und Reize. Wenn seine feine Menschenkenntniß ihm die Schatten und kantigen Ecken der Gemüthswelt gar zu deutlich bloslegte, wenn er zuweilen in den banalen Moralistenton verfiel, so gewann doch seine milde Philosophie stets wieder die Oberhand und knüpfte ihn immerdar freundlich an seine Mitwelt.

„Es ist schade — sagte ich zu ihm eines Tages — daß Sie mit den Menschen im Allgemeinen auf so gutem Fuße stehen; denn bei Ihrer feinen Beobachtung menschlicher Schwächen und Thorheiten hätten gerade Sie das Zeug in sich, eine treffliche Satire zu schreiben; und die geht uns dergestalt verloren."

Sein gewohntes schalkhaftes Lächeln war seine ganze Antwort. — Sein Gedächtniß für die kleinste ihm erwiesene Gefälligkeit war unauslöschlich, und Dankbarkeit hatte einen größeren Halt über ihn als über die meisten anderen Menschen. Zu dem Schuldirektor Dr. C. Kühner, einem Vetter des gleichnamigen bekannten Philologen und Verfassers einer geistvoll angelegten griechischen Grammatik, fühlte sich Jost aus einem solchen Anlasse aufs innigste hingezogen. Kühner war ein tüchtiger Pädagog und dabei ein Mann von urbanster Sitte, bewegte sich übrigens im eng abgegrenzten Kreise strenger Berufspflichten. Die Sache hing aber wie folgt zusammen. Das Kuratorium der jüdischen Realschule hatte die löbliche Gewohnheit, die Jahresversammlungen deutscher Schulmänner jedesmal mit einem Mitgliede des Schulpersonals auf Verwaltungskosten zu beschicken, und unseren Jost traf einmal die Reihe, einer solchen Wanderversammlung, welche damals eben in Altenburg tagte, beizuwohnen. Kühner befliß sich hierbei gegen Jost der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit. Er nahm sich des älteren und schon damals ziemlich harthörigen Gefährten in jedem Sinne an, sorgte für seine Bequemlichkeit, klopfte schon früh morgens an sein Gasthof-Logis, um ihn zu den Sitzungen mitzunehmen, nannte ihn mit niedersächsischer Artigkeit seinen „lieben Landsmann", suchte ihm beim Bankette den besten Sitz aus und ließ nicht nach, bis er dem Minister und, wenn ich nicht irre, sogar dem Herzog vorgestellt war. Jost vergaß diese freundlichen Rücksichten zeitlebens nicht.

In seiner Stellung zur Frauenwelt trat im Gegensatze zu dem

burschikosen Stil unserer jüngsten Jahre die feinere Sitte des Anfanges dieses Jahrhunderts bei allen Anlässen hervor. Jost war artig, ohne zuthunlich oder zudringlich zu sein; fein und aufmerksam, ohne in die Affektation der Zopfzeit zu verfallen. Er behandelte das Weib, ohne Rücksicht auf Schönheit, Reichthum oder Jugend, mit Ehrerbietung und war auch hier jeden Zoll ein Mann. Bei jüngeren Leuten — und hierin behandelte er beide Geschlechter gleichartig — liebte er es, das Gespräch mit jenem schalkhaften Lächeln zu eröffnen, das seinen alternden Zügen eine so fesselnde geistige Schöne gab. Ich habe überhaupt selten einen Menschen so herzgewinnend und mit so viel geistigem Ausdrucke lächeln sehen.

Wenn in der sommerlichen Reisezeit seine Bekannten oder Korrespondenten in Begleitung ihrer Familien Frankfurt besuchten oder daselbst durchreisten, so eilte der gute und keineswegs überstarke Mensch auch an den schwülsten Abenden nach dem Stadtviertel der Bahnhöfe und Hotels und bemühte sich, wo er nur konnte, namentlich um den Komfort der Damen mit dem Eifer und Geschick eines echten Gentleman.

Vielleicht ist dies der geeignetste Ort, ein ungefähres Verzeichniß durchreisender Fremden einzuschalten, die ich in Jost's Hause oder in seiner Gesellschaft traf, wobei natürlich Vollständigkeit nicht erwartet werden darf. Im Mai 1860 besuchte ihn Holländerski, ein aus Polen gebürtiger jüdischer Schriftsteller, der seit achtzehn Jahren als politischer Flüchtling in Paris lebte, wo er als Beamter bei der Nordbahn angestellt war. Er hatte eine allerliebste kleine Tochter bei sich, die er nach Königsberg zu Verwandten brachte. Eine sehr schwungvolle apologetische Schrift: „Achtzehn Jahrhunderte voll Verfolgungen der Juden“ war kurz vorher von ihm in den “Archives Israelites” erschienen und ist, wenn ich nicht irre, auch in einer Separatausgabe

wieder abgedruckt worden. Er schrieb das Fanzösische mit großer Leichtigkeit. Der damals noch kräftige Mann ist 1878 gestorben.

Anfangs August passirte der Landrabbiner Dr. Lazarus Adler aus Kassel mit seiner Gattin, auf dem Wege nach Ostende, die Mainstadt. Seine „Reden zur Förderung der Humanität" waren kurz vorher erschienen. Geboren 1810, ist der tüchtige Gelehrte und Kanzelredner in diesem Jahre (1886) aus dem Leben geschieden.

In demselben Monate verweilte auch der als Prediger mit Recht geschätzte Rabbiner Präger aus Mannheim vorübergehend in Frankfurt. Auch ihn ereilte nicht lange darauf, am 18. Dezember 1861, im kräftigsten Mannesalter ein unerwartetes Todesloos. Geboren am 1. Januar 1817, zählte er erst fünfundvierzig Jahre, als er den Seinen so früh entrissen ward.

In derselben Augustwoche wurde Dr. Ludwig Philippson aus Bonn mit Familie in einem Westend-Gasthofe erwartet, und Jost beeilte sich, ihn am Maine zu begrüßen.

In demselben Augustmonate kam S. Cahen, Redacteur der Pariser "Archives israelites", mit seiner Gattin durch die vielbesuchte Freistadt, und ich hatte mit ihm eine lange französische Konversation über Pariser Zustände. Geboren 1796 zu Metz, wurde der verdienstvolle Publicist im Januar 1862 in der jüdischen Abtheilung des Pere Lachaise zur Ruhe gebettet.

Zu Ende desselben Monats hatte der bereits erwähnte gelehrte Mathematiker, Chronolog und Alterthumskenner Bär Goldberg aus Paris einen längeren Aufenthalt in Frankfurt und verkehrte viel mit dem Historiker, der sich aufs wohlwollendste für ihn interessirte. Der fleißige Hebraist ist bekanntlich 1884 zu Paris, fünfundachtzig Jahre alt, aus dem Leben geschieden.

Von der Anwesenheit des Dr. N. Frankfurter, Predigers

am Hamburger Tempel, gestorben 1866, und des Landrabbiners Dr. Herxheimer aus seiner eigenen Vaterstadt Bernburg, gestorben inzwischen 1884, hörte ich nur beiläufig. Der Besuch des Dr. H. Grätz, seines vorzüglichen Mitstrebenden und Konkurrenten, wurde bereits besprochen. Die beiden tüchtigen Männer erinnern in ihrem polemischen Nebeneinander fast an Dunasch ben Labrat und Menachem ben Seruk[85]), die beiden feindlichen Grammatiker des zehnten Jahrhunderts.

Der unvergeßliche Bernhard Beer aus Dresden, gestorben 1861, kam mit seiner ebenfalls bereits heimgegangenen geist- und gemüthreichen Gattin von einem Bade und verweilte für ein paar Tage gleichfalls in einem Frankfurter Absteigequartier, fand aber den Historiker selbst verreist. Mir indeß blieb es unverwehrt, die Bekanntschaft mit dem trefflichen Paare, mit denen ich in ihrem Dresdener Heim wiederholt die schönsten Stunden verlebt, zu erneuern. Zu welcher traurigen Todtenliste gestaltet sich doch ein solcher Rückblick, wenn man ihn gar zu lange hinausschiebt!

17.

Die Feier des Jost'schen Jubiläums, von dem noch ausführlicher die Rede sein wird, war zu Anfang Juli 1860 aufs herrlichste in Szene gegangen; und wenige Tage darauf, am 7. desselben Monats, verließ Jost seine Heimath, um für knappe drei Wochen — am 27. war er bereits wieder zu Hause — das romantische Badenweiler im Schwarzwalde zu bewohnen. In die Fremden-Saison der Jost'schen Zimmer und Stübchen trat dadurch eine wohlthätige Pause ein; er wurde dergestalt gleichsam der Mühe enthoben, im heißesten Monate des Jahres als einer von den sogenannten zehn müßigen Greisen — Asara batlanim — Dienste zu thun, welche nach talmudischem Gemeinderechte (Sanhedrin 17 b.) die Pflicht haben, die Fremden zu amüsiren.

Es war sein braver Hausarzt, der geistreiche Dr. Heinrich Schwarzschild, welcher auf Ruhe und Luftveränderung drang. Dieser auch auf schöngeistigem Gebiete nicht ganz unverdienstliche Mann[36]) — gestorben am 7. April 1878 — hatte die Jost'sche Umgebung mit ernster Mahnerstimme auf die Gefahr einer großen Freude aufmerksam gemacht. Kurz vorher war das Drama: "La joie fait peur", (die Freude erregt Furcht), von Madame Girardin, erschienen und hatte diesen bleichen Gedanken verallgemeinern helfen.

Es war aber nicht sowohl die Jubiläumsfreude, vielmehr war es eine sehr ernste Gedanken- und Ereignißkette, welche die

Freunde des Historikers auf den nahen Verlust vorbereiten half. Eine ganze Reihe von Todesfällen aus dem Kreise seiner Berufsgenossen und engeren Gefährten schien ihn doch mehr zu bedrücken als seine sonst so bequeme und sattelgerechte Philosophie erwarten ließ.

Am 26. Februar 1860 schied der treffliche Oberlehrer Dr. Michael Heß, satt an Tagen, Ehren und Verdiensten, aus dem Leben. Er stand im siebenundsiebenzigsten Jahre, als er, nachts wohlgemuth von der Harmonie heimkehrend, von einem Schlaganfall betroffen wurde, der nach zehntägigem Kränkeln seinem nützlichen Dasein ein Ende machte. Die beiden Jugendleiter mögen früher beruflich und sozial mehr als einmal in Witz und Ernst stark aneinander gerathen sein; allein sie waren dabei stets gute Kameraden geblieben, und namentlich sollen die Gattinnen viel zur Erhaltung eines brüderlichen Verhältnisses beigetragen haben. Dieser Hintritt des altbewährten Berufsgenossen wurde von dem Historiker tiefer empfunden, als man bei den hohen Jahren des Verblichenen anzunehmen berechtigt war. Er machte, wenn die Rede darauf kam, mit der Hand eine sehr resignirte Bewegung und stieß einige jener halbartikulirten philosophischen Stoßseufzer aus, die etwa sagen wollten: „Nun ja, ich wußte es längst: es ist Zeit zu gehen!“ Auch redete er an der Bahre kein einziges Wort, wo doch drei Redner: Stein, Stern und Schwarzschild, das Wort nahmen und wo man auch bestimmt von ihm einen passenden Nachruf erwartet hatte.

Am 2. April desselben verlust- und ereignißreichen Jahres beschloß Simson Weil sein ziemlich einsames Sammler- und Denkerleben. Geboren zu Wallerstein in Bayern, brachte er es nur zu zweiundvierzig Jahren. Er hatte zu München Theologie und Philosophie studirt und das Buch: “Emuna rama” (der erhabene Glaube) des Religionsphilosophen Abraham ibn Daud

in fließendes Deutsch übertragen. Am Philanthropin — man bezeichnet die Realschule noch immer gern mit ihrem ersten klassischen Namen — hatte er einige lehrende Beschäftigung gefunden. Es war eine reich angelegte aber etwas verschüchterte Natur, die das Vertrauen zu sich selbst zum Theil eingebüßt zu haben schien. Jost hatte den stillen, mit feinem Humor und ästhetischer Bildung begabten Menschen in seine besondere Affektion genommen und ihn auch beim Unterrichte seiner Adoptiv-Kinder, der Zöglinge des Frauenvereins, verwendet.

Am 9. Juni 1860 endlich erlag eine der edelsten und wohlgesinntesten Frauen, ein Genius des Guten in Menschengestalt, die Wittwe Pauline Goldschmidt, ihren langwierigen Leiden. Sie war Jost's rechte Hand in der Verwaltung des Frauenvereins gewesen, und er sprach am offenen Grabe Worte der verdientesten Würdigung.

In einem unausgesprochenen, ich möchte sagen, einem Orphischen Sinne war der Glaube an Unsterblichkeit dem edeln Geiste des Historikers tief eingeprägt. Ich weiß es genau und verbürge mich dafür, denn ich besuchte mit ihm Trauerhäuser und Trauernde und bekam derart einen Einblick in sein tieferes, esoterisches Denken und Fühlen, wovon seine gedruckten Worte nur eine Art Auszug enthalten. Es ist aber nicht gut für des Alters spärlichere Lebenskraft, wenn der Blick sich zu entsagungswillig nach innen und nach oben in die unbestimmten Fernen richtet. Die zähe, selbstsüchtige Anhänglichkeit am Leben giebt für die Verlängerung greiser Tage eine weit bessere Bürgschaft. Mit einem fast weltfremden Sinne trat der Geschichtschreiber in die Jubiläumsfeierlichkeiten ein: ein ernster Wechsel lag gleichsam ahnungsvoll in der Luft.

Auf philosophischem Gebiete war unser Freund überhaupt aus dem unschlüssigen Gähren und Wählen nur selten herausgekom-

men. Es machte mir sogar öfters den Eindruck, als ob er dem philosophischen Urtheil geflissentlich aus dem Wege ginge. Dies tritt in seinem größeren Werke häufig in sehr frappanter Weise hervor. Man sehe nur, in welch unschlüssigen Formen er sich über die Ziele des Maimonides ausspricht:

„Er (Maimonides) hatte mit richtigem Blick durchschaut, daß die zu früh errungene Freiheit des Denkens . . . .weit stärker abschweift als der Gehorsam im Gesetz." Gesch., B. 6, S. 179. f.

Die Beurtheilung Spinoza's wird aus blos technischen Gründen abgelehnt.

„Was seine Schriften betrifft,—sagt Jost—so sind sie in Betreff der Juden lange Zeit ohne Einfluß geblieben, und sie gehören nicht weiter in diese Geschichte." Ib., B. 8, S. 250.

In seinem jüngsten Geschichtswerke hatte sich des Annalisten Verhältniß zur Philosophie kaum viel freundlicher gestaltet; nur daß durch die Ruhe und klassische Reife des Alters und durch die Fülle des Gesehenen und Erlebten ein edlerer Ton und eine universellere Betrachtungsweise in seinen Urtheilen hervortritt. Man wird sich beispielsweise keine schönere, wahrere und in kurzen Umrissen vollständigere geschichtliche Notiz über die Epochen und Wandlungen der Religionsphilosophie wünschen als die folgende:

„Was auch hellblickende Vorgänger versucht hatten, um das erstarrte Judenthum durch die Fackel der Wissenschaft zu beleuchten und zu beleben,— ihre Bemühungen waren fruchtlos geblieben, weil sie nur Licht brachten, nicht Wärme. Saadiah's geistvolle Betrachtungen machen den Eindruck durchdachter Leichenreden, welche nur die Vorzüge der Dahingeschiedenen preisen, ohne die Liebe zu wecken. Gabirol, der beredte und begeisterte Dichter, verliert sich als Denker in nebelige Fernen, wohin ein nach Religion schmachtendes Gemüth ihm nicht folgen mag; Jehuda Halevi, dessen kühne Phantasie die anziehendsten Bilder schuf, bleibt auch als Religionsvertreter auf dem Boden der Dichtung; Abraham ben David, der tiefdenkende Lehrer, beschäftigt nur den Verstand, ohne die

Glaubensinnigkeit anzuregen. . . . Maimoni allein hatte den Weg ermittelt, um auf Geist und Herz einzuwirken. Er errichtete nicht ein neues philosophisches Lehrgebäude und schritt auch nicht über den Gedankenkreis der überlieferten Religionslehre hinaus. Er führt vielmehr seine Glaubensgenossen durch die Irrgänge des talmudischen Labyrinths, und macht den Jüngern der Religionswissenschaft die Quelle, aus der Alle schöpfen, genießbar." Gesch. d. Judenth., Bd. 2, S. 459. f.

Ueberhaupt waren in diesem letzten Geschichtswerke einige seiner reifsten Urtheile und reichsten Erfahrungen niedergelegt. Er blickte darauf als auf seinen Schwanensang und sein geistiges Schooskind, und korrigirte bis zuletzt alle möglichen Notizen und Berichtigungen in sein Handexemplar, ohne Zweifel mit der Absicht, sie bei einer etwaigen zweiten Auflage zu benützen.

Bei der Durchbildung jüdischer Gelehrten, — die eigentlichen Fachmänner natürlich abgerechnet — wird die naturwissenschaftliche Seite auch heute noch oft aufs traurigste vernachlässigt; und diese Lücke tritt dann selbstverständlich in den auffälligsten Mißurtheilen und Irrthümern zu Tage. Trotz seiner fast kindlichen Freude an der Natur in ihrer äußeren Erscheinung war auch der Annalist keine Ausnahme von der Regel.

Allein er war in eine bewegte Zeit hineingestellt; und da mußte er sich sein Urtheil bilden. Günstige Umstände hätten einen scharfsinnigen Geschichtsphilosophen aus ihm machen können; jedoch die enge Sphäre seiner Jugendeindrücke zog hinwiederum eine Schranke um seinen Gesichtskreis, die er auch auf der Höhe des Lebens nicht ganz durchbrechen konnte. Wie wir bereits gesehen, fehlte ihm eine Haupteigenschaft großer Historiker, die geschichtliche Divination. Ihn schreckten die Ausschreitungen des menschlichen Freiheitssinnes, und freie Einrichtungen wie Schwurgericht, freie Presse u. dgl. wollte er nur bedingt gelten lassen. Von dem erstgenannten Institute behauptete er mit

einem gewissen Anschein von Recht, daß es die Verbrechen mit einer Art Nimbus und romantischem Reiz umgebe.

Er leugnete das Gesetz des Fortschrittes und behauptete, daß die geschichtlichen Erfahrungen kein Volk durchaus bessern: die Verbesserung, meinte er, sei nur eine temporäre. Für die edelste Seite der Menschennatur, die ihn auch in ihren Auswüchsen schön kleidet, die Freiheit, fehlte ihm die rechte, spontane Begeisterung. Um wie viel bedeutender und vornehmer steht uns hier sein Jugendfreund, der wackere Freiheitsverfechter Zunz, vor Augen, dessen Reden im ersten Bande seiner Schriften oft gesprochenen Dithyramben auf die Menschenwürde vergleichbar sind.

Bei gewaltsamen Ereignissen konnte er zuweilen in ein sehr unangenehmes Moralisiren verfallen. In dem Selbstmord des oesterreichischen Finanzministers Bruck sah er eine Art Gefahr für die Gesellschaft; und dem edeln Garibaldi wollte er nicht so ganz unbeanstandet es hingehen lassen, daß er auf seinem neapolitanischen Befreiungszuge den schlechtesten aller Bourbonen ins Exil schickte.

Andererseits hatte er sich eine gewisse souveräne Milde im Urtheile über menschliche Schwächen angeeignet. Wenn die Menschen sich den bestehenden Ordnungen fügten, dann sah ihnen unser guter Isaak Markus mehr als eine Verirrung nach. Man konnte damals kaum ein jüdisches Zeitblatt aus Oesterreich zur Hand nehmen, ohne von der prahlerischen Freigebigkeit des Pester Großhändlers H. zu lesen. Als ich eines Tages von Jost's Tische eine solche Zeitungsnummer aufnahm, worin abermals gerühmt war, wie viel Gutes dieser jüdische Don Juan den Armen gethan, da konnte ich mich nicht entblöden, angeekelt von solcher heuchlerischen Werkheiligkeit, Einiges aus der sonstigen Geschichte des Wohlthäters mitzutheilen. Die Frau, die seinen

Namen trug, hatte er ihrem ersten Gatten für baares Geld abgekauft, und seine übrigen Sitten entsprachen gleichfalls dieser Handlungsweise.

„Nun, was ist da zu machen? — sagte der Historiker — Man muß zufrieden sein, wenn die Menschen sich wenigstens in einem Stücke bessern; denn in der Jugend sind sie ja doch meistens von ihren Leidenschaften beherrscht.“

Er neigte sich überhaupt in der Gesellschaft wie im Staate dem hausväterlichen, vormundschaftlichen Prinzipe zu. Daher fühlte er sich auch, wie bereits erwähnt worden, zu den Rothschilden mehr als billig hingezogen, und die mißliche Halbheit in der Stellung dieser Familie entging ihm völlig. So eine Geldmacht, dachte er vielleicht bei sich, kann doch vorkommenden Falles so manche Uebel von ihren Glaubensgenossen abwenden. Wie durchaus irrig aber eine solche Annahme sei, das haben die Verfolgungen des neuesten Datums deutlich gezeigt. Ewiger Widerspruch der Menschennatur, der auch den Besten beschleicht! Derselbe Isaak Markus Jost, der in klassischem Unabhängigkeitsgefühle das Erscheinen der „Israelitischen Annalen“, denen es an Verbreitung durchaus nicht fehlte, zum Theil deshalb einstellte, weil er bemerkt zu haben glaubte, daß Viele nur ihm zu Gefallen abonnirten, er fühlte sich andererseits doch sehr gehoben, wenn man ihn auf der Güntherburg und Grüneburg, den Rothschild'schen Schlössern, als geehrten Hausfreund willkommen hieß.

18.

Die unvermeidlichen Fehler in Jost's historischen und philosophischen Ansichten wurden reichlich wieder gut gemacht durch die Größe, Feinheit und haarscharfe Richtigkeit seines ästhetischen Urtheils. Der Kreis seiner Lieblingsschriftsteller war natürlich ein sehr großer; und indem sich sein Geist vorzugsweise in klassischer Gesellschaft erging, so interessirte er sich doch auch andererseits lebhaft für spätere Schulen und neuere Richtungen des literarischen Geschmackes. Er wartete mit seiner Anerkennung nicht gerade, bis ein Schriftsteller todt und kalt im Grabe lag; er rekrutirte seine Lieblinge nicht blos aus Aschenkrügen und Beinhäusern; nein, er konnte sich mit einem guten Buche befreunden, auch ohne den Todtenschein des Autors in Händen zu haben. Seinen Shakespeare wußte er halb auswendig, und wenn er sich im Kreise der Amoraim und Seboraim zu langweilen begann, so fand er bei den Olivien, Portia's, Julien, Desdemona's, und Miranda's unerschöpfliche Zerstreuung. Sein Gefühl für das Schöne war stets frank und natürlich, und nicht konventionell vermittelt durch einen ästhetischen oder literaturgeschichtlichen Kanon. Bei einer Szene aus der Antigone des Sophokles, die wir zur Feststellung eines streitigen Punktes einmal aufgeschlagen hatten, habe ich Thränen in seinen Augen schimmern sehen.

Und man hat ihn kalt und apathisch, bequem und philisterhaft genannt! Freilich fliegende Hitze war bei seinem praktischen Sinne undenkbar; zu einem Enthusiasten hatte er auch in seiner

akademischen Jugend das Zeug nicht in sich. Seine Wärme für Menschen und Sachen zeigte sich vielmehr in einer in Wohlwollen ausströmenden, edeln Milde. An solchen Zeugnissen eines schönen, vom Herzen fließenden und alle Denkresultate durchglühenden Feuers sind seine Schriften reich. Abschnitte wie die Charakteristik Ben Sirachs — oder des Siraciden, wie er ihn nennt — (Gesch., B. 3, S. 56. ff.), der Blüthe des jüdischen Lebens im maurischen Spanien (Ib., B. 6, S. 216. ff.), das Wirken Manasse's ben Israel (Ib., B. 8, S. 154. ff.) und so viele andere, könnten niemals in einer kalten, nur an staubigen Pergamenten sich ergötzenden Natur ihren Ursprung gehabt haben.

Von Jost's eigener poetischer Beschäftigung — so gut wie jeder Gebildete hat natürlich auch er zuweilen das Musenroß gezäumt — habe ich nur die folgenden Stammbuchverse auftreiben können. Sie repräsentiren, wie ich glaube, keine üble Probe der ihm eigenen epigrammatischen Kraft und gnomischen Lehrweisheit. Ich verdanke sie der willfährigen Freundlichkeit des hochgebildeten Sekretärs der Frankfurter Gemeinde, Herrn Elias Ullmann. Von diesem verdienstvollen Manne und seinem Antheil an meiner biographischen Arbeit wird in einem künftigen Kapitel noch des weiteren die Rede sein. Die vier poetischen Blätter wurden für die Albums abgehender Schülerinnen der Realschule gedichtet. Drei derselben gehören dem Jahre 1841, das vierte dem Jahre 1842 an.

1.

Du hast jetzt eine Reise vor,
Wer sagt dir wohl: wie lang?
Wer darnach fragt, der ist ein Thor
Und macht das Herz nur bang.
Zieh' munter deines Weges fort,
Das End' erfährst dereinst du dort.

18.

Die unvermeidlichen Fehler in Jost's historischen und philosophischen Ansichten wurden reichlich wieder gut gemacht durch die Größe, Feinheit und haarscharfe Richtigkeit seines ästhetischen Urtheils. Der Kreis seiner Lieblingsschriftsteller war natürlich ein sehr großer; und indem sich sein Geist vorzugsweise in klassischer Gesellschaft erging, so interessirte er sich doch auch andererseits lebhaft für spätere Schulen und neuere Richtungen des literarischen Geschmackes. Er wartete mit seiner Anerkennung nicht gerade, bis ein Schriftsteller todt und kalt im Grabe lag; er rekrutirte seine Lieblinge nicht blos aus Aschenkrügen und Beinhäusern; nein, er konnte sich mit einem guten Buche befreunden, auch ohne den Todtenschein des Autors in Händen zu haben. Seinen Shakespeare wußte er halb auswendig, und wenn er sich im Kreise der Amoraim und Seboraim zu langweilen begann, so fand er bei den Olivien, Portia's, Julien, Desdemona's, und Miranda's unerschöpfliche Zerstreuung. Sein Gefühl für das Schöne war stets frank und natürlich, und nicht konventionell vermittelt durch einen ästhetischen oder literaturgeschichtlichen Kanon. Bei einer Szene aus der Antigone des Sophokles, die wir zur Feststellung eines streitigen Punktes einmal aufgeschlagen hatten, habe ich Thränen in seinen Augen schimmern sehen.

Und man hat ihn kalt und apathisch, bequem und philisterhaft genannt! Freilich fliegende Hitze war bei seinem praktischen Sinne undenkbar; zu einem Enthusiasten hatte er auch in seiner

akademischen Jugend das Zeug nicht in sich. Seine Wärme für Menschen und Sachen zeigte sich vielmehr in einer in Wohlwollen ausströmenden, edeln Milde. An solchen Zeugnissen eines schönen, vom Herzen fließenden und alle Denkresultate durchglühenden Feuers sind seine Schriften reich. Abschnitte wie die Charakteristik Ben Sirachs — oder des Siraciden, wie er ihn nennt — (Gesch., B. 3, S. 56. ff.), der Blüthe des jüdischen Lebens im maurischen Spanien (Ib., B. 6, S. 216. ff.), das Wirken Manasse's ben Israel (Ib., B. 8, S. 154. ff.) und so viele andere, könnten niemals in einer kalten, nur an staubigen Pergamenten sich ergötzenden Natur ihren Ursprung gehabt haben.

Von Jost's eigener poetischer Beschäftigung — so gut wie jeder Gebildete hat natürlich auch er zuweilen das Musenroß gezäumt — habe ich nur die folgenden Stammbuchverse auftreiben können. Sie repräsentiren, wie ich glaube, keine üble Probe der ihm eigenen epigrammatischen Kraft und gnomischen Lehrweisheit. Ich verdanke sie der willfährigen Freundlichkeit des hochgebildeten Sekretärs der Frankfurter Gemeinde, Herrn Elias Ullmann. Von diesem verdienstvollen Manne und seinem Antheil an meiner biographischen Arbeit wird in einem künftigen Kapitel noch des weiteren die Rede sein. Die vier poetischen Blätter wurden für die Albums abgehender Schülerinnen der Realschule gedichtet. Drei derselben gehören dem Jahre 1841, das vierte dem Jahre 1842 an.

1.

Du hast jetzt eine Reise vor,
Wer sagt dir wohl: wie lang?
Wer darnach fragt, der ist ein Thor
Und macht das Herz nur bang.
Zieh' munter deines Weges fort,
Das End' erfährst dereinst du dort.

2.

Das Leben führt auf dunkler Bahn,
Doch leiht die Tugend uns ihr Licht;
Wer sie verschmäht, den schreckt der Wahn,
Doch ihren Freund bedroht er nicht.

3.

Des Menschen Wissen ist nicht viel,
Kaum werth, es so zu nennen;
Doch ist es drum kein leeres Spiel,
Uns winkt vielmehr ein schönes Ziel,
Wenn wir es nur erkennen.

4.

Nicht der, der stets über Thorheit lacht,
Noch wer über Unheil immer klagt,
Wird jemals wahrhaft zufrieden;
Nur dem, der mit den Frohen sich freut,
Dem Unglück gern seinen Beistand leiht,
Ist Lebenslust beschieden.

Auf der Frankfurter Stadtbibliothek dürfte sich, wie mir Ullmann am 1. November 1865 schrieb, noch manches andere Ungedruckte oder weniger Bekannte aus Jost's Nachlasse finden, wohin die Nachlaßkuratoren es auf des Verstorbenen Anordnung geliefert hatten. Wie Frau Dr. Michael Heß[37]) am 23. Dezember 1860 mittheilte, mußte auf ausdrückliche Anordnung des seligen Jost alles Ungedruckte, das sich vorfand, zerstört werden.

Wie viele andere literarische Feinschmecker hatte auch er sich die größte Milde im Urtheil, besonders gegen die Jugend, zum Grundsatze gemacht. Es lag in dieser Schonung fremder Mittelmäßigkeit eine gewisse Goethe'sche Vornehmheit; wer selbst an den besten Gütern sich erfreut, der kann dem Mangel Anderer gemächlich ins Auge schauen. In der That hat er den Altmeister von Weimar oft recht glücklich gegen mich in Schutz genommen,

der ich, damals ein junger Frondeur, mit Börne'schen Waffen zuweilen gegen ihn loszog.

In dem mir eben vorliegenden dritten Jahrgange seiner „Annalen" befinden sich vierundvierzig Recensionen neu erschienener Schriften, wovon vierunddreißig aus inneren Gründen dem Herausgeber zugesprochen werden können. Und unter dieser Zahl von Besprechungen sind nur sechs, die in sehr bestimmter Weise ablehnend und ungünstig gehalten sind. Allerdings, wo ein Prinzip zur Sprache kam, da konnte er sehr schneidig und unumwunden die bittersten Wahrheiten sagen. Am liebsten aber überließ er solche Abfertigungen der scharfen Feder Kirchheim's. Das Herz lacht jedem Freunde des Fortschritts ordentlich im Leibe über die Art, wie die frühere „Fürther Schule" und ihr zelotischer Bannerträger Wolf Hamburger abgefertigt wird. (Israelit. Annalen, 1841, No. 28—30.) Allein ohne Kirchheim's Mitarbeiterschaft wäre diese verurtheilende Kritik niemals zu Stande gekommen.

Die heilige Wahrheitsliebe, die ihn erfüllte, machte ihn ebenso unbestechlich auf dem kritischen Dreifuße, als sie ihn uneigennützig bis zum Abstreifen alles Materiellen in seinen übrigen Bestrebungen gemacht hatte.

Um des guten Stils willen verzieh unser Freund freilich so manche Plattheit; und es findet sich in den „Annalen" mehr als Einer gelobt, der diesen Vortheil zunächst nur seiner glatt fließenden Schreibweise verdankt. Mit Wenigen hatte er heftiger gestritten als mit S. L. Rapoport[38]), und gegen Wenige war dennoch zugleich seine Anerkennung so verschwenderisch, so rückhaltlos ausgesprochen worden. Er verzieh dem gelehrten Galizier, was er bei Dutzend Anderen nicht so leicht übersehen hätte; ja er findet manches Verzeihliche sogar liebenswürdig. Der etwas vorlaute Absagebrief beispielsweise, welchen Rapo-

len und ihm eine Bedeutung zuzuschreiben, so überwiegend, daß das jüdische Humanitätsprinzip neben dem christlichen nur mit secundärem Lichte zu strahlen scheint.

„Jesus — heißt es daselbst — war der tiefschauende Geist, welcher das Wesen seines Berufes sofort erfaßte. . . . Der Eindruck, den seine Erscheinung auf das Gemüth der nichtgelehrten Menge hervorbrachte, steht unverhüllt vor unseren Augen, wenn auch unter dem Gewande der Zeitbildung." Gesch. d. Judenth., B. 1, S. 400.

Es war ferner unkritisch, den christlichen Bekenntnißschriften eine fast unbedingte historische Glaubwürdigkeit beizumessen, die ihnen sogar auf mäßig vorgeschrittener christlicher Seite aufs entschiedenste abgesprochen wird:

„Wir haben keinen Grund, — meint unser Isaak Markus — die Treue des Berichtes (der Evangelisten) in Zweifel zu ziehen. Er ist ein zu klares Bild der Zeit, und ist nur durch Mißverständniß entstellt und zu ungerechten Urtheilen ausgebeutet worden." Ib., S 403.

Es war vollends eine schreiende Ungerechtigkeit, eine jüdische Behörde oder Partei für den Tod des Religionsstifters verantwortlich zu machen:

„Der Tod Jesus' war kein Justizmord, sondern eine unverantwortliche Ausschreitung, begangen durch die Leidenschaftlichkeit des Hohenpriesters Kaipha und seiner furchtbar aufgestachelten Anhänger."
Ib., S. 407.

Ein schweres, nicht wieder gutzumachendes Unrecht liegt in diesen harten Worten gegen die augenscheinliche historische Wahrheit, und eine Ungebühr gegen Jene, die so grausam und so grundlos durch sechzig Generationen als Gottesmörder gelitten haben!

Das Zerrbild, zu welchem der alternde Annalist seinen Griffel geliehen, ging, die wenigen sehr milden Anfechtungen von jüdischer Seite abgerechnet, fast wirkungslos vorüber. Auch die

christliche Gelehrtenwelt wußte ihm dafür wenig Dank. Jost schrieb sein Mißurtheil 1857; die nächsten Jahre aber brachten eine ganze Reihe von Arbeiten zur Reife, durch welche die historische Wahrheit betreffs der Anfänge des Christenthums glänzend gerechtfertigt worden ist. 1866 erschien Ludwig Philippson's Broschüre: „Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?" worin er auf die einfachste und unwiderleglichste Weise zu dem Resultate gelangt, daß

„ein wirklicher Prozeß vor dem Synedrium wie die tumultuarische Forderung der Hinrichtung Jesu seitens des jüdischen Volkes nicht stattgefunden." S. 45.

In ähnlichem Sinne sprach sich auch Grätz in der zweiten Auflage des dritten Bandes seiner Geschichte aus, welche durch ein dem Stifter des Christenthums gewidmetes Kapitel eine wesentliche Bereicherung erhalten hat.

Darauf erschien J. M. Wise's Buch: "the Martyrdom of Jesus of Nazareth", Cincinnati, ohne Jahreszahl (aber nach 1871), worin er die Frage, ob Jesus überhaupt gekreuzigt worden, offen, dagegen aber die Wahrscheinlichkeit durchblicken läßt, daß die Evangelisten die Märtyrermythe Jesu nur als eine sogenannte Prophetie post eventum hingeschrieben hätten, um zu Psalm 22 und 69, Jesaias 53 und ähnlichen Stellen der Bibel als passende Parallele zu dienen.

„Es war der allgemeine Gebrauch bei Predigern und Lehrern, — sagt Wise — entweder Ereignisse so umzumodeln und zuzustutzen, daß das heilige Schriftwort in ihnen seine Illustration oder Erfüllung fände, wie dies noch heute geschieht, oder Nebenumstände in allen poetischen Gattungen zu erdichten, um eine Wahrheit oder einen Aberglauben ungebildeten Geistern einzuprägen.... Alle Evangelien sind nach dieser Methode geschrieben." S. 113. f.

In seinem neuesten Geschichtswerke: „Geschichte des jüdischen

zweiten Staatslebens, (History of the Hebrews' second Commonwealth)", 1880, bewegt sich Wise indessen auf mehr positivem Geschichtsboden. Er giebt zwar die Möglichkeit einer Hinrichtung zu; allein es sei vor allem der Uebereifer seiner Schüler gewesen, welcher durch Aufzwängung der Messias-Rolle den Lehrer von Nazareth für die römische Rache gekennzeichnet hätte.

„Indem seine Schüler ihn als den Messias ausriefen, drängten sie ihn in die Arme des Todes, und Pilatus war der Henker." S. 267., Note.

Neuere Forschungen von J. Cohen, ("les Deicides") M. Schlesinger ("the historical Jesus of Nazareth", 1876) und George Solomon, ("the Jesus of history and the Jesus of tradition identified", 1880) beschäftigen sich entweder gar nicht mit dem Lebensende des Stifters des Christenthums oder gelangen doch zu ganz ähnlichen Ergebnissen. Salvador, ("Jesus-Christ et sa doctrine"), ist vielleicht der einzige jüdische Forscher, auf den sich Jost allenfalls hätte berufen können, nur mit dem Unterschiede, daß Ersterer einen angeblichen Synedrialbeschluß juristisch vollständig zu rechtfertigen sucht.

Was nun gar die neueren Leistungen der freieren Richtung über den Ursprung des Christenthums, von Renan, Strauß und Schenkel anbetrifft, so ist von einem historischen Christus in ihnen nur wenig mehr zu bemerken. Was von den alten Ueberlieferungen der drei synoptischen Evangelien zu ihrer rationalistischen Ausbeutung paßte, das suchten diese neueren Kritiker mit ihren verschiedenen Christus-Mythen zu verflechten; alles Uebrige warfen sie einfach als fabelhaften Zusatz über Bord. Und weil von einer blosen Mythengeschichte bis zu der vollständigen Abnegation einer historischen Person oder Sache nur ein kleiner Schritt ist, so hat es nur wenig überrascht, daß seit einigen Jahren in den freiesten Kreisen die Möglichkeit betont wird, ein Christus

habe vielleicht niemals existirt. Die Legende von dem Leben und Leiden Jesu, so flüstert jene Schule, sei allmälig aus leisen Anfängen weitergesponnen und sodann dem Bestande und Wirken jener messianischen Sekte, die seinen Namen trägt, supponirt worden. Dieser neue Religionsverband, unmittelbar aus dem Judenthum hervorgegangen, hat bald darauf zu seinem unabhängigen Weltgange sich bekanntlich von dem Mutterbekenntnisse getrennt. Das Christenthum als junge Kirche hat, wie man weiß, kein von der Person Jesu entnommenes, nein, es hat ein vorwiegend Paulinisches Gepräge. Wir stehen hier vor einem geschichtlichen Räthsel, gegen dessen fernere Entwicklung wir uns nicht anders als abwartend und neutral zu verhalten brauchen.

19.

Es wollte mir oft scheinen, als erwiese sich die neuhebräische Muse nicht als eine wohlthätige, führende Göttin, sondern als eine Art verlockender Sirene an dem vielseitigen Jost. Er widmete der hebräischen Schreibfertigkeit im Verhältniß zu ihrer immerhin beschränkten wirklichen Anwendbarkeit viel zu viel Zeit und Kraft. Allerdings war er praktisch und einsichtig genug, um nur selten hebräische Gedichte zu komponiren; allein beständig trug er sich dabei dennoch mit allerlei ästhetisch-kritischen und stilistischen Normen und Grundsätzen, um in den ungeordneten Literaturwald der Neuhebraisten Ordnung und einiges Maß zu bringen. Er selbst schrieb unbezweifelt das Hebräische mit einer beneidenswerthen Leichtigkeit und Eleganz; nur war für meinen Geschmack der Musiv-Stil[39]) in seinen Arbeiten viel zu sehr vorherrschend. Fast jede Zeile enthält irgend eine biblische Reminiscenz.

Sein Urtheil über das neuhebräische Schriftgut der zeitgenössischen Hebraisten war viel strenger als sein Votum über neuere Erzeugnisse in deutscher Zunge. Das künstliche Pathos der hebräischen Dichterlinge verdroß ihn oft mehr als der Gegenstand es werth war. Auch an Juda Halevi tadelt er nicht ganz ohne Grund, daß seine Gesänge

> „ebenfalls zu sehr mit Wortspielen angefüllt sind, um wahrhaft schön und rein genannt zu werden." Gesch., B. 6, S. 160.

Auch in moderner Sprache wollte er von einer ausschließlich jü-

dischen Belletristik, für Juden verfaßt und aus jüdischen Stoffen geschöpft und mit einem besonderen Hinblick auf das Judenthum geschrieben, nichts wissen. „Der Schriftsteller — sagte er — muß seinen Gegenstand so betrachten, daß er sich die ganze Menschheit als Zuhörer dabei denken kann." An diesem Proteste gegen die exclusive jüdische Literaturprovinz ist viel Wahres. Eine Menge schwächlicher und entbehrlicher Produkte sind aus der Tendenz hervorgegangen, von Glaubensgenossen zunächst gelesen und belobt zu werden. Nur allein ist Jost wieder einmal in seiner Ablehnung zu weit gegangen. Denn wenn man an das umfassende Lern- und Lesebedürfniß der jüdischen Gesammtheit denkt, so kann man sich der Nothwendigkeit nicht verschließen, gewisse Themata für diesen Leserkreis in entsprechender Form eigens zu behandeln. Und die besseren Leistungen dieser Art haben in der That dazu gedient, Erkenntniß und Selbstbewußtsein in gesellschaftlichen Schichten zu wecken, wohin wissenschaftliche Belehrung nur unter Schwierigkeiten zu bringen vermag. Auch daß die jüdische Anschauung der Dinge in der Weltliteratur seit einigen Jahren Gehör zu finden beginnt, verdankt man zum großen Theile der Popularisirung jüdischer Fragen in belletristischem Gewande.

In den anderthalb Jahren meines Verkehrs mit dem edeln Manne waren einige neuhebräische Literaturerzeugnisse erschienen, welche der Aufmerksamkeit und Kritik mancherlei Nahrung boten. S. Pinsker aus Odessa veröffentlichte 1860 seine "**Likute kadmoniot**", worin über die Literatur der Karäer eine ganze Fülle ungeahnter neuer Aufschlüsse enthalten war. Hunderte von Schriftstellernamen, von denen das westliche Europa nie zuvor gehört hatte, beschäftigten von jetzt an das lebhafteste Interesse der gelehrten Welt. Jost trat in diesen Studienkreis um so williger ein, als er zu Denen gehörte, welche schon lange

eine Bereicherung dieses Literaturzweiges, der bis jetzt fast nur von Christen — Trigland[40]) und Delitzsch[41]) — angebaut worden, vorahnend erwartet hatte. Der Zeitschrift „Zion" gebührt nämlich der Ruhm, schon zwanzig Jahre vorher durch inhaltreiche Aufsätze auf die im Ganzen noch wenig gekannte Fruchtbarkeit der Karäer-Literatur aufmerksam gemacht zu haben. (Jahrgang 5601, S. 35. ff., 53. ff., 127. ff., 138. ff.)

Um dieselbe Zeit hatte Reckendorf[42]) in Heidelberg den barocken Einfall, den Koran unverkürzt ins Hebräische zu übertragen. Jost, welcher um diese Zeit nur selten noch Bücher anschaffte, sondern sich begnügte, den Zuwachs und die neuen Ideen seiner Bibliothek durch Rezensions-Exemplare vertreten zu lassen, zeigte gerne seine Unbestechlichkeit darin, daß er geschenkte Autoren-Exemplare wo möglich noch strenger kritisirte als andere literarische Zusendungen. So oft ich nun kam, hatte der Altmeister abermals einige Stellen angestrichen, auf deren Fehlerhaftigkeit er mich aufmerksam machte, ohne deshalb den Werth der an sich recht fleißig gearbeiteten Uebersetzung zu verkennen. Zwei dieser Ausstellungen sind mir noch im Gedächtnisse geblieben. Der Uebersetzer hatte „Glauben" mit אמונה anstatt mit דת wiedergegeben, und er hatte נגד ganz unrichtig in der Verbindung: „wider das Gesetz" angewendet. Die Literatur trägt in ihren öffentlichen Kundgebungen oft ein wunderschönes Komödienkleid, zu welchem die hinter der Szene waltende peinliche Wortklauberei zuweilen einen sehr staubigen Gegensatz bildet.

Die unabsehbare Albernheit des Inhaltes dieser angeblichen Offenbarungen und Suren und die weitschweifigen Wiederholungen der Diktion treten bei der Uebrtragung in die edle neuhebräische Kunstform noch viel störender hervor. Der fast widersinnige Vortrag und die geistlose Methode des mahomedanischen Religionsbegriffes haben dazu gedient, den Monotheismus in

Asien beinahe vollständig zu kompromittiren. Um wie viel näher steht uns doch trotz aller Streitigkeiten und geschichtlicher Verfolgungsszenen das Christenthum, das fleißiger in die Schule des Judenthums gegangen und verwandtere Geistesbahnen gewandelt ist!

In der Jost'schen Laufbahn bilden die zwei Jahrgänge 1841—42 der von ihm und Creizenach gemeinschaftlich herausgegebenen Zeitschrift „Zion" eine nicht unwichtige Entwicklungsreihe. Es war ein kurzlebiger Versuch, der zwischen der Bikkure-Haitim-Epoche[43]) und den Strebern der späteren Slonimsky-Gottlober-Schule den Uebergang bildete und eine kleine aber sehr gewählte Gesellschaft neuhebräischer Federhelden um sich schaarte. Namen wie Carmoly, Malbim, S. Munk[44]), Luzzatto, Joseph Aub[45]), Johlson, Schorr[46]), Löwenstein[47]), Jakob Reifmann[48]), Salomon Geiger, Wassermann, Letteris[49]), Hirsch Chajes[50]), Gabriel Lippmann[51]), Mohr und Aaron Fulda[52]) begegnen uns hier. Das Meiste that allerdings Michael Creizenach selbst, und als ihm 1842 der Tod die Feder aus den Händen wand, da war auch dem überlebenden Historiker der Redaktionsgriffel verleidet worden.

Jost's Pietät für Verstorbene war sprichwörtlich. Er streute Blumen des Nachruhms auf jedes Grab, dessen Inhaber ihm oder seinen Stiftungen jemals etwas Gutes gethan hatte. Er ehrte beispielsweise um diese Zeit einen wackeren Frankfurter Geschäftsmann, Halle, welcher dem Frauenverein als Kassirer lange seine Dienste geliehen hatte, durch einen schönen und ausführlichen Nachruf.

Auch in dem Herausgeber des „Zion", Juda Samuel Adler, gestorben 1866, tritt uns ein so originelles Menschenkind entgegen, daß wir uns Denselben nothwendig etwas näher betrachten

müssen. Gesprächig, breitschultrig, witzig, schriftgelehrt, etwas keck und mit dem erforderlichen Aufklärungsapparate der Loge ausgerüstet, vertrat Adler ein beträchtliches Stück Frankfurter Leben, das man sich ohne ihn gar nicht gut denken konnte.

Gleich allen Intelligenzen, die ihr Bestes dem Fleiße verdanken, war auch Jost ein emsiger und glücklicher Uebersetzer. Er übertrug unermüdet aus dem Hebräischen, Französischen, Englischen und Russischen. Er hat bekanntlich die ganze Mischna übertragen und diese Riesenarbeit mit punktirtem Texte und kurzem Kommentar bereits 1836 herausgegeben. Ja, es war die einzige Arbeit, die ihm namhaften Gewinn gebracht haben soll. Und doch hielt er wenig von dieser Leistung und sprach auch nur ungern von derselben.

Es war eines seiner Ideale und Lieblingswünsche, die ganze babylonische Gemara von einem Verein von Gelehrten übersetzt zu sehen. Er hielt diese Leistung sogar für sehr möglich und durchführbar und bedauerte oft gegen mich, daß man nicht zehn bis zwölf jüdische Gelehrte zum einheitlichen Zusammenwirken bewegen könne. „Die Wissenschaft—sagte er mit seiner feierlichsten Stimme – muß populär gemacht werden; es ist das einzige unfehlbare Mittel gegen Fanatismus und Dünkel.“ — Ja, daß man jüdische Gelehrte so schwer zur Eintracht bringen könne, haben schon viele Andere, lange vor Jost, bedauert.

In einem Frankfurter Zirkel wurde einmal behauptet, es sei Jost's Verhängniß, daß er meistens nur solche Dinge geschrieben die seinem innersten Herzen fern blieben. Die Bemerkung war nicht ganz grundlos; allein seine Selbstbeherrschung war derart, daß sie ihm jede Pflicht und jede Beschäftigung angenehm machen konnte. Man kann auch zugeben, daß mehrere dieser Arbeiten ziemlich oberflächlich ausfielen; und Manches schrieb er überhaupt nur, um es als wohlfeile Gabe und gleichsam als literarische

Visitenkarte zu vertheilen. Allein völlig nutzlos und bedeutungsleer konnte man doch nicht leicht eine Sache nennen, die aus seiner Feder geflossen.

Er übertrug auch die Werke des Königs Friedrich des Großen in einer Auswahl. Diese in einem Bande Lexikon-Format erschienene Ausgabe ist jetzt gänzlich vergriffen und ich habe sie nur einmal zu Gesichte bekommen. Daß er der Arbeit keinen großen Werth beimaß, erhellt aus der Anonymität, die er auf dem Titelblatte — ebenso wie bei der Mischna-Uebersetzung — beobachtete. Er hatte überhaupt von der Bedeutung dieses Königs eine sehr abschätzige Meinung und urtheilte über ihn fast ebenso streng als Macaulay in dem bekannten Essay gethan. Alles, was an Heldenvergötterung streifte, lag durchgängig dieser puritanisch ernsten Natur unendlich fern; und ich habe zuerst im Gedankenaustausch mit ihm die Umfangslinien meiner eigenen Theorie gezogen, wonach gerade das kräftigere Leben der Menschheit nicht in Heldentypen, sondern ganz im Gegentheile in generellen und volksthümlichen Massen zur Erscheinung kommt.

Da es noch eine geraume Zeit dauern dürfte, bis mir die Muße wird, diese meine Theorie ausführlich zu begründen, so muß ich schon der Deutlichkeit halber den Anlaß ergreifen, an diesem Orte einige Andeutungen darüber zu geben. Die Annahme, daß Gutes und Ersprießliches für die Gesammtheit nur durch einzelne sporadisch auftretende große Männer gewirkt werde, ja gewirkt werden könne, hat zwar seit den ältesten Zeiten schon in sehr unbestimmter Form ihren Ausdruck gefunden; allein durch Thomas Carlyle erst ist besagte Meinung zu einem System voll unbeugsamer Starrheit erhoben worden.

Dieser Schriftsteller nämlich hat mit echt englischer Verbohrtheit in seinem Buche: „Ueber Helden, Heldenanbetung und das

Heldenhafte in der Geschichte (**On Heroes, Hero-worship and the Heroic in History**)" den Satz aufgestellt, daß

„die Geschichte dessen, was der Mensch auf Erden geleistet, im Grunde nur die Geschichte der großen Männer sei, die hier gewirkt haben."

Die große Menge sei diesen Führern gegenüber lediglich ein verschwindendes Nichts; und es wäre rein ein Werk des Zufalls, wenn in irgend einem wichtigen Gebiete geistiger oder materieller Thätigkeit plötzlich ein Heros aufgetreten und das lang aufgeschobene Werk von Jahrhunderten allein verrichtet habe.

Abgesehen davon, daß diese Lehre durchaus unwissenschaftlich ist, so ist es auch eine grausame Unterdrückungslehre. Ich sagte, sie ist unwissenschaftlich, denn sie stellt den Helden ganz außerhalb des Zusammenhanges mit seiner Gattung, sie läßt ihn autochthonisch fast aus dem Nichts entstehen; sie gestattet ihm kein Vorher, keine Antecedentien; sie macht aus ihm das reine blaue Wunder für die geistloseste Anbetung. Allein die Heldentheorie ist auch grausam: sie spricht der Unterdrückung und Plünderung unserer Gattung unverhohlen das Wort; sie verschwendet ungemessenen Lohn und Ehre an einzelne viel zu sehr überschätzte Leistungen; sie erhebt aristokratische Schranken rings um die Ausbeute des Verdienstes, ja um den Ertrag redlicher Arbeit. Daß die Weltgeschichte fast nur von großen Männern spricht und die übrige Menschheit als ein riesiges Proletariat ignorirt, ist leider wahr; daß ein paar große Namen und etwas Heiligenschimmer auch jetzt noch alles kulturgeschichtliche Streben beherrschen und monopolisiren, ist schon schlimm genug: allein muß denn das auch in Zukunft so sein? und wer zwingt uns, alles historische Unrecht stumm zu unterschreiben?

Ich meine wahrhaftig keinen Disrespekt gegen die großen Geister; allein ich behaupte, ein gewisses republikanisches Mißtrauen, ein gelegentlicher Ostracismus gegen die sogenannte

Heldengröße ist der Menschheit durch Nothwehr und Selbsterhaltung zur Pflicht gemacht. Ich sehe die Zeit voraus, wo der Kultus der Persönlichkeit völlig in den Hintergrund treten und dem Kultus der gesammten Gattung Platz machen, mit einem Worte, wo die enterbte Menschheit wieder zu ihrem Rechte kommen wird. Und vielleicht findet meine wohlgemeinte Theorie hie und da ein flüchtiges Gehör und trägt mit dazu bei, einem richtigeren Verständnisse von Menschenwerth und Menschheitsbestimmung zum Siege zu verhelfen. Für das ältere Prinzip behalte ich den Ausdruck: „Heros" bei; für mein besseres System ist der Name: „Demos" der allein geziemende. Begreifet und leset jetzt einmal die Geschichte unter diesem neuen Gesichtspunkte, und ihr werdet zu etwas verschiedenen Resultaten gelangen. Weniger Säbelgerassel, aber mehr von der nährenden Arbeit des Pfluges; weniger Dichterruhm, aber desto mehr Sprach- und Spruchweisheit der Gassen und Hütten; weniger feudaler Baronentrotz, aber desto mehr Bürgerglück und Volkswohlfahrt. Der Heroismus erzeugt Götter mit ihrem Weihrauchnebel, der Demos hält fest an dem einen Gotte und dem einen Gottes- und Sittlichkeitsprinzipe; das Heldenprinzip schafft Messiasse, Halbgötter, der Demos erkennt nur den messianischen Beruf der Menschheit an; die Großgeisterepoche nährt sich von der Gnadenlaune physischer wie geistiger Könige, unter dem Demos walten mit segnender Naturgewalt weise und nothwendige Gesetze. Und in einer Zeit, wo der Demos zum Siege gelangt, da wird freilich von dem Heros kein so großes Aufsehen mehr gemacht; allein der Anblick blutbespritzter Märtyrer wird uns gleichfalls erspart bleiben. Man wird nicht wie sonst von einzelnen großen und schönen Dingen bis ins Unendliche singen und sagen; allein das Schöne und das Gute wird dafür in allumwogender Strömung die Menschheit laben.

Im Haushalte der Natur giebt es kein Heroen-Prinzip, da waltet nur der gute Demos. Der Baum, der einmal mit süßen Früchten gelabt, läßt dieselben tausendfältig reifen: man pflückt sie gerade von den fruchtbarsten Stämmen. Ihr sprecht von der Wunderkraft des Genies; allein diese Wundererscheinung, wem sonst verdankt sie ihr Dasein als euerem Glauben? Zuerst gab es Baalspriester, bevor man von falschen Göttern wußte. Ihr betont immer die Seltenheit vortrefflicher Leistungen; allein das kommt nur daher, weil ihre Häufigkeit euch lästig, weil der gute Demos euch unbequem ist. Und nur zu oft habt ihr das Schöne im Blüthenkeime erstickt und die schädliche Volkswirthschaft der Holländer kopirt, welche auf den Molukkischen Inseln eine gute Hälfte der kostbaren Gewürzbäume unbarmherzig umhieben, um den Preis der übriggelassenen über Gebühr in die Höhe zu treiben. Täglich noch kommt es vor, daß ihr das aufstrebende Talent zu einem leidigen Märtyrerthum verurtheilet, zu einer Spott- und Hungerprobe, die absolut darauf angelegt ist, auch den Muthigsten auf halbem Wege umkehren zu machen. Und dann habt ihr freilich recht zu behaupten, daß nur alle tausend Jahre einmal ein Homer, ein Shakespeare, ein Goethe oder ein großer Erfinder geboren werde. Ihr selbst habt ja durch euere geistlose Heroenvergötterung weislich dafür gesorgt, daß das Große, das Schöne bei Leibe nicht allzu sehr in der Welt überhand nehme. Die großen Todten, die es vor euch und ohne euch durchgesetzt haben, groß zu sein, die geniren euch weiter nicht. Die erzenen Standbilder sind bereits bezahlt; und ihr braucht euer Mittagessen nicht mit ihnen zu theilen, braucht sie zu keinem Amte, keiner Brodstelle in Vorschlag zu bringen. Ihr klaget die Juden noch immer des angeblichen Gottesmordes an; allein saget selbst, seid ihr um ein Haar besser? Ist euere Ausrottungspolitik, gegen die aufstrebende Menschenkraft betrieben, nicht eine tägliche

Wiederholung des angeblichen Bethlehemitischen Kindermordes? Der einzige Unterschied dabei ist, daß ihr, fein und gesittet wie ihr seid, das veraltete: „Kreuzige! kreuzige!“ in das nicht minder wirkungsreiche: „Vermindere! vermindere!“ herabgemildert habt. Einen Gott kann man nicht tödten; allein des Demos unschuldiger Nachwuchs wird täglich ohne Schonung dezimirt.

Das wird euch aber für die Dauer nicht mehr gelingen. Dem Demos gehört nun einmal die Zukunft; das Große und Erhabene kann niemals wieder zur Privatdomäne Einzelner werden; und wenn der berühmte Glasschleifer von Amsterdam uns gelehrt hat: „das Eine ist das Alle, Ἓν καὶ πᾶν“ — so wird dieser Satz erst recht verstanden, wenn man ihn auch umgekehrt liest: „das Leben und Wirken Aller ist und besteht als das ewig Eine.“ Doch kehren wir zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück.

In seinem letzten Lebensjahre erledigte Jost ganz besonders viele Uebersetzungs- und ähnliche kleinere Arbeiten; und während er beispielsweise im Auftrage der betreffenden Behörde ein Lesebuch für die israelitischen Schulen Würtemberg's revidirte und mit Beiträgen bereicherte, so rückten die Reden der Baronin Rothschild, der „Strasnoi“ und Aehnliches der Vollendung entgegen. Man möchte sagen, er fühlte ahnungsvoll, daß es Abend um ihn werde, und daß es sich nicht mehr lohne, große Originalarbeiten zu beginnen.

20.

Festlichkeiten, welche vor Jahren zu Ehren vielverdienter Männer veranstaltet worden, haben später, nachdem die Gefeierten inzwischen vom Leben Abschied genommen, für den Leser natürlich nur noch eine sehr untergeordnete Bedeutung. Völlig jene Feier von 1860 mit Schweigen zu übergehen — als es fünfundzwanzig Jahre her war, daß Jost dem Frankfurter Philanthropinum angehörte—würde indeß aus triftigen Gründen als schwere Unterlassungssünde erscheinen. Es gehört vielmehr mit zu meiner Aufgabe, auf einzelne charakteristische Züge dieses Festes auch jetzt noch zurückzukommen.

Dies Anniversarium war während einer geraumen Zeit vorbereitet worden. Am meisten aber trugen die Sitzungen bei dem Maler Professor Moritz Oppenheim[53]) dazu bei, das Gemüth des Historikers in eine eigenthümlich ernste Feststimmung zu versetzen. Dieser Meister der Porträtirkunst war beauftragt, das Bildniß des Gefeierten für die Räume des Frauenvereins herzustellen; und er nahm es mit seiner Aufgabe nicht leicht, wodurch eine ziemliche Anzahl von Sitzungen nothwendig wurde. Jost, in dessen Gesinnungsart Bescheidenheit und Gefühl des eigenen Werthes sich aufs glücklichste verbanden, bestand darauf, daß ich ihn einmal im Oppenheim'schen Atelier besuchen sollte. Und dort sprach der Annalist in seiner gewohnten humoristischen Weise von der ärmlichen Umgebung seines Elternhauses, eine Vergangenheit, welche auf solche Huldigungen nicht die geringste

Aussicht verstattete. Den Lippen des etwas satirisch angehauchten Malers entrang sich das unübersetzbare jüdische Wörtlein: „Nebich!“ 54) von dem harthörigen Jost zum Glücke unvernommen.

Das eigentliche Jubiläum ging am Samstag, den 30. Juni 1860, mit dem gewöhnlichen Aufgebote von Gesang, Reden, Dankadressen und Dejeuner in Szene. Der Präsident des Schulraths, Rütten, Dr. Siegmund Stern u. A. sprachen zeitgemäße Worte der Anerkennung. Anspruchslos und dabei mit prägnanter Geisteskraft ließ der Jubilar in seiner Erwiederungsrede sich über die Ziele seines Lebens vernehmen.

„Bei solcher Feier—sagte er—pflegt man vom Kreise der Familie umgeben zu sein; mir hat leider der Himmel dieses Glück versagt. Es freut mich daher diese Feier vornehmlich deshalb, weil ich durch die Kundgebungen so vieler und echter Freundschaftsbeweise die Ueberzeugung mit mir nehme, daß ich dessenungeachtet in der Welt nicht allein stehe.“

Das Fest ist in den Zeitblättern jener Tage mehrfach beschrieben worden. Eine gedrängte Darstellung enthält unter Anderen der Aufsatz des Lehrers J. Blum (Stein's Volkslehrer, 1860, S. 241. ff.).

An diese Schulceremonie reihten sich an den darauffolgenden Tagen ähnliche, zum Theil noch prächtigere Vereinigungen von Gemeinde, Freundeskreis und Loge. Die einfache Gelehrtenwohnung füllte sich, obgleich Jost sich aufs entschiedenste solche Sendungen verbeten hatte, mit den auserlesensten Ehrengaben. In den engen Räumen drängten sich mehrere Tage hindurch Gratulanten aus fast allen Schichten der Bevölkerung.

Als ich am Samstag Nachmittag ebenfalls hinkam, um ihm meinen Glückwunsch abzustatten, war ein vertrauter Kreis von Hausfreunden in dem wohlbekannten Stübchen versammelt Während man über das Thema des Tages hin- und hersprach

erfolgte plötzlich ein geräuschvoller Einsturz. Erschrick nicht lieber Leser!— —das Gebäude war nur—von Zucker. Eine hohe pyramidenförmige Torte, ein Meisterstück der Konditor-Kunst, war durch die Wärme des Zimmers mit einem Mal in ihre Basis zusammengesunken. Der ruhige Jost lächelte über den Zufall und vertheilte die süßen Trümmer unter die Anwesenden. Mancher dachte vielleicht, indem er seinen Antheil verzehrte: "Absit omen! möge das Gebäude deines Lebens, du Guter, Wohlwollender, viel, viel länger dauern als das Erzeugniß der gebrechlichen Kunst!" Keiner ahnte, daß nicht ganz fünf Monate nur dem Gefeierten noch auf Erden vergönnt sein sollten.

In seiner humoristischsten Laune zog mich der Jubilar damit auf, daß ich dem Musenberufe an diesem Tage nicht durch ein Festgedicht gehorcht hätte. Zufälligerweise hatte einige Tage vorher die Sammlung meiner Gedichte in der Arnoldischen Buchhandlung zu Leipzig die Presse verlassen; und ich überreichte ihm statt aller Antwort das Exemplar, das ich für diesen Zweck zu mir gesteckt, und worin ich auf Seite 217 seiner Verdienste in antiken Metren gedacht hatte. Die Mittheilung der wenigen Strophen dürfte schon der Vollständigkeit halber auf geneigte Nachsicht rechnen:

An Isaak Markus Jost.

Es rühmt der Dichter Zunge die holde Macht,
Mit welcher Lieb' und Freude das Herz bezwingt,
Daß selbst der Jugend flücht'ger Odem
Gerne verweilt bei dem Reichgeschmückten.

Doch mehr als Diese preis' ich die hohe Kunst,
Die mit der Thatkraft Flamme die Seele wärmt,
Und froh begrüß' ich auf des Edeln
Haupte der ew'gen Jugend Festkranz.

Der Künste reichste hast du dir auserwählt,
Mit Jugendfeuer warbst du um Klio's Gunst;
Ein holdes Doppeldasein lebst du,
Heimisch in jeglicher Zeit und Sitte.

Wie trägst du leicht die Tücke des ernsten Tags!
Der Vorwelt Züge liegen enthüllt vor dir,
Und an der Gegenwart Verwirrung
Legst du der schöneren Zeiten Maßstab.

Der Welt Geschicke prüfst du mit reinem Sinn
Und gräbst auf eh'rne Tafeln die edle Schrift
Der Menschlichkeit, die du gedeutet
Uns mit dem zaubernden Stab der Forschung.

Du liebst dein Volk und hebst es zu neuem Ruhm;
Es ruft dein Griffel — o wie beredt, wie schön! —
Aus Judas wechselvollen Tagen
Tönenden Gruß in die bunte Neuzeit.

Noch viel des Schönen schläft in der Zeiten Schoos,
Die Edeln leben für der Erfüllung Lust;
Du wirst im Goldglanz echter Sitte
Schauen des eigenen Daseins Inhalt.

Die Palme unter den poetischen Grüßen dieses Tages gebührt aber unstreitig dem verewigten Leopold Stein, dessen schwungvolle Stanzen, veröffentlicht in seiner Zeitschrift: Freitagabend, 1860, S. 121. ff., auch heute noch mit Interesse werden gelesen werden. Stein hat mit richtigem Gefühle sich gleich eingangs einen mehr allgemeinen Standpunkt gewählt, wobei neben der fünfundzwanzigjährigen Lehrthätigkeit der Schule auch auf die weit umfassendere fünfzigjährige Einwirkung durch Schrift und Forschung auf das gesammte Israel Bezug genommen wird. Doch hören wir selbst:

An Isaak Markus Jost.

Festgedicht von Leopold Stein.

„Mich drängt es heut', dich dankerfüllt zu grüßen
Im Namen Tausender, die du belehrt;
Sie saßen jung und dürstend dir zu Füßen,
Du Quellenmeister gabst den Trank, geklärt.
So möge Gott das Alter dir versüßen,
Wie du der Jugend Labung hast gewährt;
Altmeister unsrer heimischen Geschichte,
Wir grüßen froh dich heut' im Festgedichte.

Ins heil'ge Urgebirg hast du gesenket
Den Forscherblick, die Fluthen strahlten hell.
Und ob auch Manche, die dein Geist getränket,
Ausriefen hadernd: „Unser ist der Quell!"
Ein Lächeln mild hast ihnen du geschenket,
Daß Forscher treu zu Forscher sich gesell';
Dich freut's, der, wo der Quellen sieben fließen,
Mit allen Suchenden den Bund will schließen.

Denn mild und liebevoll, geneigt zum Frieden,
Ist fern von Stolz und Hoffart dein Gemüth;
Was dir an Geistesschätzen ward hienieden,
Was du gepflegt, bis es dir reich erblüht,
Du achtest es als Gut, von Gott beschieden,
Und frommen Dankes warst du stets erglüht.
So reichest reiche Gaben du bescheiden,
Uns wie an Gottes Gab' daran zu weiden.

Zog ja, der Brod giebt unversorgten Raben,
Dich aus der Finsterniß ans Licht hervor;
Von einem weltvergessnen, armen Knaben
Hob er zum Geisterfürsten dich empor.
Fast mußten sterben solche seltne Gaben,
Im Keim ersticken solcher Zukunftsflor,
Wenn Menschen nicht, die Gott bestellt zum Retten,
Des armen Kindes sich erbarmet hätten.

Und dieses Dankgefühl ist dir geblieben;
Wie einst der Jüngling, pflegen wird's der Greis.
Den Kranken beutst du Labsal; deine Lieben
Sind Kinder elternlos; denn das Geheiß,
Das dir Erinnrung tief ins Herz geschrieben,
Du kennst und übst es in gewohntem Fleiß:
„Nichts Herrlicheres giebt's zu Gottes Ehre,
Als Waisen schaffen Brod und Lieb' und Ehre!"

Und wie dein Herz in Lieb' ist nicht erkaltet,
So ist gealtert auch der Geist dir nicht.
Wie heilig deine Seele stets gewaltet,
Der Edeln gleich, von der der Weise spricht:
„Sie merkt, wie reichlichen Gewinns sie schaltet,
Drum auch zur Nachtzeit leuchtet fort ihr Licht!"
So mög' ihr Gott den Leuchtstoff stets erneuen,
Daß wir noch lange deines Lichts uns freuen!

Für einen schönen Ruhm, der nie ersterbe,
Hast du, o Freund, gesorgt wie Josua,
Daß Israel sein geistig Gut erwerbe,
Das ihm verbrieft die Zeiten, fern und nah.
Bin-Nun![55]) vertheilend reichen Wissens Erbe
Durch fünfzig Jahr', wie lichtfroh stehst du da!
Gefeiert an der Weisheit hehrem Throne,
Wie Jair's Sohn[56]) im Schmuck der Jubelkrone.

So feire heute Gottes gnädig Walten,
Nimm unsres Herzens wärmste Wünsche hin!
Des Geistes Rüstigkeit bleib' dir erhalten,
Zum Wirken Kraft, zum Schaffen froher Sinn.
Ein steter Lenz mög' sich vor dir entfalten,
Im Kindergarten blühe dir Gewinn;
Der Jugend Geist umschweb' dich frisch und labend,
Ein heitrer Sabbath sei dein Lebensabend."

Und unsre Kinder rufen: „Amen! Amen!
Der theure Lehrer sei von Gott beglückt!“
In Herz und Geist hast du gestreut den Samen;
Wenn Zukunftsflor jetzt unsre Beete schmückt,
So rückt das Nächste nah' uns deinen Namen,
Wie du das Ferne uns hast nah' gerückt.
Altmeister unsrer heimischen Geschichte,
Das Leben blühe dir zum Festgedichte!

Mit einem Gefühle der Ermüdung reiste Jost noch vor dem Ende der Festwoche nach Badenweiler ab. Er wollte wahrscheinlich noch weiteren Glückwünschen aus dem Wege gehen. Diese Ferien, welche er zu Reisen benützte, — auch Paris und London wurden in dieser Weise besucht — bilden ein schönes Stück am Wege und im Anblicke großer Gegenstände absolvirter Menschenbildung. Und mit diesen Notizen glaube ich denn auch mein biographisches Gewissen bezüglich des Jubiläums um ein Bedeutendes erleichtert zu haben.

21.

So vielseitig die Jost'schen Bestrebungen im Ganzen auch waren, für den näheren Kreis war er vor Allem als Lehrer an der israelitischen Realschule markirt. Schon deshalb müssen wir auf dies Verhältniß etwas näher eingehen und auch der unvermeidlichen Plackereien und Verzögerungen, welche mit der Berufung nach Frankfurt verknüpft waren, der Vollständigkeit halber gedenken. Für diesen Theil der Mittheilungen wurde mir von dem mehrerwähnten Gemeindesekretär Elias Ullmann in Frankfurt einiges Material zur Verfügung gestellt, aus welchem Einzelnes, was heute noch Interesse hat, den Lesern hiermit dargeboten wird.

Ich beginne mit einem Rescripte des Senats-Referenten über Jost's Berufung:

„Das Einberichtete kann zur vorläufigen Nachricht dienen. Herr Jost scheint nach seinem Brief ein Ehrenmann zu sein. Sollte es der Verfasser der Geschichte der Juden sein, so möchte er doch viel zu hoch stehen, um die Stelle eines Elementarlehrers mit dreißig Lehrstunden um den Gehalt von 1000 Gulden (=400 Dollars) anzunehmen

Frankfurt, 11. Februar 1835. Ihne."

Wie wenig kannte dieser Beamte den Umfang der Jost'schen Bescheidenheit! Das Schulrathsmitglied Isaak Rothschild, der in Berlin mit Jost verhandelt hatte, schreibt nämlich am 1. März 1835 von der preußischen Hauptstadt aus an den Schulrath:

„Die einzige Ursache, warum er Berlin verlassen will, ist, weil er hier bei den verschiedenen Ansichten in der Gemeinde das Gute, was er im Sinne hat, nicht ausführen kann, und es bei uns und an unserer Schule thun zu können überzeugt ist.... Er will jeden Unterricht und auch in jeder Klasse, selbst im ABC, geben, welches er auch hier (in Berlin) thut, und sagt, daß man auch darin groß sein könne .... Nachdem ich diesen geraden und offenen Mann nun persönlich kennen gelernt habe, halte ich es gewiß für ein Glück, einen solchen an unserer Schule und Gemeinde zu besitzen.

In der That wurde der Mann, der jeden Lehrstuhl seines Faches an irgend einer Universität geziert haben würde, zunächst als Elementarschullehrer an der Stelle des kurz vorher verstorbenen Lehmann B. Hanau angestellt. Auch die Gehaltfrage fand keine besonders glatte und freigebige Erledigung. Indeß verstattet uns der durch die Unterhandlungen herbeigeführte Briefwechsel so manchen lohnenden Einblick in die innere Gedankenwelt des menschenbildenden Altmeisters.

In einem Briefe vom 27. Januar 1835 an den preußischen Hofjuwelier S. D. Oppenheim in Frankfurt läßt sich Jost wie folgt vernehmen:

„Ein Mann von Tüchtigkeit wird durch Unterordnung nicht gedemüthigt ....Wer für eine Idee lebt und seines Lebens Ziel und Zweck nicht gerade auf den Erwerb allein setzt, läßt sich auch nur, insoweit es nöthig ist, von der Außenwelt bestimmen; im Uebrigen lebt er innerlich. Zu dieser Klasse gehört Zunz mit seiner rabbinischen Literatur, und ich mit meinem Jugendunterricht; Jeder von uns hat seinem Lebenszwecke die schönsten Geldaussichten geopfert, er noch mehr als ich. Da die Gemeinden noch nicht reif genug waren, um Ideen und etwaige Meisterschaft zu bezahlen, so blieb unserem Streben nur der Privatwirkungskreis. Was nun den meinigen anbelangt, so hat ihn der Herr ungeachtet starker und zerstörender Stürme dennoch gesegnet.“

Der Historiker fährt dann fort, sich über die Resultate seiner Bestrebungen zu verbreiten, durch welche nicht nur sein

Erwerb gesichert, sondern auch ein namhaftes „Kapitälchen" erübrigt sei, bezeichnet aber dennoch eine öffentliche Wirksamkeit als seinem inneren Leben bei weitem zusagender.

„Die äußeren Lebensfreuden haben keinen Reiz für mich und die Meinigen. Gelderwerb ist nur nöthig, wenn man mit der Welt zu ringen hat und mögliche Ausfälle im voraus zu decken bemüht sein muß; Kinder habe ich nicht. Mir würde also ein öffentliches Amt mit mäßigem Einkommen, zumal jetzt alle meine anderweitigen Unterstützungspflichten—(er hatte früherhin von zu ernährenden Familienappendixen gesprochen)—aufgehört haben, ganz erwünscht sein.......Den Begriff ‚Unterordnung', was auch die Welt davon denke, würde ich nicht beachten; denn Jeder, der ein Amt hat, ist dem Gesetze und nicht der Willkür unterworfen, und dem Gesetze, ja oft genug den Umständen, ist ja auch der Freieste unterworfen.

Ein mäßiges Einkommen nenne ich aber ein solches, womit eine an Anstand, Reinlichkeit und Ordnung gewöhnte Familie an ihrem Wohnorte alle Lebensbedürfnisse bestreiten könnte. Das ist nicht zu viel verlangt, denn billigerweise kommt dies schon einem Anfänger zu, geschweige einem Erfahrenen und Ausgedienten, der dennoch zur Befriedigung literarischer Bedürfnisse sich anzustrengen hat....Soviel glaube ich bei der flüchtigen Ansicht auf der Durchreise wahrgenommen zu haben, daß ein Honorar von 1000 Gulden, welches bei uns 570 Thaler wären, ohne Amtswohnung und sonstiges Deputat schwerlich genügen dürfte, um in Frankfurt mit einfachem Anstande durchzukommen. Bei 28—30 Stunden wöchentlich aber müßte ein Mann, der nicht zu den Anfängern zu zählen ist, und der einer größeren Gemeinde, wenn sie dies zu würdigen weiß, anderweit nützen kann, mindestens nicht allzu sehr beschränkt werden. An einem kleineren Orte wären vielleicht 1000 Gulden genügend, wo in Frankfurt 1200 nicht zu viel scheinen, namentlich wenn eine so gebildete Gemeinde, durch eine Art Gemeingeist geleitet, sich entschließt, ihre Aemter mit Männern zu besetzen, die bereits einigen Ruf haben, und gewissermaßen dadurch ihre Anerkennung darzuthun."

Er wäre ohne Schwierigkeit bereit, auf eine Veränderung seines Berliner Domizils einzugehen,

„da ich dessen Annehmlichkeiten ohnehin nicht genieße und lieber in freund-

licher Naturgegend lebe, wo ich auch mehr gleichgesinnten Umgang zu finden hoffen dürfte.

Nicht ohne vielfache Erwägung und Schwierigkeit — der Schulrath in einem Schreiben vom 6. Februar 1835 wollte absolut nur von 1000 Gulden wissen und Jost war in seiner Antwort vom 10. Februar auf seine frühere Bedingung bestanden — wurde der Geldpunkt endlich zur Zufriedenheit des Neuangestellten geordnet. Jost wurde als außerordentlicher Lehrer mit dreißig Unterrichtsstunden und 1000 Gulden angestellt. Weitere 200 Gulden wurden ihm für Vorträge in der Andachtsstunde, die er abwechselnd mit Heß und Creizenach zu halten hatte, bewilligt. Am 20. Mai desselben Jahres wurde die Wahl von der „gemischten Kirchen- und Schulkommission" der freien Stadt bestätigt, wobei diese gestrenge Behörde es sich nicht nehmen ließ, darauf hinzudeuten,

„daß der neue Lehrer sich sofort bei hochlöblichem Polizei-Amt dahier um den benöthigten Permissionsschein zum hiesigen Aufenthalt zu bewerben habe."

Es wäre doch eine zu große Gefahr für das Vaterland gewesen, wenn der allzu revolutionäre Jost sich bei dem nächsten Demagogen-Sturm auf die Konstabler-Wache betheiligt und man seinen genauen Aufenthalt nicht gewußt hätte.

Alle diese Dinge sind kulturgeschichtlich wichtig. Es vergingen noch Monate, bis man dem harmlosen Manne den unbeanstandeten Aufenthalt zwischen dem Eschenheimer- und Obermainthor gewährte.

„Diese Angelegenheit mit der Polizei — schrieb mir der Aktuar Ullmann — hat unserem guten Jost viele Unzuträglichkeiten bereitet, zu einem weitläufigen Schriftenwechsel Veranlassung gegeben. In einer Eingabe vom 16. August 1835 an den Schulrath äußerte er sich unter Anderem

wie folgt: 'Ich kann nicht umhin, die Angelegenheit meines Aufenthaltes hierselbst, welche mich ernstlich bekümmert, ganz ergebenst in Erinnerung zu bringen.' Doch wurde dieser Gegenstand bald geregelt, so daß er sich später nur mit Lachen daran erinnerte."

Am 26. Januar 1838, nach etwa dreijährigem Wirken, ist Jost in der Lage, dem Schulrath für Gehaltserhöhung und Ständigkeit seines Amtsverhältnisses zu danken. Höher als bis zu 1400 Gulden — diese Bewilligung datirt von 1857 — hat er es aber nie gebracht. Selbstverständlich wurden ihm bei zunehmendem Alter mehrere Unterrichtsstunden abgenommen.

Im September 1856 vertrat er die Schule auf der Altenburger Reallehrer-Versammlung und sprach sich in einem Schreiben an den Schulrath vom 2. Oktober über die empfangenen Eindrücke fast begeistert aus.

„Die amtliche Sendung eines Mitgliedes unserer Schule wurde mit lebhafter Anerkennung aufgenommen. Sowohl der frühere Minister, Herr von Wüstemann, welcher mich am 24. in meiner Wohnung aufsuchte, —es geschah dies auf Anregung des Direktors Dr. Kühner von hier—um mich zur Tafel einzuladen, als auch der zugleich anwesende regierende Minister, Herr von Larisch, bezeigten die wohlwollendste Theilnahme für die Wirksamkeit unserer Anstalt."

Jost war in den letzten Jahren zunächst mit dem Unterricht in deutscher Sprache, Stilistik und deutscher Literatur betraut. Er nahm es damit, wie mit Allem, was er that, fast peinlich genau und bereitete sich noch im Alter auf viele seiner Lektionen mit aller Gewissenhaftigkeit vor. Ein echter Sohn seiner Zeit und Basedowischer Epigone hielt er sehr viel auf Lehrpläne und Theorien, die alle möglichen Ereignisse im Schulleben voraussehen sollten. Auch in mich drang er, bei Uebernahme der Erzieherstelle, die ich zu Hull in England etwas über ein Jahr, 1860—62, bekleidete, schon Monate lang vorher einen genauen Schulplan zu entwerfen. Die unberechenbaren Launen Jung-

Englands würden denselben denn doch vollständig durchkreuzt und vereitelt haben.

Sein Unterricht war interessant und gründlich eingehend, jedoch, wie es mir als Ohrenzeugen erschien, für die Mittelklassen beinahe zu akademisch vornehm. Als Literaturlehrer war sein Vortrag von eigenthümlicher Eleganz, wie man es von dem feinen Literaturkenner erwarten konnte. Seine Privatlektionen wurden deshalb noch in den Jahren seiner Neige par excellence verlangt. Besonders in Bezug auf Schulverwaltung habe ich mannigfach von seinen reichen Erfahrungen profitirt.

Seine Ansichten von der Erziehungskunst hielten die glückliche Mitte zwischen einem rohen Empirismus und jener unendlichen Systemmacherei, welche mit der leidigen pädagogischen Schönrednerei gewöhnlich Hand in Hand geht. Es war einige Gefahr vorhanden, daß er in eine Richtung unfruchtbaren Theoretisirens hineingezogen würde, denn er war zu Frankfurt von erziehlichen Schönrednern und Worthelden genugsam umgeben und beeinflußt. Allein zum Glücke war seine Richtung und sein Lebensweg bereits in fest gezogenen Denklinien umrissen und begrenzt, und konnte nicht leicht von außen gestört oder stark modificirt werden. In einem Aufsatze: „Briefe über Schulwesen", den er in Klein's Israelitischer Schul- und Jugendbibliothek, Jahrgang 1., 1858, S. 152. ff., veröffentlichte, führte er z. B. den praktischen Gedanken aus, die konfessionell-jüdische Volksschule müsse gepflegt und aufrecht erhalten werden; welches bei der einreißenden Verflachung in religiösen Dingen damals der einzig richtige Weg war.

Konfessionelle Volksschule, du Schmerzenskind der Fünfziger und Sechziger Jahre! wie viel habe ich selbst um deinetwillen schon gelitten in Jahren der Begeisterung, des trunkenen Jugend-

muths und des heiligsten Vertrauens! Des seid ihr Zeugen, schnelle Wogen des reißenden Waagflusses, die ihr meinem unvergeßlichen Lipto-Szent-Miklos so geschäftig vorübereilet! Klein war des Liptauer Komitates Hauptort zu allen Zeiten; und dennoch wurde daselbst ein großer Verrath geübt an einem der Weltsitte unkundigen jungen Manne, der im Schweiße seines Angesichtes lehrte und predigte, und sein kärgliches Stück Brod brach mit den Nahen und Fernen. Ja, ich lehrte und litt, und litt und lehrte, während meine Verfolger praßten oder sehr viel beteten; bis die sichere Vergeltung sie allmälig ereilte, Einen nach dem Anderen.

Es ist eine lange Geschichte, und ich erzähle sie euch vielleicht ein anderes Mal ausführlicher, zusammen mit meiner Münster'schen Amtsgeschichte; denn was die Ungarstadt gethan an dem kühnen jungen Lebensfahrer, das hat die Westphalen-Metropole reichlich wiederholt an dem gereiften Manne und an all dem theueren Leben, das er dortselbst rings um sich gepflanzt. Es war aber die konfessionelle Volksschule hier wie dort; es war außerdem die vielgerühmte Lehrer- und Predigerpflanzschule in der genannten norddeutschen Stadt. Und was ist für diese Anstalten nicht Alles gethan worden! Ich spreche nicht von den paar Bettelreisen, die ich selbst, um Geldmittel aufzutreiben, für die Münster'sche Stiftung unternommen; ich spreche auch nicht von meinen beruflichen Kämpfen, denn die lagen gleichsam in der Luft und waren trotz warnender Vorzeichen nicht zu vermeiden. Wol aber spreche ich von der inneren Feindschaft, welche der unfruchtbare Boden und die Kleinheit der Seelen dem Werke bereiteten. Redlich gearbeitet haben noch Vier oder Fünf, die vor mir da waren. Nun, ich knüpfte unverdrossen an ihr Werk an; und heute darf ich meine Rückschau mit dem Ge-

ständniß begleiten: weit im Lande rings umher sitzen und lehren meine Schüler.

Allein die konfessionelle Volksschule war trotz alledem nicht zu halten. Sie wurde immer kleiner, und schon vor meiner Zeit waren ihre Hunderte nur noch durch spärliche Dekaden vertreten. Sie darbte und hungerte an Kollegenbosheit und Brodneid, an dem Uebermuthe eines Rittergutsbesitzers, an dem Dünkel einiger Großhändler, an der thörichten Gleichgültigkeit der Gemeinden, welche in der konfessionellen Schule eine Art Gefahr für das Prinzip der Gleichstellung erblickten.

In Amerika mag die Ablehnung der jüdisch-konfessionellen Schule vielleicht gerechtfertigt sein Ich wüßte in der That kaum ein anderes Land, wo die tüchtigen Volkselemente einen Anschluß an die nichtkonfessionelle Elementarschule so rathsam erscheinen lassen; selbst England bietet nicht dieselbe Garantie. Und wer weiß, vielleicht denkt man auch hier in diesem Freistaate über die Sache anders, wenn nur erst unsere Gemeinden kompakter geworden sind. Allein in Deutschland und Oesterreich, da walten völlig verschiedene Verhältnisse, und eine jede Großgemeinde sollte es allda heute noch als eine Ehrensache betrachten, ihre eigene Volksschule zu haben und diese wo möglich zu einer Musteranstalt zu erheben. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß jüdische Kinder die interkonfessionelle Schule vermeiden sollen. Wohl aber halte ich es für unerläßlich, daß Israel auch auf einige Schulen, die sein eigen sind, hindeuten könne. Und wären auch Religionsduldung und soziales Verhältniß aufs idealste gestaltet, so müßte doch schon die edle, schulliebende Tradition des Judenthums dazu führen, auf den Bestand eigener Schulen hinzuarbeiten und in ihnen die besten Früchte religiöser wie allgemeiner Erziehung aufzuzeigen. Ihren beiden Realschu-

len verdanken die Frankfurter Israeliten entschieden eine gute Hälfte ihres Wohl- und Ehrenstandes. Trotz meiner eigenen traurigen Erfahrungen habe ich deshalb, in diesem Stücke wenigstens, es dem guten Jost gleich gethan. Ich habe zeitlebens für die konfessionelle Schule, und nicht ohne Erfolg, geschrieben und gearbeitet.

Jost's Grundsätze über Mädchenerziehung waren vom liberalsten Anhauche moderner Zeit durchweht. Er wollte das Weib von keiner Domäne des Könnens und Wissens ausgeschlossen sehen; allein bei seinen direkten Schützlingen, den Schülerinnen des Frauenvereins, vergaß er dabei doch keinen Augenblick, auf Kochkunst und gründliches Haushaltungswesen zu dringen.

Ebenso war er der politischen Frage, die an den Schulmann fast täglich herantritt, vollkommen gewachsen. Der öffentliche Volkslehrer schwebt und steuert nämlich auf dem Boden des Staates beständig zwischen zwei divergirenden Strömungen hin und her. Während ein sehr wohlfeil zu habender Volksbeifall ihn unter Umständen antreibt, in jedem Lesestücke den Demagogen zu spielen und von Volks- und Menschenrechten zu deklamiren, so verlockt ihn andererseits die strenge Staatsaufsicht, bei jedem Satze der hohen Obrigkeit die Huldigung zu erneuern. Wie klug, wie männlich und wie wahr gegen sich selbst wußte da unser treuer Isaak Markus die beiden Klippen zu vermeiden und in allen Dingen, wo die Politik an das Schulleben anklingt, die richtige Mitte zu bewahren!

Einer besonderen Anmerkung ist der Fleiß und die Vorliebe werth, womit Jost das E n g l i s c h e betrieb. Er war Meister vieler Sprachen, redete und schrieb mehrere mit zweifelloser Eleganz, verfügte über den echten Pariser Accent: kurz sein Geist war von fast polyglotter Anlage. Allein was unsere Vettern jenseit des Kanals La Manche betrifft, zu denen fühlte er sich ganz besonders

hingezogen: er war durch und durch Anglomane. Der große Barde vom Avon und die prächtigen Humoristen und Essayisten des achtzehnten Jahrhunderts hatten es ihm rein angethan. Er unterrichtete nicht nur für sein Leben gern die Sprache Albions; er schrieb auch in Verbindung mit dem Professor G. F. Burckhardt — ich habe nie erfahren können, wer dieser Burckhardt eigentlich war — eine der besten englischen Sprachlehren, die überhaupt je verfaßt worden. Dieses „Ausführliche theoretisch-praktische Lehrbuch der englischen Sprache“ erschien bei Amelang in Berlin 1826 in erster, und 1852 in vierter verbesserter Auflage. Die Grammatik, welche nach der bei ihm so beliebten Methode durch eine Masse der anziehendsten Uebungs- und Lesestücke zugleich zur unterhaltendsten Lektüre wird, kann als die schönste Blüthe der englischen Didaskalien Jost's bezeichnet werden. Von seinem „Erklärenden Wörterbuch zu Shakespeare's Dramen“ haben wir bereits in einem früheren Kapitel gesprochen.

Die Unterrichtskunst beschäftigte ihn überhaupt zu allen Zeiten noch viel nachhaltiger als die Erziehungskunst; und unter den didaktischen Fächern war wiederum die schöne Domäne des deutschen Stils eine der Lieblingsspezialitäten seines öffentlichen Lebens. Schon 1835 gab er bei Amelang in Berlin ein „Handbuch zum Unterrichte im deutschen Stil“ heraus, welches verdienten Beifall fand. Allein seine Beobachtungen blieben bei diesem ersten Versuche nicht stehen. Gestützt auf die täglichen Erfahrungen, die ihm als Lehrer dieses Faches zur Verfügung standen, schrieb er im Laufe der folgenden Jahre eine Reihe von Lehrbüchern, die einander ergänzend ihm als Meister des Gedankenausdruckes in Deutschland einen schönen Platz anweisen. „Die Lehre vom Satz und Periodenbau“ erschien 1847. Daran reihte sich: „die Lehre des hochdeutschen Ausdrucks in Rede und

Schrift" 1852, und „die Schule des freien Gedankenausdrucks," 1853. Das bedeutende Geistesgut, welches in diesen fortschreitenden Untersuchungen niedergelegt ist, wurde nicht nur im täglichen mündlichen Lehrvortrage vertieft und erweitert; sogar im blosen Gesprächstone ließ er sich oft in anregendster Weise über seine Disciplin vernehmen.

„Ein literarisches Werk," sagte er eines Tages, „muß mit großer Entschiedenheit und wo möglich mit einem Hauptsatze beginnen. Nur die Philosophen genießen das Vorrecht, daß sie neben dem Hauptportal sich an der Mauer so eine Zeitlang herumdrücken. Sie sind eben in Verlegenheit, wie sie in das Gebäude hineingelangen sollen."

Oft gaben die Verschrobenheiten unserer Tagesliteratur und die schlechte Schreibart unserer Zeitungen den spielenden Anlaß zu den feinsten Bemerkungen über Stil und Redekunst, wobei namentlich das Wesen der Volkssprache mit dem genauesten Verständniß dargelegt ward. Und dabei hatte Jost keine Spur von pedantischem Rigorismus in seinem Wesen. Er bedeckte die Sprachgebrechen seiner Nebenmenschen mit dem Mantel der Liebe, und kein satirisches Zucken seines Mundwinkels verrieth sein Besserwissen, wenn die guten Frankfurter durch ganze Schäffel verschluckter „n" sich im „Esse'" und Trinke'", "Handle'" und „Wandle'", „Fahre'" und „Laufe'" vor ihm überthaten. Er selbst, der gute Stilmeister, sprach stets korrekt aber niemals gesucht, stets hochdeutsch aber niemals hohes Deutsch. Er befliß sich für gewöhnlich des mittleren Stils und hob die Zierden auf für den Feiertagsbedarf des literarischen und Lehrberufes.

Es ziemt sich nicht, von der Betrachtung dieser Frankfurter Schulszenen sich abzuwenden, ohne durch die Anführung seiner bekannteren Kollegen das Schulhaus am Maine noch etwas deutlicher zu markiren. Außer dem Dirigenten, Dr. S t e r n, wirk-

ten noch daselbst Dr. Jakob Auerbach, Leopold Beer, Isaak Blum, Dr. Lehmann, Dr. Oelsner, Schönhof, Teblee, Tendlau, der Bruder des bekannten Schriftstellers, und noch etwa zehn andere Lehrer, außerdem sechs Lehrerinnen.

Der Frankfurter Schulthätigkeit ist, wie bereits mehrerwähnt, eine etwa zwanzigjährige in vielen Beziehungen noch umfassendere pädagogische Wirksamkeit in Berlin vorangegangen. Dortselbst verstarb 1816 der Schuldirektor Bock, dessen Anstalt von Juden und Christen stark besucht ward. Jost übernahm die Schule, die ihrem Verfalle nahe war, und hob sie zu neuer Blüthe. Sie hatte fünf Klassen mit beinahe 130 Schülern, wovon etwa die Hälfte christliche Bürgersöhne waren. Da erschien im September 1819 die berüchtigte Ministerialverfügung, welche ihn zwang, die christlichen Zöglinge zu entlassen. Indeß war Jost's Ansehen als Erzieher genugsam bei der jüdischen Gemeinde gesichert, um seinem Unterrichtsunternehmen einen ziemlich gedeihlichen Fortgang durch noch weitere sechzehn Jahre zu verbürgen.

Dieser Eingriff des preußischen Judenhasses in die Jost'sche Laufbahn bietet den schicklichsten Anlaß, von der apologetischen Thätigkeit des Historikers ein erklärendes Wort hier anzureihen. Als Vertheidiger des Judenthums ist Jost mit großer Energie und nicht geringer dialektischer Fertigkeit, die ihm auch, wäre er Jurist geworden, zu Erfolg verholfen hätte, in die Schranken getreten. 1833 erschien sein: „Offenes Sendschreiben an Karl Streckfuß." Dieser Uebersetzer Tasso's und Ariost's und Urheber eigener längst vergessener Sonette und Madrigale hatte eine Schrift: „Ueber das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten", Halle 1833, vom Stapel gelassen, worin in der be-

kanten hämischen Weise der preußischen Staatsphilosophen jener Zeit der Nachweis von der Unzuträglichkeit des jüdischen Elements im christlichen Staate versucht wurde. Jost's Antwort soll gute Wirkung gehabt haben. Da es bekannt geworden, daß der Historiker sich zu einer Antwort rüstete, habe der Gegner, so sagte mir Jost, mit ritterlicher Artigkeit seinen Einfluß dazu gebraucht, dem jüdischen Schriftsteller Censurfreiheit zu sichern.

„Doch, behauptete der Letztere, nahm er es später übel, daß ich von diesem Dispens einen so weiten Gebrauch machte."

Schon vorher aber, unter den Schauern des Hoffnungsjahres 1830, hat der allezeit fertige Jost eine starke Broschüre herausgegeben, welche unter dem Titel: „Was hat Herr Chiarini in Angelegenheiten der europäischen Juden geleistet?" die literarischen Unthaten dieses vormärzlichen Rohling geißelt. Der Abbee Chiarini, Professor an der Warschauer Universität, ein aufgeblasenes italienisches, französisch schreibendes Pfäfflein, hatte ein Buch: „Theorie des Judenthums" (Theorie du Judaisme) in die Welt gesandt und darin ein wahres Höllengebräu von Lügen und Entstellungen aufeinander gehäuft. Jost weist ihm krasse Unwissenheit, cynische Gemeinheit und schülerhafte Massenabschreiberei, namentlich aus dem Buxtorf, nach und macht ihn fortan literarisch unmöglich. Der Name Chiarini ist vergessen; nur noch in antiquarischen Bücherverzeichnissen stößt man auf seine charlatanistische Ankündigung des übersetzten Talmud. Man kommt ordentlich in Versuchung, Deborah's alte Prophetie in eine gemilderte Form zu travestiren:

„Unschädlich gemacht werden deine Feinde, o Herr; aber seine Freunde, wie Sonnenaufgang ihre Herrlichkeit! Und das Land hatte vierzig Jahre Ruhe." Richter 5, 31.

Und jetzt, nach vierzig Jahren und mehr, wie gut könnten m

heute wieder eine solche kräftige Abwehr gegen die Apione und Manetho's von neuestem Datum brauchen!

In einem viel ruhigeren und gemessenen, fast schüchternen Tone sind die „Legislativen Fragen,“ 1852, denen noch im selben Jahre ein Heft: „Nachträge zu den Legislativen Fragen“ auf dem Fuße folgte, gehalten. Ein eigentlicher Angriff war hier nicht vorausgegangen; wohl aber waren leise Oscillationen und Zuckungen der preußischen Gesetzgebungsmaschine am Horizonte leise vernehmbar geworden. Das demagogenriechende Regime Friedrich Wilhelms III. war 1840 zu Grabe gegangen und hatte das Reaktionsgeschäft an die etwas mehr verheißende aber ebenso wenig erfüllende Staatsromantik der folgenden Jahre vererbt. Die Menschen versprachen sich etwas von dem gelehrten und belesenen Hohenzollern, der jetzt die Krone trug; und die Israeliten Preußens nahmen sich vor, sich auf die andere, die noch nicht wund gelegene Seite zu betten und an schönere Tage zu glauben. In diese Situation hinein verlegt nun der Historiker sein wohlgemeintes politisch-legislatives Stimmungsbild. Für die damalige Zeit mag dieses ruhige Plaidoyer einen guten Eindruck gemacht haben. Heute würde man sagen: diese Molltöne sind viel zu weich für den bewegteren Zeitathem. Und mit diesem Büchlein nahm der bescheidene Tribun zugleich Abschied von seiner maßvollen öffentlichen Wirksamkeit. Sein Leben wurde mehr und mehr ein innerliches. Auch für die wichtigsten Tagesfragen bezeigte er nur noch eine getheilte Aufmerksamkeit. Sogar die Zeitungslektüre verschaffte ihm in den letzten Jahren nur wenig Anregung mehr. Es ist kein Zweifel, das Treiben und Wogen einer Zeit, die mit dem Blitzdrahte schreibt, wuchs solchen ruhigen Naturen, wie er eine war, einigermaßen über den Kopf.

22.

Die beste Rechtfertigung einer Gemeinschaft ist und bleibt ein für allemal der getreue Bericht über ihr Thun und Wirken; der Historiker ist im Grunde der einzige Apologet, dessen die Menschen und Dinge bedürfen. Von Jost, dem Verfechter jüdischer Integrität und Gleichberechtigung, kehren wir auf die naturgemäßeste Weise stets wieder zurück zu Jost, dem Geschichtschreiber.

Vor uns liegt das große zwölfbändige Geschichtsbuch, einen Forscherfleiß von siebenundzwanzig Jahren, von 1820 bis 1847, umspannend. Ist die Zahl zwölf eine bloße Zufälligkeit, oder hat der in den meisten Dingen so nüchterne Mann denn doch vielleicht in einem unbewachten Momente stolzeren Bewußtseins an die zwölf Folianten des Talmuds gedacht? Ich nenne das große Buch sein Hauptwerk, trotz einzelner Vorzüge der beiden ergänzenden Schriften. Man kann die zweibändige Israelitengeschichte als ein elegantes Handbuch und in Bezug auf Gedrängtheit und Präcision als eine That weiser Selbstbegrenzung betrachten. Die Geschichte des Judenthums und seiner Sekten wird uns stets durch den feinen Schliff der Schreibart, die meisterhafte Kritik und die überlegene, fast diplomatische Ruhe imponiren. Die größere Geschichte aber ist bei dem nöthigen Maße historischer Objektivität just noch subjektiv genug, um den M e n s c h e n Jost uns wiederzuspiegeln. Ich habe nie bei Geschichts-

büchern von solchem Umfange und solcher Anlage an eine vollständige historische Objektivität glauben wollen. Waren vielleicht Tacitus und Thucydides objektiv? war es Livius? war es unter den Neueren Macaulay? Es geht eben nicht so leicht mit der sachdenklichen Ruhe miterregter bedeutender Menschen.

Ein großes Stück Menschenleben ist in diesen Büchern aufgespeichert. Zuerst erschienen die neun Bände von 1820 bis 1828, so ziemlich jedes Jahr ein Band. Dann ruhte achtzehn Jahre lang die historische Feder; von 1846 bis 1847 ward in den Schlußbänden die neue Israelitengeschichte gegeben. Der ganze Jost ist in diesen Blättern enthalten mit seinen großen Tugenden, aber auch mit seinen mancherlei Rauhheiten und Schroffheiten.

Sunt vestigia rerum! der gesammte umfassende Apparat des Jost'schen Bildungsprozesses liegt in diesen Büchern verarbeitet. Diese weitläufigen Relationen, diese Papstbriefe und Kaiser-Regesten, diese geographischen Excurse, breit, aufgeklärt und etwas notizenstolz, es ist so recht ein Reflex der Göttinger Epoche. In Göttingen hörte er Johann Gottfried Eichhorn, trieb er bei Erdmann Arabisch, besuchte er die Hörsäle Pott's, Steudlin's, Plank's, Heeren's, Mitscherlich's; ja übte er sich bei Thibaut noch außerdem etwas im juristischen Denken.

Auch war es seine geliebte Georgia Augusta, die ihn mit Bezug auf sein Geschichtswerk im Jahre 1827 durch die Doktorwürde auszeichnete. Jost war gerade nicht titelsüchtig, hielt auch sonst nicht viel von Promotionen, unterließ es aber doch selten, die akademischen Initialen seinem allerdings etwas zu einsilbigen Namen beizufügen.

An diese Göttinger Eindrücke schlossen sich ergänzend die Ber-

liner Studien. In Berlin wurden Boeckh, Buttmann, Friedrich August Wolf, Solger u. A. gehört; Aesthetik, Literaturgeschichte getrieben; in allen möglichen Alterthümern herumgewühlt.

In der großen historischen Lebensaufgabe, welche sich der fleißige Bernburger gestellt, war vorläufig für den ästhetischen Sinn nur an geringe Ausbeute zu denken. Feine kritische Aperçüs, wie sie Zierden aller edleren Geistesgeschichte bilden, sucht man hier vergebens. Wohl aber lag in der Bewältigung massenhaften Gestrüpps und quellenarmer Wüsteneien die Gelegenheit zu einer philosophischen Muthprobe, wie sie noch selten einem geistigen Kämpfer geboten ward.

Und Jost weiß für Alles Rath. Es ist ein schweres Stück Arbeit, und Jost bricht sich mit Händen und Füßen Bahn. Er hat fast Schwielen an den Fingern, rauhe Worte auf den Lippen; ja rauhe Worte gegen die eigenen Stammesgenossen, gegenüber dem zeitweiligen Wucher, der Volksaussaugung, dem rabbinischen Dünkel und Fanatismus. Allein es wird doch allmälig Tag um den rüstigen Pionier; und so kämpft und windet er sich redlich durch bis zu einer freie Aussicht bietenden Lichtung, bis zur Mendelssohnischen Zeit.

Die Jost'sche Geschichte enthält in eingesprengten Erzadern zugleich die Hauptresultate seines Denkens und seiner Weltanschauung, vor Allem seine Wissenschaftslehre. Aus einem mühsamen philosophischen Erkenntnißprozesse erheben sich die spärlichen Bausteine zu historischen Fundamenten, auf denen alle Welt von jetzt an weiterbaut und welche die Wissenschaft nicht mehr ignoriren darf. Arabisch, Syrisch, etwas Persisch wird in den Kampf geführt; alle möglichen Handhaben werden angelegt; ein ewiges Vergleichen ist die Losung des Tages. Allein Jost ist

bedachtsam, Jost sorgt für Alles. Er warnt uns Jüngere, die Bedeutung des Arabischen nicht zu überschätzen und den hebräischen Sprachschatz durch arabisirende Methode nicht in unnöthige Verworrenheit zu stürzen.

Und so könnten wir noch Vieles anführen. Doch wozu? Es ist ja männiglich bekannt: die Geschichte Israels und seiner zahllosen Leiden und wenigen Freuden und ewigen Hoffnungen trägt auf undenkliche Zeiten hinaus — und gewiß nicht zu ihrem Nachtheil — Jost'sche Züge.

Aber ach, das alte Lied und die alte Jeremiade klingt uns wieder zu Ohren! Es giebt eben nichts Vollkommenes auf dieser unvollkommenen Erde; und auch die besseren Resultate der geschichtschreibenden Kunst sind weder dem Frankfurter Altmeister noch seinem Breslauer Rivalen so recht gelungen. Beiden war es auferlegt, mit dem spröden und endlosen Stoffe für jetzt noch einen mühsamen Kampf zu bestehen. Die Beredsamkeit eines Livius und der übrigen glorreichen Alten, wir suchen sie vergebens in den Jahrbüchern jüdischer Leiden und Katastrophen. Wir erwarten sie in der That darin ebenso wenig wie den Tacitanischen Kraftstil oder die pragmatische Geschichtsepik eines Eduard Gibbon. Allein andererseits will es uns bedünken, auch diese betrübsamen Einzelgeschichten, diese Verfolgungen, Gemeindestreitigkeiten, Wirrnisse, diese Pseudo-Messiasse und gebetmantel-umhüllten Kabbalisten, und dann wiederum diese paar Aufklärer: sie mögen Jedes für sich ganz treu nach dem Leben gezeichnet sein; jedoch in ihrer Gesammtheit stellen diese Dinge noch lange nicht Das uns vor Augen, was man sich so gerne als den Hauptgegenstand der jüdischen Geschichte vorstellt.

Nein, die jüdische Geschichte, wie ein zukünftiges Weltalter und ein edlerer Geschmack sie fordert, ist nicht eine Reihe un-

wesentlicher Zufälligkeiten, von keinem einheitlichen Gedanken zusammengehalten. Im Gegentheil, es ist die Geschichte des fortleitenden Gedankens selbst; die Urkunde einiger weltbefreienden Ideen, in deren Wandlungen und Geschicken das Leben mehr als eines Volkes und Stammes rotirt. Diese Geschichte sollte als ein edles Apokryphon gedacht und empfunden werden, welches zu den Bibeln und Veda's der Menschen einen prächtigen Epilog bilden könnte. Und gerade in dieser idealen Einheit, in diesem beständigen Hinweis auf den leitenden Hauptgedanken liegt die echte historische Wahrhaftigkeit, auf welche es bei einem solchen Geschichtsbuche doch vor Allem ankommt.

Wie kommt es denn? Könige, einzelne Städte, Tyrannen und ihre Unthaten, beinahe sie alle haben es zu klassischen Geschichtsdenkmälern gebracht; und Israel's Weltgang wird auch heute noch als das alte sentimentale Thränenlied abgeleiert! Doch das ist nicht deine Schuld, verklärter Altmeister! Du warst ein Kind deiner Zeit und deiner Heimath; und auch die Besten können über diese Prämissen nicht hinaus. Vielleicht aber hat gerade Amerika den Beruf, auch hier den Bannkreis zu durchbrechen, welchen die kleinen und unfreien Zustände Europas um diese edle Wissenschaft der jüdischen Historik gezogen haben.

Ungleich anderen bedeutenden Historikern, hat Jost über seine eigene Geschichte, seinen Lebens- und Entwicklungsgang, sich fast durchgängig ein bedauerliches Schweigen auferlegt Zu einem Memoirenschreiber fühlte er niemals den rechten Beruf in sich. Das Wenige, was er über seine persönlichen Verhältnisse aufgezeichnet, betrifft nur einzelne Episoden aus seinem Leben, bewegt sich in einer wenig befriedigenden, anekdotenhaften Auffassung und gehört auch sonst nicht zu dem Besten, was er zu Tage gefördert. Die Lücke, welche diese seine Zugeknöpftheit gegenüber

der Nachwelt derart geschaffen, suchte ich am Rande persönlicher Erinnerungen, so gut es eben anging, zu ergänzen. In einem wesentlichen Stücke bin ich dabei zu einem nicht ganz unbefriedigenden Resultate gelangt. Ich habe einen Glücklichen entdeckt, einen erfolgreichen Kämpfer, auf dessen freier Stirne keine Unmuthsfurchen grollten. Soweit von sonnigen Tagen diesseit des Grabes die Rede sein kann, darf dieser Gute und Redliche den wenigen Begnadeten, den sturmfreien Seglern auf des Lebens Fahrwassern beigezählt werden. Er erholte sich rasch von einer düsteren Jugend in gefesteter männlicher Wirksamkeit. In fünfundvierzigjähriger Lehrthätigkeit sah er Tausende von jungen Menschenpflanzen um sich her fürs Leben keimen. Eine Geistesprovinz von weltumfassender Bedeutung ist untrennbar mit seinem Namen verknüpft; und die Bezeichnungen: Jost und jüdische Geschichte, sind für alle Zeiten verwandte Klänge geworden. Durch vierundzwanzig Jahre, von 1818 bis 1842, war er mit einer ebenso schönen wie geist- und gemüthreichen Lebensgefährtin, einer Nichte des Mendelssohnianers Isaak Euchel verbunden. Seine wohlthätigen Bestrebungen fielen auf keinen kargen Boden. Drei von ihm gestiftete Vereine überleben ihn: ein prächtiges Trifolium seiner Humanitätsgedanken halten sie seine wohlwollenden Züge vor der Nachwelt lebendig. Der Frauenverein, gegründet 1847, ist in sein zweites Menschenalter eingetreten. Der Permissionisten-Verein trat 1843 in's Leben. Die Creizenach-Stiftung ward 1842 gegründet Und so wenig auch dem edeln Jost die großen Wehen der Menschengattung erspart blieben, so lächelte doch immerdar von seiner freien Stirn die wolkenlose Ruhe des Weisen und des Gläubigen.

23.

Meine Aufgabe nähert sich ihrem Ziele: nur wenige Erinnerungen sind noch hinzuzufügen. Am Dienstag, den 18. September 1860, nahm ich von dem bewährten Freunde nach achtzehnmonatlichem, fast täglichem Verkehr Abschied: es sollte ein Scheiden sein für immer. Bewegt schloß mich Jost in seine Arme und beschwor mich bald zu schreiben. Anderen Tages verließ ich die Mainstadt und fuhr den grünen Rhein hinab, bis wo er sich in der Verflachung holländischer Deiche in das Nordmeer ergießt. Die Burgen und Gelände des deutschen Stromes erglänzten im Herbstsonnengolde; das Bild des Freundes zog mit mir in die weite Welt und begleitete mich in die langweilige englische Seestadt Hull, wo ich fürs nächste meinen Aufenthalt hatte. Der Ruhm des Historikers war für seine Freunde eine Art offenen Empfehlungsbriefes: alle Gutgesinnten und Hochgebildeten sprachen von ihm oder wünschten, daß man von ihm erzähle.

Seine rüstigen Jahre versprachen noch einen langen, grünen Lebenswinter. Aus seinem Briefe an mich, vom 28. Oktober, athmete Heiterkeit und gesetzte Ruhe; und ich freute mich auf seine kommenden Mittheilungen und lebte emsig meinen neuen Pflichten. Kein Wölkchen am Horizonte deutete auf die nahe Trennung.

Vergebens bemühte ich mich, etwas Näheres über seine letzte Krankheit zu erfahren. Ein Schlagfluß bereitete die Freunde

auf den herben Verlust vor. Neun Tage dauerte der Kampf der fliehenden Lebensgeister um Stundung, um Fristung des theueren Daseins. Der nähere Kreis scheint gleich anfangs alle Hoffnung aufgegeben zu haben.

„Unser seliger Dr. Jost — schrieb mir Frau Dr. Heß vom 23. Dezember — war etwa eine Woche krank, ganz in der Weise wie mein seliger Mann. Er war abwechselnd bei Bewußtsein. Er hat gelitten, hatte aber kein langes Krankenlager, was immer als eine Gnade des Allmächtigen betrachtet werden muß. Er wurde sehr bedauert, und sein Cortege bezeugte die allgemeinste Achtung vor dem Menschen sowohl, wie vor dem Gelehrten."

Am 22. November 1860 war diese Erde um einen guten und großen Menschen ärmer. Isaak Markus Jost hatte ein Alter von siebenundsechzig Jahren und neun Monaten erreicht. Am 24. November fand unter Betheiligung eines fast unabsehbaren Trauergeleites das Leichenbegängniß statt. Dr. Stein und Dr. Stern sprachen an der Bahre, und beim Anblicke der thränenüberströmten Schülerinnen des Frauenvereins, die um den zweiten Vater weinten, blieb kein Herz unbewegt.

Die Trauer über sein unerwartetes Hinscheiden erfüllte die ganze Stadt und breitete sich bald über die weitesten Kreise des deutschen Vaterlandes, ja des ganzen civilisirten Auslandes aus. In vielen deutschen Synagogen wurden Gedächtnißreden zu seinem Andenken gehalten. Der Rabbiner Leopold Löw widmete den dritten Jahrgang seiner Zeitschrift „Ben-Chananja", Szegedin 1860, den Manen des Mannes, in dem er einen wackeren Mitarbeiter und Mitstreiter bei seinen Bestrebungen besessen. Der zweite Band des „Jahrbuchs für die Geschichte der Juden", Leipzig, Leiner, 1861, wurde demselbeu theueren Andenken zugeeignet. Es regnete thatsächlich Nekrologe und Nachrufe im In-

und Auslande. Und doch belehrt uns der schnelle Wechsel der Dinge, die stete Wandlung des Geschmackes und der Interessen, daß auch d e i n reiner Name, du Edler, Liebevoller, der verschlingenden Zeitwelle nicht als völlig heilig gelten wird, und daß du dich für die Dauer mit einer kleinen, stillen aber von zäher Treue erfüllten Gemeinde von Verehrern wirst begnügen müssen.

Die Ruhestätte des müden Menschenbildners ist mit einem Denkmale von rothem Sandstein bezeichnet, wovon ich mir folgende Beschreibung verschafft habe. Auf einem Kubus dieses Gesteins erhebt sich eine Pyramide aus demselben Material. Die Inschrift in gothischen Buchstaben lautet wie folgt:

„Hier ruhet

Dr. Isaak Markus Jost,

geboren zu Bernburg, den 22. Februar 1793,

gestorben zu Frankfurt am Main, den 22. November 1860.

Reichen Geistes, edeln Herzens, weihte er sein Leben
Der Pflege der Wissenschaft,
Der Bildung der Jugend,
Den Werken der Menschenliebe.“

Das Denkmal mißt etwa sieben bis acht Fuß in der Höhe.

Zu einer hebräischen Inschrift hat es der große Meister der neuhebräischen Prosa noch nicht gebracht. Wir wollen die Lücke, so weit es hier möglich, auszufüllen suchen, indem wir des ver=

ewigten Leopold Löw sinnigen Gruß, begleitet von einer freien Uebertragung, hierhersetzen:

בימי עולם על כל נעלם דבר טוב הבעת
הן סר צלם כי על כלם קרני אור הופעת

Aus Vorzeitschachten erklang uns dein Wort
Mit silberzüngigem Munde;
Nichts Mythisches hat die Geschichte mehr,
Du zwangst sie zur deutlichsten Kunde.

Ein besseres und vielleicht auch ein bleibenderes Denkmal zu Ehren des abgeschiedenen Historikers dürfte es aber heißen, wenn man die besseren und gediegeneren seiner volksbildenden Schriften in neuer Form und Ausgabe der Menge zugänglich machte. Seine drei großen historischen Werke sind sämmtlich vergriffen und mehr oder weniger selten geworden, und sie warten dahe auf einen von kundiger Hand für das Zeitbedürfniß zu veranstaltenden Wiederabdruck. Menschen vom Jost'schen Kaliber leben nicht in Steinen, sondern am besten und dauerndsten in Büchern und Gedanken weiter.

Verzeichniß der Jost'schen Schriften.

---

1. Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Maccabäer bis auf unsere Tage, nach den Quellen bearbeitet. Neun Theile. Berlin, Schlesinger'sche Buchhandlung, 1820—28.

2. G. F. Burckhardt und J. M. Jost, ausführliches theoretisch-praktisches Lehrbuch der englischen Sprache. Berlin, C. F. Amelang, 1826 (erlebte bis 1852 vier Auflagen).

3. Neue Jugend-Bibel, enthaltend die religiösen und geschichtlichen Urkunden der Hebräer, mit sorgfältiger Auswahl für die Jugend übersetzt und erläutert. Theil 1: die fünf Bücher Moses. Berlin 1823.

4. Erklärendes Wörterbuch zu Shakespeare's Plays, für deutsche Leser zur richtigen Auffassung des Wortsinnes und der vielen schwierigen Stellen sowie der Anspielungen und Wortspiele. Berlin, Amelang, 1830.

5. Was hat Herr Chiarini in Angelegenheiten der europäischen Juden geleistet? Eine freimüthige und unparteiische Beleuchtung des Werkes: Theorie du Judaisme etc., par l'abbe L. A. Chiarini. Berlin 1830, A. W. Hahn.

6. Die Mischna, punktirter Text und deutsche Uebersetzung. Berlin, 1831—34, 6 Bände, 4°.

7. Offenes Sendschreiben an den Oberregierungsrath Karl Streckfuß. Berlin 1833.

8 Drei hebräische Briefe, gerichtet an einen Karäer, mit tartarischer Uebersetzung, abgedruckt in dem Buche מנחת יקרת. Koslоff 1834.

9. Theoretisch-praktisches Handbuch zum Unterrichte im deutschen Stil, mit sehr vielen Uebungs-Beispielen. Berlin, Carl Friedrich Amelang, 1835.

10. Ansichten und Topographie von London und dessen Umgebungen. Stahlstiche mit Text von C. F. Partington, deutsch von Jost. Berlin 1834, 4°.

11. Friedrich des Großen Werke, übersetzt. Berlin, Lewent 1835 — 37.

12. Drei Briefe der palästinischen Juden aus Jerusalem, Safet und Bairut, an Herrn Lehren in Amsterdam. Aus dem Hebräischen treu übersetzt. Prag 1837.

13. Mythologische Gallerie, nach Zeichnungen namhafter Künstler, mit Text in deutscher, französischer und englischer Sprache. Berlin, List 1834—37, 4°; zweite Auflage, ib. 1839.

14. Legislative Fragen, betreffend die Juden im preußischen Staate. Berlin, C. H. Schröder, 1842.

15. Nachträge zu den Legislativen Fragen 2c. Ib. 1842.

16. Vorwort zu Abraham ibn Esra's Sefat Jeter, in G. H. Lippmann's Ausgabe. Frankfurt am Main 1843.

17. Neuere Geschichte der Israeliten von 1815—45; 3 Bände. Berlin, Schlesinger, 1845—47.

18. Die Lehre vom Satz und Periodenbau, 1847.

19. Allgemeine Geschichte des israelitischen Volkes, sowohl seines zweimaligen Staatslebens als auch der zerstreuten Gemeinden und Sekten, bis in die neueste Zeit, aus den Quellen bearbeitet; 2 Bände. Leipzig, 1850, C. F. Amelang.

20. Adolph Jellinek und die Kabbala. Literaturbericht. Leipzig, A. M. Colditz, 1852.

21. Lehrbuch des hochdeutschen Ausdrucks in Rede und Schrift. Braunschweig, Westermann, 1852.

22. Die Schule des freien Gedankenausdrucks. Leipzig, Brandstetter, 1853.

23. Abschiedsworte an den Oberlehrer Dr. M. Heß, bei seinem Ausscheiden am 29. März 1855. Frankfurt am Main 1855.

24. Geschichte des Judenthums und seiner Sekten. Leipzig, Dörffling und Franke, 1857—59 ; 3 Theile.

25. Zusätze zum vorbenannten Werke. 14 Seiten. (1859.)

26. Die Einweihung des neuerbauten Hauses des israelitischen Frauenvereins in Frankfurt. Frankfurt am Main 1857.

27. Rabinowitsch, der Strafnoi, aus dem Russischen übersetzt. Leipzig, Oscar Leiner, 1860.

28. Baronin von Rothschild, Sabbath- und Festreden, gehalten in der Londoner Mädchenfreischule in Bell Lane; aus dem Englischen übersetzt. Frankfurt am Main, 1860.

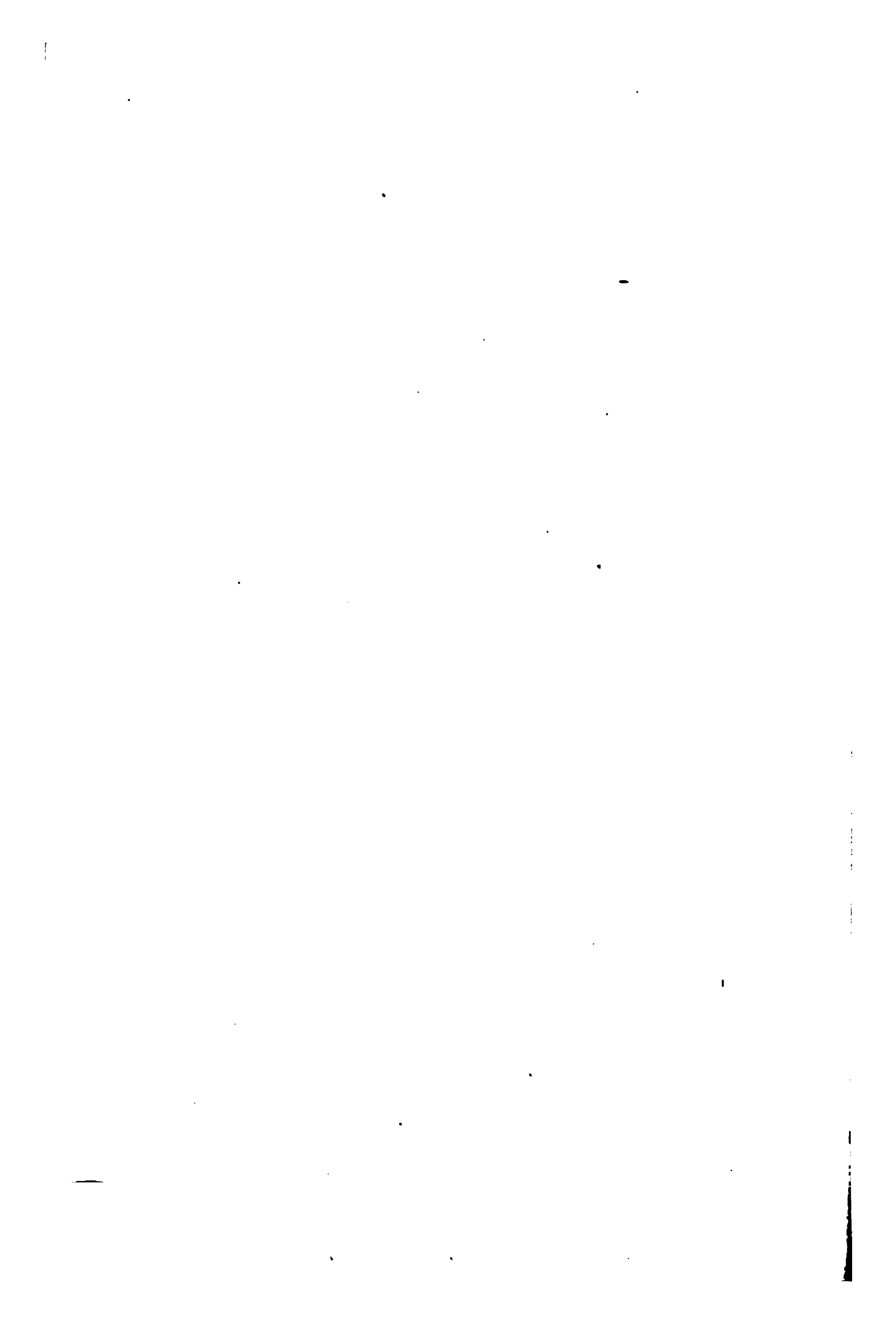
29. Artikel: „Judenteutsch“ in Ersch und Gruber's Encyclopädie.

30. Zion, eine hebräische Monatsschrift, herausgegeben von Dr. M. Creizenach und Dr. J. M. Jost. Frankfurt a. M., J. S. Adler. 2 Jahrgänge, September 1840 bis August 1842.

31. Israelitische Annalen, ein Centralblatt für Geschichte, Literatur und Cultur der Israeliten aller Zeiten und Länder, herausgegeben von Dr. J. M. Jost. Drei Jahrgänge. Frankfurt a. M., Joh. Dav. Sauerländer, 1839—41.

Seine zahlreichen Abhandlungen, Aufsätze, Studien und Skizzen liegen außerdem fast über die gesammte periodische Fachliteratur der Epoche verstreut; so in der Allgemeinen Zeitung des Judenthums, Löw's Ben-Chananja, Broska's Central-Archiv, dem Jahrbuch für die Geschichte der Juden und des Judenthums, Gräfe's Pädagogischer Zeitung, Mager's Revue, Diesterweg's Rheinischen Blättern, Herrig's Archiv, Körner's Praktischem Schulmann, den Sippurim von Pascheles, Stein's Israelitischem Volkslehrer, Stein's Freitagabend, der Hallischen Literaturzeitung, der Jenaischen Literaturzeitung, der Neuen Jenaer allgemeinen Literaturzeitung, dem Wiener Jahrbuch für Israeliten von Isidor Busch, in Ersch und Gruber's Encyklopädie, Kayserling's Kanzelrednern, K. Klein's Jahrbuch für Israeliten, Samuel Winter's Illustrirtem israelitischem Jahrbuche, K. Klein's Israelitischer Schulbibliothek, und noch sehr vielen anderen periodischen Schriften.

Anmerkungen.



1. (Zu Seite 62.) Zu einem ausführlichen Lebensbilde Leopold Stein's ist es bis jetzt (1886) noch nicht gekommen. Aus dem reichen literarischen Nachlasse des Verewigten ließe sich eine gute Biographie leicht herstellen.

2. (S. 71.) Der Magid: eine Art Wanderprediger, der im Gegensatze zur strengen Verstandesrichtung in der zumeist auf das Gemüth wirkenden agadischen Deutungsweise der Bibel seinen Boden hat In den slavischen Ländern ist dieser Volkslehrer auch heute noch sicher, mit seinem aus Witzesfunken, Anekdoten und abenteuerlichen Geistessprüngen zusammengesetzten Vortrag über zahlreiche Zuhörerkreise zu verfügen. In der Literatur hat der Magid seinen prägnantesten Ausdruck gefunden in R. Jakob Dubno, nach der Stadt, wo er als Prediger wirkte, so genannt. Seine Predigtsammlungen: „Ohel Jakob", Zolkiew 1837, und: „Kol Jakob", Lemberg 1858, genießen bei den Freunden dieser Schriftgattung immer noch großen Ansehens.

3. (S. 88.) Die Hamasa.—So heißt die werthvollste Sammlung altarabischer Volkslieder aus der Zeit vor und unmittelbar nach Mahomed. Ihr Sammler Abu Temmam, wahrscheinlich christlicher Abkunft, war selbst ein gefeierter höfischer Dichter während der Blüthezeit der Abbasiden. Geboren in der Nähe von Damaskus zu Anfang des neunten Jahrhunderts und gestorben zu Mosul 846, führte er nach der Sitte seiner Zeit ein unstätes Wanderleben auf einer beständigen Jagd nach Gönnern und Mäcenen. Diese Kompilation selbst, welche ihm mehr Ruhm eintrug als seine eigenen Dichtungen, soll einem Reiseabenteuer ihre Entstehung verdanken. Abu Temmam wurde, als er auf seinem Wege Hamadan berührte, durch mäch-

tiges Schneegestöber an der Weiterreise verhindert und verweilte als Gast monatelang bei Abul Wafa, dessen Bibliothek ihm die Materialien zu seiner großen Blumenlese lieferte. Die Sammlung enthält nahezu 900 Lieder oder lyrische Bruchstücke und ist in zehn Bücher eingetheilt, deren erstes „Hamasa", d. i.: Tapferkeit, überschrieben ist. Nachher wurde dieser Titel auf das ganze Werk übertragen. Im Gegensatze zu der späteren arabischen Kunstpoesie, welche in der orientalischen Odenform, der Kasside, ihren Ausdruck fand, enthält das Buch meistens begeisterte Improvisationen, deren Stoffe dem ewig wechselvollen Einerlei von Liebe und Haß, Krieg und Beute, Sieg und Niederlage, mit einem Worte: dem Wander- und Guerilla-Leben der südarabischen Stämme entnommen sind.

Die eigentliche Hamasa — denn es giebt mehrere Nachahmungen und Werke desselben Titels — hat nicht weniger als zwanzig Kommentatoren gefunden, wonach man auf ihre Beliebtheit einen Schluß thun kann. Von diesen Erklärern ist Tebrisi (starb 1109) der bedeutendste, und mit Einschluß seiner Scholien und einer lateinischen Uebersetzung hat G. W. Freytag diese große Liedersammlung (Bonn 1828—51) herausgegeben. Ins Deutsche wurde die Hamasa von Friedrich Rückert (Stuttgart 1846) mit gewohnter Meisterschaft übertragen. Für den Orientalisten sind diese Dichtungen, neben dem Lichte, das sie auf altarabische Zustände werfen, schon als bedeutendstes Sprachdenkmal der vor-mahomedanischen Zeit fast unentbehrlich.

4. (S. 95.) Der Pilpul, d. i.: die scharfsinnige [wörtlich: die stark gepfefferte, von: פלפל Pfeffer: Sabbath 64 b u. a.] talmudische Disputirmethode. Der Talmud kennt nur die allgemeine Anwendung des Scharfsinns; vgl. Abot 6, 6, Nedarim 38 a. Erst durch Jakob Pollak in Prag [1460—1530] wurde das blose Mittel zum Zwecke erhoben, das Hervorsuchen von Schwierigkeiten zur Hauptsache gemacht. Durch den Einfluß der Pollak'schen Schule breitete sich die pilpulistische Methode immer mehr in Deutschland und Polen aus, fand aber auch in Salomon Luria u. A. mächtige Gegner. Die sephardischen und orientalischen Juden haben sich dieser haarspaltenden Dialektik zum großen Theile fern gehalten.

5. (Ibid.) Die Schiur-Stube: das Lokal, in welchem der Schiur [=Maß, Pensum], d. h.: das Talmud-Pensum gelernt wird.

6. (S. 97.) Das Cheder [wörtlich: Zimmer].—Früher technische Bezeichnung einer jüdischen Elementarschule, wurde der Ausdruck allmälig sprichwörtlich für jede des pädagogischen Geistes und Ordnungssinnes völlig entbehrende Lehranstalt. Vgl. Tendlau, Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit, No. 769.

7. (S. 98.) Der Schulchan-Aruch [wörtlich: der wohlbesetzte Tisch]: Titel des berühmten Ritual-Codex von R. Joseph Karo [1488—1575]. Trotz des Zwanges, welchen diese Riesenarbeit dem Religionsleben des Israeliten stellenweise angethan hat, muß der Schulchan-Aruch immerhin als ein Meisterwerk von Folgerichtigkeit und stofflicher Vollständigkeit betrachtet werden.

8. (S. 105.) David Friedländer [1750—1834.]—Der bekannte Biurist und Mendelssohnianer, der aber an die Geistesklarheit und sittliche Höhe des Meisters bei weitem nicht hinanreichte, schlug später eine deistisch-verflachende Mittelrichtung ein, welche besonders in dem berüchtigten „Sendschreiben an den Probst Teller", Berlin 1799, ihren Ausdruck fand. Ein unleugbares Verdienst hat er sich durch die Gründung der Berliner Freischule und Leitung der damit verbundenen Buchdruckerei erworben.

9. (Ibid.) Simon Veit, ein Berliner Bankier und ein edler, den höchsten Zielen gewidmeter Mensch, gehörte zu dem Zuhörerkreise, an welchen Mendelssohn im Spätsommer 1784 seine philosophischen Vorträge — die berühmten „Morgenstunden" — richtete. Er war damals bereits mit Dorothea, des Weltweisen ältester Tochter [vgl. Note 10.], verheirathet.

10. (Ibid.) Dorothea Mendelssohn, geboren um das Jahr 1764, heirathete in den Achtziger Jahren Simon Veit [Note 9.], dem sie zwei Söhne gebar. Ihr Aeltester, Philipp Veit, ein berühmter Maler, wurde ein Hauptbegründer der neueren katholischen Richtung in der Malerei. Dorothea lernte in den Neunziger Jahren Friedrich von Schlegel kennen und verband sich mit ihm nach ihrer Scheidung von Veit, 1802. In Köln trat sie später zur katholischen Kirche über. Sie starb zu Frankfurt am Main am 11. August 1839. Von ihr ist der Roman „Florentin" und einiges Andere, was unter dem Namen ihres Gatten herauskam. Man beschuldigt sie auch der Autorschaft oder wenigstens Mitarbeiterschaft an dem sehr lasciven Roman „Lucinde".

11. (Ibid.) Friedrich von Schlegel [1772—1829.], der allbekannte Schriftsteller der romantischen Schule, ebenso geistreich wie gesinnungslos, zeigte sich in allen Sätteln gerecht. Er mißbrauchte Philosophie und Aesthetik zur Vertheidigung von Jesuitismus, Reaktion und Servilismus. Seine siebenundzwanzigjährige Ehe mit Dorothea [Note 10] soll übrigens eine auf literarische Mitarbeiterschaft gegründete wahrhafte Musterehe gewesen sein.

12. (S. 111.) Geronimo de Santa Fe oder Hieronymus a sancta fide, einer der schlimmsten Täuflinge, welche die Kirche je zum Hasse gegen ihre früheren Stammesgenossen aufgehetzt, hatte als Jude den Namen Josua Lorqui oder Lorki geführt und war Leibarzt des schismatischen Papstes Benedikt XIII., dessen Absetzung auf der Synode zu Pisa, 1409, dekretirt wurde. Nach seinem Uebertritte zum Christenthum, der um 1410 erfolgt sein mag, trat Geronimo als einer der bittersten Verfolger der Synagoge hervor. Besonders vertrat er in der Disputation zu Tortosa, dem längsten Religionsgespräche aller Zeiten — es dauerte einundzwanzig volle Monate, 1413–14—die christliche Seite mit hämischem Renegatensinne und spanischem Fanatismus.

13. (S. 112.) Jacques Basnage de Beauval, geboren zu Rouen 1653, gestorben im Haag 1723, ein reformirter Prediger von umfassender Bildung und hohem Gesinnungsadel. Er war nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach Holland ausgewandert und wirkte zu Rotterdam und später im Haag als Geistlicher im versöhnlichsten Sinne. Sein Buch: „Geschichte der jüdischen Religion von Christus bis auf die Gegenwart", Rotterdam 1707-11, 5 Bände, bezeichnet einen sehr glücklichen Wendepunkt in der Würdigung jüdischer Verhältnisse von christlicher Seite. Trotz der großen Mängel dieses Werkes wurde dadurch den Juden ein sehr wichtiger Dienst geleistet, wie Grätz mit treffender Charakterisirung hervorhebt. [Geschichte der Juden, B. 10, S. 315. ff.]

14. (S. 114.) Dr. Frensdorff, Professor und Seminardirektor zu Hannover, gestorben 1880, 72 Jahre alt, hat den Ruf eines tüchtigen Gelehrten und edeln, liebenswürdigen Menschen nachgelassen. Besonders auf dem Gebiete der Massora hat er Vorzügliches geleistet. Eine treffliche Charak-

teristik des makellosen Biedermannes findet man in Abraham Geiger's nachgelassenen Schriften, B. 5, S. 21. f.

15. (S. 115.) Moritz A. Stern wirkt jetzt noch, hochbetagt, als Professor der Astronomie in Göttingen.

16. (S. 117.) Eduard Gans, 1798 –1839, der bekannte Gegner Savigny's und Gründer der philosophischen Rechtsschule, erregte durch seinen Abfall vom Väterglauben ein sehr unliebsames Aufsehen, da er als Mitbegründer des Kulturvereins geradezu für die Förderung des Judenthums zu wirken unternommen. Allein die Zustände waren so verrottet und die religiöse Fahnenflucht in den damaligen Berliner Kreisen so sehr die Losung des Tages geworden, daß der leiseste Anlaß, eine Professur u. dgl., genügte, selbst die glänzendsten Geister zu den herrschenden Bekenntnissen hinüberzuziehen.

17. (S. 133.) Leopold Dukes, geboren 1810 zu Preßburg, lebt in Wien. Die von der Kamaraderie inspirirte Kritik, die nur einzelne gut empfohlene Namen herauszustreichen pflegt, hat gegen den gelehrten Preßburger noch ein großes Unrecht gutzumachen. Ohne die sogenannten Bausteine und Broschüren dieses Gelehrten wären die umfassenderen Werke eines Geiger, Sachs, Kämpf u. A. wol schwerlich möglich geworden; und selbst Zunz und Rapoport haben ihm so Manches zu verdanken. Der selige Jost hielt stets große Stücke auf den Verfasser der „Ehrensäulen" und hat dies bei jedem Anlasse ausgesprochen.

18. (Ibid.) Juda ben Salomo Alcharisi, der formgewandte Verfasser des „Tachkemoni", blühte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.

19. (S. 134.) Isaak Samuel Reggio [1784—1855], hat ein ganzes Menschenleben für Erweiterung der Gesichtspunkte im jüdischen Schriftthume mit Hingebung gewirkt. Einen schönen Nachruf hat ihm Geiger [Leon da Modena, S. 57. ff.] gewidmet.

20. [Ibid.] Moses Philippson [1775—1814], der Vater von Ludwig und Phöbus Ph., hat als Schulmann, Bibelerklärer und eleganter Hebraist während seines kurzen Lebens manches Schöne geleistet. Seine Biographie, aus der Feder seines Sohnes Phöbus Ph., füllt das erste Heft von des Letzteren „Biographischen Skizzen", Leipzig 1864-66.

21. (Ibid.) Joseph Wolf, Lehrer und Prediger in Dessau [1762—1826.] Seine Biographie von Phöbus Philippson: l. l., Heft 1. 2., S. 129. ff.

22. (Ibid.) Aaron Halle Wolfssohn, geboren 1756, starb zu Fürth am 20. März 1835. Ein vorzüglicher Biurist und Schulmann, wirkte er lange Jahre an der Breslauer Wilhelmsschule.

23. (Ibid.) Juda Löb Bensew oder Ben-Seeb [1764—1811] hat durch seine bei vielen Mängeln geistvoll angelegte Grammatik zum Studium der hebräischen Sprache einen neuen Antrieb gegeben.

24. (S. 135.) Herz Homberg [1749—1841], ein Mendelssohnianer von stark überschätztem Verdienste. Durch seine Gefügigkeit gegen die österreichische Regierung in seinem Schulrathsamte hat er auf die Entwicklung der jüdischen Verhältnisse zumeist nur störend eingewirkt.

25. (Ibid.) Maison-Frankfurter, Lehrer zu Nordstetten in Würtemberg und Bruder des Dr. N. Frankfurter, Predigers am Hamburger Tempel. Berthold Auerbach hat in der Dorfgeschichte: „Der Lauterbacher" sein Charakterbild gezeichnet.

26. (S. 139.) Beth-hamidrasch hagadol, d. i.: das große Lehrhaus. Die Hyperorthodoxie in den genannten amerikanischen Großstädten hat diesen prägnanten Namen für ihre obscuren Oppositions-Betstuben mit besonderer Absicht und sichtlichem Gusto gewählt.

27. (Ibid.) Der Peschat, d. i.: die einfache, streng logische Erklärungsweise im jüdischen Schriftthume, im Gegensatze zum Derusch, welcher mehr bei der homiletischen Betrachtungsweise in Anwendung kommt.

28. (Ibid.) Die dritte Sabbathmahlzeit, Seuda-schelischit spielt bei den Kabbalisten und Chassidim eine hervorragende Rolle und wird deshalb zur Abhaltung frommer Konventikel mit Vorliebe gewählt. Der Grund ist wol darin zu suchen, daß zum Behuf der Sabbath-Verehrung schon frühzeitig auf drei vollständige Mahlzeiten Bedacht genommen ward. Nun hat aber die Luria-Schule der Kabbala-Wissenschaft seit dem sechzehnten Jahrhundert stets lebhafter darauf hingearbeitet, den Sabbath mit schmückenden Symbolen zu umgeben. Dabei ergab sich in natürlichster Weise für den Freitagabend das Sinnbild der einziehenden, für

den Sabbathabend dagegen das der abschiednehmenden Braut. Die Gesetzesautoritäten empfahlen von jetzt an immer ernstlicher, der dritten Mahlzeit den Vorzug zu geben. Vgl. Orach Chajim 291.

29. (Ibid.) Die hebräische Abbreviatur „Schass" ist aus den Initialen von „Schischa Sedarim", d. i.: die sechs Talmud-Abtheilungen, gebildet. Der Schaß-Polak bezeichnet daher denjenigen polnischen Talmudisten, welcher sich eine so durchgängige, wenn auch nur mechanische Belesenheit im Talmud erworben, daß er als eine Art wandelnder Referenzquelle, als lebendige Talmud-Konkordanz gelten kann.

30. (S. 149.) Leopold Löw [1811–75], Rabbiner zu Szegedin, hat fast alle Gebiete des jüdischen Alterthums und beinahe alle mit gleichem Erfolge durchdrungen. Am bedeutendsten erscheint er in seinen theologischen Gutachten und ritus-geschichtlichen Abhandlungen.

31. (S. 150.) Zacharias Frankel, geboren in Prag 1801, wirkte als Rabbiner in Teplitz und sodann in Dresden, seit 1854 als Direktor des Breslauer Seminars, wo er 1875 gestorben. Bei einer gewissen Trockenheit der Methode, welche bei jüdischen Intelligenzen beinahe zu den Ausnahmen gehört, hat Frankel es doch verstanden, durch seine Bücher den Forschersinn mächtig anzuregen und durch sein persönliches Einwirken eine weitverzweigte Schule zu gründen.

32. (Ibid.) Dr. Salomon Markus Schiller-Szinessy wurde in den Zwanziger Jahren zu Altofen in Ungarn geboren, studirte in Jena, wirkte als Rabbiner zu Eperies, Ungarn, sodann als Feldrabbiner im ungarischen Revolutionsheere, 1849. Zu Anfang der Fünfziger Jahre wurde er als Rabbiner nach Manchester, England, berufen; und seit 1863 wirkt er an der Universität Cambridge, England, mit vielem Beifall als Dozent der hebräischen und talmudischen Fächer.

33. (S. 156.) B. Wechsler, Rabbiner in Oldenburg, woselbst er 1874 gestorben, gehört zu den gesinnungstüchtigsten und charakterfestesten Wortführern der Reform.

34. (Ibid.) Samuel David Luzzatto, geboren in Triest 1800, starb 1865 zu Padua, wo er als Lehrer an der Rabbinerschule lange Zeit aufs segensreichste gewirkt. Luzzatto, nach rabbinischer Sitte mit einer Abbreviatur—Schadal—zubenannt, hat trotz mancher Sonderbarkeiten und

Mängel den Gelehrtenruhm seines in der Wissenschaft bereits seit Jahrhunderten blühenden Geschlechtes in glänzendster Weise zu erweitern verstanden.

35. (S. 166.) Die literarische Fehde zwischen Menachem ben Seruk [um 910–70] und Dunasch ben Labrat [ungefähr 920–80] gehört zu den heftigsten Streitigkeiten der an literarischen Scharmützeln wahrlich nicht eben armen jüdischen Literatur. Es handelte sich dabei in erster Linie um die Mäcenatsgunst des jüdischen Veziers Chasdai ibn Schaprut, im Allgemeinen aber auch um den Alleinbesitz gelehrten und poetischen Ansehens. Und so gleichartig erscheinen der Nachwelt Verdienste und Mängel der beiden Rivalen, daß man sogar heute noch in der Beurtheilung der Sachlage nicht viel weiter gediehen ist als vor neunhundert Jahren. Soviel steht fest: Dunasch war der geistreichere, aber auch der boshaftere von den Zweien. Menachem dagegen war gründlicher und hatte zudem die Priorität für sich. Auch war die Menachem-Schule lebenskräftiger als die der Dunaschiten. Und dennoch bekam der arme Menachem die Prügel: ich meine nicht figürliche, nein, nur allzu wirkliche, sehr fühlbare Schläge; denn der hochfahrende Chasdai ließ ihn mit mittelalterlicher Richtergewalt von seinen Dienern züchtigen und verhöhnte ihn noch obendrein auf eine rohe, den Beleidiger bei der Nachwelt verurtheilende Weise.

36. (S. 167.) Von dem praktischen Arzte, Dr. Heinrich Schwarzschild in Frankfurt, ist unter Anderem ein romantisches Epos: „Rübezahl" erschienen.

37. (S. 176.) Johanna Heß, die geist- und gemüthreiche Gattin des Oberlehrers am Philanthropinum, überlebte den Gatten nur um ein Jahr und acht Monate. Sie starb am 3. November 1861.

38. (S. 177.) Salomon Juda Rappoport [1790—1867] war in Lemberg als Sprößling der bekannten Gelehrten- und Aaroniden-Familie dieses Namens geboren, kam nach einer harten, kampfreichen Jugend als Rabbiner nach Tarnopol und wurde 1840 als Oberrabbiner nach Prag berufen.

39. (S. 184.) Der Musiv-Stil beherrscht die neuhebräische Diktion schon seit Kalir, d. i. ein wohlgezähltes Jahrtausend; und noch hat man das Ende nicht gesehen. Die Pointe bei dieser Schreibart ist die, daß fast Alles mit biblischen Citaten gesagt wird. Mäßig angewandt wirkt

diese Stilgattung, welcher eine gewisse witzige Zierlichkeit eigen ist, nicht unangenehm; allein bei der Art, wie die Bibel jetzt ausgeschöpft ist und bei dem riesigen Umschwunge des Sprachlebens kann es für die Dauer an geschmack- und geistlosen Anklängen nicht fehlen. In der That machen viele neue Hebraisten die löblichsten Anstrengungen, diese lästige Stilfessel abzuwerfen. Eigenthümlich ist dabei, daß die hebräische Sprache bis heute noch keinen technischen Ausdruck für den Musiv-Stil hat und daß es auch an einer Theorie desselben noch gänzlich fehlt. Leopold Dukes (Zur neuhebräisch.n religiösen Poesie, S. 112. ff.) ist der Einzige,der spärliche Erläuteterungen über diese Schreibart gegeben hat.

40. (S. 186.) Jakob Trigland, Professor in Leyden, gestorben 1705, hat keine Mühe gespart, über die Karäer etwas Genaueres zu erfahren. Er eröffnete deshalb eine eigene Korrespondenz mit mehreren karäischen Gemeinden. Die Früchte seiner Studien sind in seiner Diatribe de sec'a Karaeorum, Delft 1703, niedergelegt.

41. (Ibid.) Franz Delitzsch, Professor in Leipzig, der berühmte Orientalist, geboren 1813, der zu seinen vielen übrigen Verdiensten auch das eines Vertheidigers des jüdischen Schriftthumes jüngsthin gefügt hat. Denn wie ein moderner Reuchlin hat dieser Brave sich mit dem unwissenden und verlogenen Rohling herumgeschl gen. Seinen Beitrag zur Karäerkunde lieferte Delitzsch in dem Buche: „Ahron ben Elia's, des Karäers, System der Religionsphilosophie, herausgegeben und erläutert", Leipzig 1841.

42. (Ibid.) Hermann Reckendorf, geboren in Preßburg, starb 1874 in Heidelberg. Er gehörte zum Julius Fürst'schen Kreise und debütirte mit einer Art didaktischem Roman: „Die Geheimnisse der Juden", 5 Bände, Leipzig 1856–57.

43. (S. 187.) Das Jahrbuch Bikkure-Haitim wurde 1820 von Jakob Schalom Kohen als eine Art Fortsetzung der Zeitschrift „Meassef" begründet; und es erschienen im Ganzen 12 Jahrgänge, 1820–31. Die ersten drei Bände redigirte J. S. Kohen selbst; 1823 übernahm M. J Landau die Redaktion, welchem sich später noch B. Schlesing r und J Jeitteles beigesellten. Durch die Aufnahme der Rapoport'schen Biographien sind die Bikkure-Haitim trotz ihrer sonstigen Mängel ein fast unentbehrliches Quellenbuch der jüdischen Literaturgeschichte geworden.

44. (Ibid.) Salomon Munk, geboren zu Großglogau 1803, gestorben 1867 in Paris, wo er als Renan's Nachfolger am College de France lehrte, hatte die östliche Welt mit philosophischem Geiste bewältigt. Auch dem Erblindeten noch lagen Bücher und Denkmäler lesbar vor dem inneren Auge. Die Daten seines Verdienstes sind zu bekannt und ihrer zu viele, um in einer kurzen Note Raum zu finden.

45. (Ibid.) Joseph Aub, geboren zu Baiersdorf in Bayern, wirkte als Rabbiner in Bayreuth, Mainz und zuletzt in Berlin, wo er im Mai 1880 hochbetagt gestorben ist. Als Mensch und lichtfreundlicher Theologe von glücklichstem Einflusse, war er dagegen als Schriftsteller von geringerem Belange.

46. (Ibid.) Osias H. Schorr, der elegante Hebraist und Führer der neugalizischen radikal-kritischen Schule, deren Sprechsaal die Zeitschrift: „Hechaluz" ist. Er lebt als Privatgelehrter in Brody.

47. (Ibid.) L. H. Löwenstein, Privatgelehrter in Frankfurt am Main, wo er in den Vierziger Jahren gestorben ist. Schrieb: „Damascia. Die Judenverfolgung zu Damaskus" 2c. 2c., Rödelheim 1840. Auch kommentirte er einige biblische Bücher.

48. (Ibid.) Jakob Reifmann zu Scebreczyn, ein sehr tüchtiger Forscher und historischer Kritiker und dabei ein Meister des neuhebräischen Idioms. Schrieb u. A. eine treffliche Biographie des Serachia Halevi, Verfassers des „Hamaor", Prag 1853.

49. (Ibid) Max Letteris, der bekannte schöngeistige Schriftsteller in deutscher und hebräischer Sprache, wurde 1806 [oder nach Fürst's Bibliotheca judaica: 1804] zu Zolkiew in Galizien geboren und starb zu Wien 1871.

50. (Ibid.) Hirsch Chajes, Rabbiner in Zolkiew, hat auf dem Gebiete der Talmudkritik und der Einleitungswissenschaft Bedeutendes geleistet. Seine „Einleitung in den Talmud" [Mebo Hatalmud] erschien Zolkiew 1845.

51. (Ibid.) Gabriel Hirsch Lippmann, Rabbiner zu Kissingen, Bayern, gestorben in den Vierziger Jahren, gab mehrere der grammatischen Schriften Abraham ibn Esra's mit kritischen Anmerkungen heraus.

52. (Ibid.) Aaron M. Fulda oder Fuld, Privatgelehrter und namentlich gründlicher Talmudforscher, lebte in Frankfurt am Main. Veröffentlichte u. A. Glossen zu Asulai's „Schem hagedolim", Frankfurt 1847.

53. (S. 194.) Professor Moritz Oppenheim, der bekannte und mit Recht gefeierte Maler (1800—1882) hat besonders durch seine Skizzen aus dem jüdischen Leben seinem Namen eine wohlverdiente Popularität verschafft.

54. (S. 195.) Mit dem unübersetzbaren Wörtlein: „Nebich" oder „Näbich", gewöhnlich mit: „o Mitleid!" wiedergegeben, wissen weder Tendlau, (Sprichwörter, No. 633) noch Zunz, [Gottesdienstliche Vorträge, S. 441, Note] etwas Rechtes anzufangen. Ersterer hält den Ausdruck für eine Korruption aus: „Nicht bei euch!" welcher Satz dem lateinischen: Absit omen! entsprechen soll. Zunz meint, das Wort sei polnischen Ursprunges. Vielleicht aber ist es verwandt mit נבח kläffen, stöhnen, welches in der Bibel allerdings nur einmal [Jesai. 56, 10.], im Talmud aber häufiger und in mehrfacher Bedeutung auftritt. Joseph von Wertheimer hat diese schwierige Interjektion durch ein sinniges Gedicht, dessen Anfang hier mitgetheilt wird, zu erläutern gesucht:

„Ein Wörtchen geht von Mund zu Munde,
Sein Ursprung ist uns unbekannt;
Doch Zeugniß giebt's vom Bruderbunde,
Der mild dem Leid sich zugewandt.
Wo sich ein menschlich Weh verschließet,
Die Pilgerfahrt wird schwer und schwül,
Das Wörtchen von der Lippe fließet,
Und 'Näbich!' sagt das Mitgefühl."

55. (S. 199.) Bin-Nun, d. i. Sohn des Nun, der bekanntlich Josua's Vater war. Dabei ist aber „Nun", wie man weiß, zugleich der vierzehnte Buchstabe des hebräischen Alphabets, dessen Werth als Zahlzeichen: fünfzig beträgt Das Wortspiel besteht also darin, daß der Dichter, welcher in runder Summe eine fünfzigjährige Schriftstellerthätigkeit in Aussicht nimmt, den Jubilar als einen Fünfzigjährigen anredet.

56. (Ibid.) „Wie Jair's Sohn", d. h. wie der biblische Mordechai vom persischen Könige ausgezeichnet wurde. [Esther 8, 15.] Jost, der den hebräischen Namen Mordechai [= Markus] hatte, war also ein Namensgenosse des Jair-Sohnes der Vorzeit.